1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF TH
UNIVERSITY OF MICHIG
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

I
3055
.A2
1812a

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

B
3055
.A2
1812a

Digitized by Google

22433

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Fünfter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher

1820.

Digitized by Google

Vorbericht.

Die erſte Ausgabe des Werkes, das gegenwärtigen Band einnimmt, erſchien im Jahre 1779 unter dem Titel: Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeſchichte. Erſter Band. Flensburg und Leipzig. In demſelben Jahre ließ der Verfaſſer in dem deutſchen Muſeum zum erſten male die Stücke drucken, die man hier S. 41 — 55 und S. 127 — 215 findet. Eben dieſe Stücke erſchienen wieder unter dem Titel: Der Kunſtgarten. Ein philoſophiſches Geſpräch, in den vermiſchten Schriften des Verfaſſers, Breslau 1781. Nachher wurden ſie größtentheils in die Umarbeitung des Woldemar aufgenommen, welche, mit einer Zueignung an Göthe, 1794 zu Königsberg erſchien. Eine neue, verbeſſerte Ausgabe dieſer Umarbeitung wurde 1796 zu

Königsberg gedruckt. Nach einem Exemplare dieſer letzten Ausgabe, welches der Verfaſſer ſelbſt durchſehen und an einigen Stellen verbeſſert hat, iſt gegenwärtiger Abdruck veranſtaltet worden. Daß demſelben die Zueignung an Göthe wieder vorgeſetzt würde, hat der Verewigte ſelbſt angeordnet. Er war auch willens, einige Arbeiten der erſten Hand, die er aus der Ausgabe von 1794 und der folgenden ausgeſchloſſen hatte, wieder aufzunehmen. Da er aber dieſes nicht ſelbſt ausgeführt, noch darüber, wie es geſchehen ſollte, ſich erklärt hat, ſo glaubte ich die erwähnte Abſicht nicht anders als durch Aufnahme jener Stücke in einen Anhang erfüllen zu dürfen.

München, den 8ten Febr. 1820.

Friedrich Roth.

Woldemar.

Erſter Theil.

An

G ö t h e.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, ſchwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drückſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen ſeitdem unſere Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du

gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſeyn würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefſt Du mir zu in jenen Zeiten: der Ge„nügſamkeit, die ſich mit Theilneh„mung an Anderer Schöpfungsfreude „ſättigte, zu entſagen; nicht länger „zu gaffen; ſondern in die eigenen „Hände zu ſchauen, die Gott auch ge„füllt hätte mit Kunſt und allerley „Kraft."

Wie hätte ich Dir widerſtanden, Du Mächtiger! Ich ſuchte Dir auszuweichen; und zog, anſtatt neue Verſuche zu wagen, ſchüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeiſterung wurde mir aus

Deiner Freude. — Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunſt anderer Männer, ſtärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieſer Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu andern Geiſtesarbeiten, eben ſo unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemarn allmählich ganz vergeſſen. — Da erſchien, nach zwölf Jahren, Dein Taſſo.

Sonderbar erweckte dieſer Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! ... Auch Sie! Auch Sie!“ wurde dieſe Erinnerung ſo lebhaft, meine Aufmerkſamkeit ſo

getheilt und zerſtreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterleſen wieder zu ſammeln.

Der entſtandene Reiz wirkte fort. Ich ſuchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; — nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzuſehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erſt verzagt darin nur blätterte, ſondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl ſeyn zu mögen, der es geſchrieben hatte. Dagegen aber widerſtand mir auch Vieles darin im höchſten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter,

und ließen mir einen ſolchen unerträg-
lichen Nachgeſchmack, daß ich gern mit
einem Zauberſchlage das kleine Unge-
heuer vernichtet hätte, wenn es in mei-
ner Macht geweſen wäre.

Du begreifſt, Lieber, wie aus dieſem
Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein
immer wiederkommendes Verlangen,
dem Uebel auf irgend eine Weiſe abzu-
helfen, entſpringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte
allerhand Anſchläge, ſchritt zu Verſu-
chen; und fand jedesmal am Ende nur
ein neues, größeres Uebel. Endlich
hatte ich ſo viel Arbeit und Mühe ge-
habt, daß der Gedanke an eine gänzli-
che Umarbeitung, und an eine Vollen-
dung des Werkes nach einem neuen
Plane, der ſich anfangs nicht von Wei-

tem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entſchluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieſer Arbeit alle die beſten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirſt es bey dem Leſen fühlen, mit welchem frommen, unzerſtreuten Fleiße ich dabey geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unſern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Jan. 1794.

F. H. Jacobi.

Vorrede.

Das Weſentlichſte von dem, was bey dieſem Buche voraus zu ſagen gut ſeyn möchte, iſt ſchon in der Vorrede zu Allwills Briefſammlung S. XI—XVI geſagt worden: ich gebe daher auf jene Stelle, als auch zu dieſem Buche geſchrieben, Anweiſung.

Jene philoſophiſche Abſicht aber: „Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen" — findet ſich in dem gegenwärtigen Werke nicht wie dort mit Dichtung blos

umgeben; ſondern hier ſcheint vielmehr die Darſtellung einer Begebenheit die Hauptſache zu ſeyn.

„**Scheint; und ſcheint auch nicht: das iſt der Fehler!**“ wird man ſagen.

Dieſen Vorwurf muß ich mir gefallen laſſen. Mein Zweck konnte nur auf dem Wege, den ich eingeſchlagen habe, von mir erreicht werden. Von der Wichtigkeit und Würde dieſes Zwecks habe ich die innigſte, deutlichſte, vollkommenſte Ueberzeugung; und ich bin mir auch der Mittel die ich, um ihn zu erreichen, angewendet habe, auf eine Weiſe bewußt, die mich beruhigt. Mit dem kunſtverſtändigen erfahrnen Dichter werde ich mich leicht verſtehen; auch mit dem Philoſophen, wenn er etwas mehr iſt, als nur Philoſoph von Profeſſion.

„Ich habe nie verlangt“ — ſagt Leſſing im Nathan — „daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.“

Alſo anſtatt den Leſer mit dem was ſich für oder wider meine Arbeit möchte ſagen laſſen, aufzuhalten, oder mich darüber mit ihm zu entzweyen, will ich hier auf der Stelle von ihm Abſchied nehmen, und ihm nur noch eine Fabel hinterlaſſen, die ich am liebſten allein, ohne andre Vorrede, an dieſer Stelle angebracht hätte.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfinn Jupiters bey ſeiner Schöpfung. Mütterlich gab ſie aus ihrem Herzen jedem werdenden Weſen einen Ton, einen Klang, der ſein Inneres durchdringet, ſein ganzes Daſeyn zuſammenhält und es mit allen vergeſchwiſterten Weſen vereinet. Endlich hatte ſie ſich erſchöpft,

die gute Mutter; und weil ſie ihrer Geburt nach nur halb eine Unſterbliche war, ſollte ſie ſich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern ſcheiden. Wie ging ihr der Abſchied ſo nah! Bittend fiel ſie vor dem Thron Jupiters nieder und ſprach: Gewaltiger Gott, laß meine Geſtalt verſchwinden vor den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daſeyn gegeben habe. Wenigſtens unſichtbar will ich um ſie ſeyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich ſie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, ſprach der Gott, wenn du ihr Elend unſichtbar mit ihnen fühlteſt und ihnen nicht beyzuſtehen, ihnen auf keine Art ſichtbar zu werden vermöch-

teſt? denn das letzte verſaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schickſals.

So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unſichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz iſt getröſtet."

Jupiter berührte ſie ſanft und ſie verſchwand; ſie ward zur geſtaltloſen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: ſie ſpricht aus jedem Geſchöpf, aus jedem brüderlichen Weſen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmoniſchen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einſame Wald wird von ihr belebet; und wie oft haſt du mich, zärtliche Mutter, du ſcheue Bewohnerinn der Einſamkeit und der ſtummen Haine mehr in ihnen erquickt

als in dem öden Kreiſe tonloſer Menſchen-herzen und Menſchenſeelen. Mit ſanftem Mitleid giebſt du mir meine Seufzer zurück: ſo verlaſſen und unverſtanden ich ſeyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-durchdringende, alles-verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Herders Pyramythien. Zerſtreute Blätter, Erſte Samml. S. 190.

Eberhard Hornich, ein vornehmer Kaufmann zu B**, hatte drey Töchter: die älteſte hieß Caroline; die zweyte, Henriette; die dritte Luiſe.

Zu dieſen kam ein wackerer junger Mann, mit Namen Dorenburg. Er hatte Frankreich durchreiſt, ſich lange Zeit in Italien und England aufgehalten, und wollte jetzt zurück nach London, wo ein anſehnliches Etabliſſement ihn erwartete. Bey ſeiner Durchreiſe durch B** beſuchte er das Hornichſche Haus, an welches er Empfehlungsſchreiben hatte — ſah Caroline, weilte, wurde gefeſſelt. Er warb um das Mädchen, und das Mädchen nahm ihn gern. Mit Freuden willigte der Vater in die Heyrath mit einem Manne, der von ſo großem Handelsgeiſte, von ſo beträchtlichem Vermögen, und dabey aus einem ſchon vom Urgroßvater her berühmten

Hauſe war. Hornich war Wittwer, hatte keine Söhne, und erhielt von Dorenburg, daß er zu B** blieb, und Theil an ſeiner Handlung nahm.

Dorenburg war ein heiterer Mann von geſetztem Weſen, und unbeſtechbarem Charakter, herzlich und geiſtreich. Die feineren Vergnügen liebte er mit Einfalt, hatte einen reinen feſten Geſchmack, und hängte ſich nie an etwas, was ihm nicht durch wohlgeprüftes eigenes Gefühl empfohlen wurde, und ihm wahren Genuß verſchaffte.

Sein vertrauteſter Freund in B** wurde Biderthal, ein junger Rechtsgelehrter, und, wie er, dort ein Fremdling. Die Aehnlichkeit ihrer Neigungen und Grundſätze, der Eifer, den ſie gegenſeitig in ſich erweckten, die Hülfe, die ſie einander leiſteten, führte ſie zu jener Gütergemeinſchaft höherer Art, welche den Neid unmöglich, und das Leben ſo ſüß macht. Zwey Jahre hindurch war ihr Verſtändniß mit jedem Tage vollkommener, ihre Verbindung enger geworden.

Um dieſe Zeit kam Luiſe, eben ſiebzehn Jahre alt, aus einer Erziehungsanſtalt zurück

nach Hauſe, und zog Biderthalen unwiderſtehlich an. Er wollte ſeine Neigung, ehe ſie Leidenſchaft würde, überwinden — verbergen — mit Gewalt unterdrücken: — — Es war Liebe!

Daß Hornich das Mädchen ihm geben würde, daran war nicht zu denken. Der Alte hatte geſchworen, keine ſeiner Töchter ſollte einen Gelehrten *heyrathen*. Hiezu kam noch, daß Biderthals Vermögensumſtände mittelmäßig waren.

Dorenburg, dem das Geheimniß ſeines Freundes nicht lange verborgen blieb, genoß keine frohe Stunde mehr. Da er bey ſeinem Schwiegervater, deſſen Geſchäfte unter ſeiner Anführung ſich mehr als verdoppelt hatten, in großem Anſehn ſtand, ſo war er Anfangs nicht ganz ohne Hoffnung geweſen, dieſer würde, ihm zu Gefallen, Einmal in ſeinem Leben nachgiebig ſeyn, und etwas, das nach Großmuth ausſähe, an ſich kommen laſſen. Aber der alte Hornich ließ ſich nicht bethören. Er war darauf geübt, der Großmuth und allen nachtheiligen Tugenden dieſer Art mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes auszuweichen. Nicht einmal von Billig=

keit mochte er gerne hören; er traute ihrem ſchlüpfrigen Weſen nicht. Nahm man ſein Gefühl in Anſpruch, ſo ſchüttelte er lächelnd den Kopf, als einer der ſich nicht zum Beſten haben ließe. Sein Stolz war kalte Ueberlegung, mit dem Bewußtſeyn, daß ſo leicht ihm niemand einen Vortheil abgewinnen würde. Sich überall in Vortheil zu ſetzen, und den erlangten Vortheil zu behaupten, war ihm höchſter Grundſatz. Den Erwerb angehend, hielt er ſich ſtreng und ehrbar in den Schranken einer nur erlaubten, Geſetz- und Polizeymäßigen Gewinnſucht. Das Nichts der Ehre und alles Brodloſe Weſen verachtete er aus dem innerſten Grunde ſeiner Seele. Hingegen liebte er beynah uneigennützig — ſo ſehr gefielen ſie ihm! — alle Tugenden der Karg-heit: er betete ſie an. Nach und nach verlor er ſich ſo weit in dieſer Andacht, daß man ihn für geitzig halten konnte, welches er im eigentlichſten Verſtande doch nicht war. Ihn beherrſchte keine beſtimmte Leidenſchaft; ſeine Meynung allein beherrſchte ihn: Eberhard-Hornichſche Vernunft. Irgend einen Grund wider ſeine

Meynung gelten zu laſſen, hielt er unter ſeiner Würde, und er genoß ein eigenes Wohlgefallen an ſich, wenn er ſeinen Willen als etwas, das allem gewachſen ſey, beweiſen konnte.

So war Eberhard Hornich.

Dorenburg hatte diesmal die Geduld verlaſſen. Er erklärte ſeinem Schwiegervater: mit dem *künftigen* Jahre lieſe ihr Societäts-Contract zu Ende, er wäre geſonnen alsdann auszuſcheiden. Hornich gab die beſten Worte, that die einnehmendſten Vorſchläge: der Tochtermann war nicht zu bewegen. Endlich wurden ſie einig: Biderthal ſollte ſich der Handlung widmen, und dann das Mädchen nehmen. Voll Entzücken that Biderthal auf eine anſehnliche Bedienung, worauf er die nahe Anwartſchaft hatte, Verzicht, und ergriff das Gewerbe ſeines Freundes. Luiſe fühlte das im Innerſten der Seele. Kein Brautpaar iſt jemals glücklicher geweſen.

Nach einem halben Jahre wurde die Heyrath vollzogen, und zugleich der Handlungscontract zwiſchen Hornich und Dorenburg, in den Biderthal jetzt einbegriffen wurde, erneuert.

Frohlockend boten die zwey Freunde ſich nun als unzertrennliche Gefährten die Hand, und ſchmückten ſich mit dem ſchön errungenen Brudernamen.

Was ſie ehmals, ſüßem Geſchwätz ſich überlaſſend, von frohem Lebensgenuſſe unter einander gedichtet hatten, ſuchten ſie jetzt ins Werk zu richten, und die allmähliche Ausführung ihrer Plane beſchäftigte ſie auf die angenehmſte Weiſe. Ihre Wohnungen wurden die zierlichſten, bequemſten, geſchmackvolleſten der Stadt und weit umher. In der inneren Einrichtung derſelben herrſchte eine abſichtliche Verſchiedenheit. Eben dieſe abſichtliche Verſchiedenheit fand ſich und war noch viel auffallender auf ihren Landgütern. Jeder dieſer Orte hatte andre Reize, war zu andern Ergötzlichkeiten und Erholungen geſchickt. Wechſelſeitig, was man hier vermißte, das fand ſich dort beym Freunde — das hatte der Bruder.

Eine Hauptſtütze dieſer ſchönen Verfaſſung war die noch unverheyrathete mittlere Tochter, Henriette. Von ihrer Kindheit an waren die drey Schweſtern in jener vollen uneingeſchränkten

Vertraulichkeit miteinander geblieben, welche nur mit Unſchuld beſtehen kann, und die Reinheit des Charakters am ſicherſten bewahrt.

Caroline und Luiſe hatten, neben ihren übrigen Vorzügen, auch eine ſchöne Bildung. Henriette war nicht, was man ſchön nennt, vielmehr hatte ſie etwas, was von ihr entfernte; beſonders im Geſicht jene Wachſamkeit und Klarheit, der wir ſo übel wollen und ſo gern einen böſen Namen machen; aber eben dieſe Züge ſagten dem, der ſie zu entziffern wußte, daß hier tiefes Gefühl und eigene Kraft des Geiſtes wohne. Der Vater hing an ihr wie bezaubert, und er ſcheute das Mädchen. Wahrer Achtung ſind Leute ſeiner Art nicht fähig. In Dorenburgs und Biderthals Hauſe wurde ſie angebetet. Die jungen Weiber ſetzten in ihr gleichſam noch ihr jungfräuliches Leben fort; ſie ſtellte ihnen ein ſo ſüßes Bild der Vergangenheit dar, erinnerte ſie an alles ſo lebhaft, wußte ſo angenehm es ihnen zu erneuern, ſo unvermerkt ſie bey allem zu erhalten, daß ſie es kaum inne wurden, es

ſey ihnen etwas ſchon vergangen. Nie war die Schweſter ihnen ſo theuer, ſo unentbehrlich geweſen. Henriette auf ihrer Seite koſtete in ihren Schweſtern die Wonne der Gattinn, der Mutter, der Vorſteherinn eines glücklichen Hausweſens, und hatte reichlichen Erſatz. Denn wer auf Erden genießt mehr und beſſer als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorgfalt an ihrem Manne, mit heiſſer Liebe an ihren Kindern hängt? — Geiſt und Herz in ihr bleiben in immerwährendem Triebe; ihre ſüßen Leidenſchaften erneuern ſich mit jedem Augenblick, und werden in jedem Augenblicke befriedigt. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beſtändiger Bebung erhalten; und Mitgefühl ſchwingt ſich in hundert Fällen höher als eigenes. Mann, Weib und Kinder, jedes in beyden Häuſern, wollte Henriettens Freude ſeyn; ſie ſollte jede Luſt, nie eine Beſchwerde theilen. Aber Henriette wußte ſich ſchon hinzuzudrängen, wo es Beyſtand galt, und ihr Beyſtand war voll geheimer Kräfte. Ihre Gegenwart machte jede Arbeit zum Feſt; und waren es Widerwärtigkeiten, ſo verſchlang

die Liebe und Dankbarkeit, die ſie einflößte, die Hälfte des Kummers.

In ihres Vaters Hauſe bekam ſie allmählich freyere Hand. Da Henriette verſchiedene Heyrathsvorſchläge abgewieſen und dabey geäuſſert hatte, ſie wollte bey ihrem Vater aushalten, ſo glaubte er für eine ſo treue Verpflegerinn nie zu viel *thun* zu können. Es giebt wenige Menſchen, in denen nicht durch Langmuth und Huld einiger Geſchmack an liebenswürdigen Neigungen erregt, und nachher dieſe Neigungen allmählig verſtärkt und vermehrt werden können. Der alte Hornich erfuhr eine ſolche Verwandlung, ohne daß er weiter etwas davon merkte, als daß ſeine Henriette ſo gut mit ihm umzugehen wüßte, daß er nun erſt des Lebens froh würde. Meine Bekannten, ſagte er zuweilen, wünſchen ihre Jugend zurück; mir iſt mein Alter lieber. Wie ſauer habe ichs nicht ehmals gehabt, und wie gut habe ich es jetzt? — Sein ganzes Hausweſen hatte ſich nach und nach verändert. Vormals glaubte er auf jede unſchuldige Luſtbarkeit, wenn er ſie auch zugab, doch ſchmälen zu müſſen; — nun

wollte er, daß ſeine Wohnung an Annehmlichkeiten die Wohnungen ſeiner Schwiegerſöhne überträfe. In nichts durfte ſeine Henriette zurück bleiben. Auch gelang es ihm, daß die Familie nirgend aufgeräumter war, als in ſeinem Hauſe: aber vergnügter als vorhin war man überall durch vermehrte Eintracht und Offenheit. Der Ueberfluß, der ſich in Hornichs Hauſe zeigte, lockte Bedürftige hinzu, und das liebe Mädchen hatte den Triumph, das graue Haupt ihres Vaters noch mit Segen und Ehre zu bekränzen.

Henriette hatte eine Freundinn, die ebenfalls noch Mädchen war, und von der ſie leidenſchaftlich geliebt wurde. Dieſe Freundinn war früh ihrer Eltern beraubt worden, die ihr ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen und Hornich darüber zum Vormund geſetzt hatten. Noch größerer Reichthum fiel ihr nach dem Tode zweyer Tanten anheim, bey welchen ſie gegenwärtig ſich aufhielt. An alle dieſen Reichthum dachte ſie nie, eben ſo wenig als an ihre Schönheit, und war ärgerlich auf die jungen Herren, weil ſie mehr

um ſie, als um Henriette geſchäftig waren. Das liebe Mädchen hieß Allwina Clarenau.

Biderthal, ein naher Anverwandter der Clarenauiſchen, hatte in ihrem Hauſe, das einem Pallaſte glich, einige Zimmer bewohnt. Nach ſeiner Heyrath blieben dieſe ſeinem jüngern Bruder, Woldemar, aufbewahrt, welchem die Anwartſchaft, die der ältere zurück gegeben hatte, war bewilligt worden. Dieſer hatte ſeit vier Jahren, unter demſelben Fürſten, eine andere Stelle zu S** bekleidet, und mußte dort bleiben, bis die Bedienung zu B** erlediget wurde. Beynah drey Jahre verſtrichen darüber. Nun ereignete ſich der Fall; Woldemar ſollte kommen.

Biderthal, der dieſen Zeitpunkt mit Ungeduld erwartet hatte, war vor Freude außer ſich. Die zärtlichſte Liebe und Vertraulichkeit herrſchte zwiſchen dieſen Brüdern; aber bey Biderthal kam noch eine Miſchung von Sorge eigener Art hinzu, die ſich auf Woldemars Charakter bezog, und etwas Leidenſchaftliches in ſeine Freundſchaft brachte. Durch eine ſonderbare Vereinigung von Ungeſtüm und Stille, von Trotz und Nachgiebigkeit hatte ſich

der jüngere Bruder ſchon in ſeiner Kindheit ausgezeichnet. Heftig ergriff ſein Herz alles, wovon es berührt wurde, und ſog es in ſich mit langen Zügen. Sobald ſich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte ſeine ganze Seele; darin verlor er jedesmal ſich ſelbſt — träumte, dichtete ſich eine Sympathie, die ein Mittel der Unvergänglichkeit und der Verklärung wäre für alles Herzerhebende und Schöne — fand in ſich ſelbſt ihr Bild — ahndete und genoß; genoß und ahndete — vermehrte ſeine Sehnſucht; wurde ſuchender und forſchender mit jedem Tage; wurde mit jedem Tage: Was er ſuchte? Was er finden wollte? inniger gewahr. So kam er ſeinem Gegenſtande immer näher: ſo entfernte, in gleichem Maaße, ſein Gegenſtand ſich immer mehr von ihm. Das Geheimniß dieſes Widerſpruchs, wie es nach und nach ſeinem zarten Gefühl, ſeinem forſchenden Geiſte ſich entdeckte, ſtimmte ihn zu einer Schwermuth, die jede ſchöne Seele ihm wird nachempfinden können, wenn auch die ſtärkere edel ſich darüber zu erheben weiß.

Wegen dieſer Schwermuth, die er hatte entſtehen und zunehmen ſehen, war Biderthal um ſeinen Bruder ſo bekümmert. Er hatte ihn nicht überall auf jedem Hin- und Rückwege begleiten können: manches war ihm räthſelhaft geblieben. Aber jede Sorge, jedes Leiden um ihn, hatte ihm den Bruder noch lieber gemacht: Woldemar war ſo unſchuldig und ſo *gut!* Wenn er nur immer um ihn ſeyn könnte! hatte er beſtändig gedacht, gewünſcht — mehr noch um Woldemars als um ſein ſelbſt willen. Jetzt in B**, nach ſeiner Vermählung mit Luiſe, wo er ihn mit Menſchen, ſeiner werth, umgeben; mitten in die liebenswürdigſte Familie ihn verſetzen; durch ſüße Bande auf das engſte ihn vielleicht damit verbinden konnte: — Fülle der Hofnung, unausſprechliche Seligkeit war ihm dieſe Ausſicht.

Nun dieſes alles wirklich werden ſollte, konnte er nichts denken, nichts reden, als Woldemar und ſeine nahe Erſcheinung. — „Sie wiſſen, daß nun eheſtens mein Bruder kommen wird?“ Jeder, den er ſo begrüßen konnte, war ihm willkommen; jeder, den er ſchon ſo begrüßt hatte, und bey dem er es nicht geradezu wiederholen

durfte, machte ihn verlegen. Seine Frau, ſeine Schwägerinnen und Dorenburg ſchienen ihm jetzt mehr als jemals die beſte Geſellſchaft: ſie theilten ſo aufrichtig ſeine Freude, ſie waren für ſich ſelbſt und mit ihm ſo voll Sehnſucht, ſie neigten mit ſo herzlicher Aufmerkſamkeit ſich zu ihm; hörten ſo gern noch einmal, was er ſchon oft, aber noch nie mit dem Intereſſe, mit dem Leben von Umſtänden erzählt hatte — die ganze Geſchichte, wie Woldemar und er mit einander aufgewachſen waren, wie feſt ſie ſchon als Kinder an einander gehangen hatten, wie treu ſie ſich geblieben, was ſie alles für einander gethan, was alles für einander gelitten. . . . Wahrhaftig! brach Biderthal einmal in ſeiner Entzückung aus: es iſt doch keine rechte Freundſchaft, als nur unter zwey ſolchen Brüdern! — Dorenburg, der gerade gegen ihm über ſaß, blickte lächelnd nieder. Das fühlte Biderthal; er flog auf und hing ſeinem Freunde am Halſe. Dorenburg drückte ihn an die Bruſt, ergriff dann ſeine beyden Hände. . . . Lieber! ſagte er, und lachte ihm offener ins Angeſicht — Lieber! indem er ihn treu-

herzig ſchüttelte — gehe und erzähle weiter.

Endlich kam die Nachricht, Woldemar ſey wirklich abgereiſt. Sein Brief war aus R * *, wo er, eines wichtigen Geſchäfts wegen, einige Tage verweilen mußte. Biderthal verſchwieg den Seinigen die Ankunft dieſes Briefes, und bat nur ſeine Frau, weil das Wetter ſo auſſerordentlich ſchön wäre, und er gern ſeine Ungeduld über Woldemars Säumen etwas zerſtreuen möchte, ein kleines Feſt auf ſeinem Landſitze für den folgenden Tag anzuordnen. Es ſollte aber niemand eingeladen werden, als Dorenburg mit ſeiner Frau, und Henriette. — „Wir wollen, ſagte er, den Antritt des Frühlings ganz in geheim unter uns feyern; denn da im Calender heute und morgen noch Februar iſt, ſo würden uns die Leute auslachen."

Früh am Morgen des folgenden Tages wanderten die fünf Glücklichen mit einander aus. Die Sonne kam ſo warm und doch ſo ſanft hernieder, daß man dem innerlichen Jauchzen darüber nicht wehren konnte. Man mußte aufſchauen und einmal

über das andre ausrufen: O, wie lieblich! wie herrlich! wie ſchön!

Ab von dem Thor, wo ihr Weg ſie hinaus führte, ſchwingt eine fruchtbare Ebene ſich allmählig hinunter und wieder aufwärts, weit umher bis zu den Bergen. Sie ſahen da die friſch gepflügte Erde vom höchſten Braun bis zum falbeſten Gelb mannichfaltig ſchattirt, und Felder wie Smaragd, die ſie durchſtreiften; ein Gemiſch von Farben und Licht, ſo ſüß, ſo zauberiſch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge ſchwamm. Nur wie im Traum wurden ſie das luſtige Zwitſchern der Vögel gewahr — und daß ſchon der Buchfinke ſchlug, und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biderthal fühlte alle Augenblicke an ſeinen Brief in der Taſche, aber er zog ihn erſt hervor, nachdem ſie auf ſeinem Landſitze angelangt, ausgeruht und erfriſcht waren. Alle ſprangen auf, da Biderthal mit dem Briefe herausrückte, und fielen über den Tückiſchen her. Luiſe wollte ihm ſeine Verſchwiegenheit nicht verzeihen, bis ſie ihm etwas ärgeres dagegen gethan hätte. Es entſtand

ein lauter Jubel. Dieſen ließ Biderthal ausklingen. Hierauf führte er ſeine Freunde in das Zimmer, welches Woldemarn beſtimmt war, und las ihnen vor.

R** den . . Febr. —

„Die Hälfte des Weges iſt zurückgelegt! — Es war mir lieb, daß die Poſt nach B** erſt heute abging, denn ich hätte ſchwerlich vermocht eher an Dich zu ſchreiben. Ich weiß nicht wie mir geſchieht, wie mir iſt. Als ich von G* abreiſte, war ich wie auſſer mir. Ich ſaß in meinem Wagen und hörte das Raſſeln über das Pflaſter hin, und wußte kaum was es war.

„Wir erreichten die Landſtraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitſche, und die Pferde in vollem Trabe. . . Ich ſchlug die Augen auf, ſah Hecke, Baum und Land an mir vorbey ſchwinden — an mir vorbey zurück. Ich ſtreckte maſchienenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am Aufgehen. — G* war ſchon fern, aber noch deutlich genug zu unterſcheiden; auch erreichte noch das Geläute von ſeinen Thürmen mein

Ohr, und zuweilen kams mit einem Windſtoße ſchnell in hellerem Klange — und wieder weg, wie der Laut eines tiefen Seufzers. Dazwiſchen wirbelten oben die Lerchen, die Ketten am Pferdegeſchirr klirrten; und das Treiben des Poſtknechts hallte durch den Wald. . .

„Unverſehens mit einer Drehung ging es die Anhöhe ſchnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt!

„Ich ſtürzte zurück in den Wagen, preßte mein Geſicht aus allen Kräften zwiſchen die Lehnküſſen, und meinte das Herz würde mir die Bruſt entzwey ſchlagen. . . Weg! ſo immer weg — einſt weg von allem! — ſo ſcholls dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los — und Du, Lieber! — Du ſtandeſt vor meiner Seele. Ich fühlte das: Hin zu ihm, zu meinem Biderthal! — Aber ich weinte noch lange — weine noch heute. . .

„Bedenke, Lieber! ich war nun volle ſechs Jahre zu G* geweſen; hatte unter guten Menſchen viel Gutes dort genoſſen; manches Gute auch gethan; das meiſte nur angefangen; meine

Geſchäfte, meine Verhältniſſe gefielen mir; ich hatte mich gewöhnt, mich angehänget — vor Deiner Heyrath ſchon zum immer bleiben angehänget. Ich glaubte damals, es würde ſo ſeyn, wünſchte es. Nun reiſte ich weg, und ſah das alles vor mir untergehen.

„Ach ſo bin ich. Etwas vergehen zu ſehen, wär' es noch ſo gering; zu fühlen, es iſt damit zu Ende — es iſt aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erſchüttern.

„Nun gehe ich nach B**, da werde ich bleiben! — Siehe, davor ſchaudert mir wieder! — Ich bin kaum dreyßig Jahre alt, und mag nur ſo weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte, iſt die Erfüllung meiner Wünſche! — Ich werde glücklich ſeyn, endlich zufrieden; — aber das muß ich nun auch ſeyn, muß, oder . . . Lieber! — Beſter, Einziger, verzeih! Du wirſt mich ja nicht mißverſtehen. Wie könnteſt Du? Iſt es doch Fülle der Wonne was mich ängſtiget! —

„Es war gut, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten hatte; weniger, um mich von mei-

nem Abſchiede von S* zu erholen, als auf Dein Wiederſehen mich vorzubereiten. Da ich die hieſige Gegend erreichte, dieſe Stadt erblickte, wo wir in verſchiedenen Zeitpunkten ſo manche Tage mit einander zugebracht hatten: — es iſt nicht auszuſprechen wie mir wurde! Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, mit Deinem Briefe entgegen. Er war noch der alte, und ſo alles im Hauſe noch beym Alten. Die Leute hatten eine große Herrlichkeit mich wiederzuſehen. Das Geräuſch ihrer Freude ſtillte auf eine angenehme Weiſe meine Fantaſie. Es dauerte an eine Stunde, bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich bei den erſten Zeilen in eine ſo ſtarke Bewegung, daß ich ihn wieder zuſammen legen und einſtecken mußte. Ich ging hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor ſieben Jahren hatten wir eben ſo ſchöne Februar-Tage, und Du warſt mit mir hier. Weißt Du, wie wir über die Höhe gingen, an der Seite, weit her,

den Fluß ſchlängeln ſahen, ſo ſchön blau zwiſchen den ſonnigen Ufern! Wir ſchlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir hinan ſtiegen; bey jeder ſich öfnenden Ausſicht weilten, aber ungeduldig; dann mit verdoppelten Schritten eilten die herrliche Gegend immer weiter vor uns *auszudehnen*; *athemlos* endlich *hinauf kamen*, da ſtanden — *auf* der mühſam erſtrebten nackten Felſen-Glätte. Damals dachte ich weiter nichts dabey; jetzt, bey der Wiedererinnerung, fiel es mir auf. Wir blieben eine Weile, genoſſen das eroberte, merkten, voll Entzücken, nicht auf die öde Stelle, die uns den Genuß verlieh, doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab gings den ſteilen Pfad, und wir ſuchten über Aecker und Wieſen den Weg zum Thale unſerer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da ſetzten wir uns hin und ruhten aus. Ich wüßte nicht daß ich einen Frühling erlebt, einen Frühling empfunden hätte, wie jenen damals. Von ſeinem lieblichen Hauch ſchien die Erde ſichtbar ſich zu

öffnen, ſchien zu beben vor Wonne im Hervorbringen des erſten Grüns, im Entfalten der Keime. Hecken und Bäume — noch ohne Blatt; aber wie herrlich überglänzt vom Durchſchein ihrer Fülle; alle Zweige mit hochgeſchwellten Knoſpen bedeckt. — Da wünſchte ich mir nur ſo lange zu leben, bis die Knoſpen aufbrächen, bis der Segen ſich löſte — nur bis zum nahen May. Ich ſagte Dir das, und es drang in Dich. Uns wurde ſo wohl.

„Dieſe Unbefangenheit, dieſe heiligen Gefühle ſuchte ich jetzt wieder — und fand ſie im Eichenthal. Ich lagerte mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief.

„Wie mir wurde unter dem Leſen — wenn ich Dir das ſagen könnte, ſo wäre es des Sagens nicht werth.

„Jetzt, in dieſem Augenblick las ich ihn wieder. — Eine Stelle iſt mir tief in die Seele gedrungen, wo Du ſchreibſt: „Ich fühlte mich bisher in meinem ſchönen Familienkreiſe ſo glücklich, und glaubte „bey dem immerwährenden Verlangen Dich hier zu „ſehen hauptſächlich nur den Wunſch zu haben, daß

„es Dir eben ſo gut werden möchte als mir. Welche „Täuſchung! Jetzt empfinde ich klar, daß es vielmehr nur die Ausſicht war, Dich hier an mich zu „ketten, warum ich meine Lage ſo beneidenswürdig „fand. Ich habe deß kein Hehl, habe es Dorenburgen und meinen andern Lieben geſtanden, und „ſie tadeln mich nicht. Nach allem was ich ihnen „von Dir erzählte, nach Deinen Briefen.“ . . . Aber was fange ich an, daß ich dieß hier abſchreibe? — O Du Beſter, o Ihr Theuren, Trefflichen alle — um Gottes willen! hofft doch nicht ſo viel von mir! Ach, ich bin der Menſch nicht, auf den man ein Glück bauen kann! Haſt Du das vergeſſen, Biderthal — alles vergeſſen: den Gram, den Kummer, die bitteren Sorgen, die ich ſo häufig Dir verurſachte? Wie ich mehrmals Deinen zarten, treuen, edlen Buſen verließ, um mein Herz an Felſen zu zermalmen — ſeine Wärme Dir entzog, um damit über Baſilisken zu brüten? — Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das iſt wahr, und wenn Du mich brauchteſt war ich nicht fern, war Dir immer d a h e i m; beſann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte

nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was iſt das — was iſt alle mein Thun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten; gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du haſt doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hielteſt ſtandhaft Deinen Blick auf mein beſſeres Selbſt geheftet, dachteſt nie von fern nur daß ich die Bruder-Treue verletzen, den Bund unſerer Freundſchaft brechen könnte — Einziger! — — Ja, ſo muß es ſeyn wenn Liebe zu Freundſchaft empor kommen ſoll. Lieben — bis zur Leidenſchaft, kann man jemand in der erſten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das iſt bey weitem eine andere Sache. Da muß Menſch mit Menſch in dringenden Angelegenheiten erſt oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig ſich erproben, Denkungsart und Handlungsweiſe zu einem unauflöslichen Gewebe ſich in einander ſchlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menſchen entſtehen, die nach nichts mehr fragt, und von ſich nicht weiß — weder woher noch wohin.

„Du wirſt mich verändert finden, lieber Biderthal. Zwar habe ich Dir von allem, was ſich mit mir zutrug, jedesmal treue Rechenſchaft gegeben: aber was iſt es mit dem Schreiben? Viele und große Erfahrungen habe ich während der ſechs Jahre unſerer Trennung gemacht. Da ich Dir überhaupt etwas kälter vorkommen werde, ſo will ich Dir von meinen *veränderten Geſinnungen* nur dies im voraus *ſagen*, daß ich vom Menſchen im allgemeinen, von ſeiner Natur — theils einen viel höheren, theils einen viel geringeren Begriff habe, als ehmals. Es kann nichts ſo Schönes, ſo Großes gedichtet werden, das nicht im Menſchen läge, das man auch nicht hie und da Himmelrein aus ihm hervorgehen ſähe; nur iſt er in allem ſeinem Thun — Ach! ſo wandelbar, ſo hin und her, ſo unzuverläßig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Weſen. Er vermag überall zu viel und zu wenig: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes. . . Seitdem ich dieſes anſchauend erkenne, bin ich viel gelaſſener, viel ſtiller; ich hoffe weniger, und ſuche mehr zu genieſſen. — Da wäre ja wohl Gewinn! . . .

„Genug und ſchon zu viel! Erſt konnte ich nicht anfangen zu ſchreiben; nun kann ich nicht aufhören.

„Lebe wohl! Sey gutes Muthes! freue Dich, liebe mich! Von hier komme ich vor Freytag nicht weg. Den 8ten März bin ich bey Dir; alſo in vierzehn Tagen. — Wie ich mich nach Deinem Anblick ſehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! — Und doch zittre ich vor dem Augenblicke da mein Auge Dich erreichen wird. O wäre ich gleich in Deinen Armen, ſähe und hörte ſchon nicht mehr! — Lebe wohl, Lieber! ich ſchwebe in Deiner Gegenwart. — Lebe wohl!“

Woldemar.

Dieſe Vorleſung hatte auf alle Zuhörer einen ſichtbaren Eindruck gemacht, aber auf keinen ſo ausgezeichnet, wie auf Henriette.

O, ſagte ſie, da Biderthal geendigt hatte — O, daß ihm wohl würde unter uns, dem guten Woldemar — dem armen Betroffenen, in ſich Geſcheuchten! Daß ihm hier das Räthſel ſeiner Schwermuth ſchön ſich löſte — ſeine Wehmuth von

ihm genommen würde! Ich meine, ich ſehe ihn, wie er mit geſenktem Auge und wiegendem Tritte immer ſtiller, leiſer, ſinnender ins Leben hinein wankt!

Biderthal ſprang auf, faßte Henrietten mit Lebhaftigkeit in ſeine Arme — Schweſter! rief er aus — Henriette! — Schweſter! ... Er ſtotterte, wurde roth.

Henriette verſtand ihn.

Das nicht, Biderthal! ſagte ſie, und drückte liebevoll ihm die Hand — das nicht! ... Allwina, raunte ſie ihm vertraulich ins Ohr — meine Allwina ſoll die Braut ſeyn.

Biderthal blickte ihr zärtlich ins Auge, lächelte, ſchüttelte den Kopf: — Nein, nein, Henriette — Du! Du!

Woldemar traf am beſtimmten Tage ein.

Es geſchah was in dergleichen Fällen zu geſchehen pflegt: jeder hatte den Mann ſich anders vorgeſtellt als er war. Caroline, Luiſe, Dorenburg vertauſchten mit Gewinn das Bild ihrer Einbildungskraft gegen die Wirklichkeit. Henriette fühlte an-

ders. Etwas an Woldemar war ihr fremd, ſtörte, entfernte ſie.

Es war die Zierde, die feine Sitte an dem Manne, was auf Henriette dieſe Wirkung machte.

Und dieſe Wirkung war nicht blos vorübergehend. Ueberlegung, einſames Nachdenken vermehrten den Eindruck.

Woher, fragte ſie, dies Aeuſſerliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle dieſe zur größten Fertigkeit gediehenen Künſte des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühſame Aufmerkſamkeit, vielen Zeitverluſt, lange Anſtrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn man nicht von Kindheit an dazu gewöhnt, darinn erzogen wurde — woher dies alles an dem Haſſer des Nichtigen, an dem Hochgeſinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen ſo groß werden? — Iſt ſein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es ſchauderte Henrietten bey dieſem Gedanken.

Sie fand bald Gelegenheit, oder vielmehr, ſie wurde bald genöthigt Biderthalen, der ſchlechterdings ein umſtändliches Urtheil über ſeinen Bruder von ihr haben wollte, ihre Zweifel zu entdecken.

Er ſchalt Henrietten und warf ihr Spitzſindigkeit vor. Schon als Kind, verſicherte er, hätte ſich Woldemar durch äuſſerliches Geſchick und einen natürlichen Trieb das Gefällige überall nachzuahmen ausgezeichnet, jeder hätte über den Knaben ſich wundern müſſen, und ſo wäre er durch das ſichtbare Wohlgefallen, das man an ihm gehabt hätte, angetrieben worden, ſich immer mehr hervor zu thun; wäre heimlich auch wohl etwas eitel geworden. — Woldemar, fügte Biderthal hinzu, iſt im höchſten Grade reitzbar; was ihm gefällt bewegt ihn auch, ſetzt ihn in Handlung. An dergleichen reitzbaren Menſchen habe ich immer bemerkt, daß ſie auch ſelbſt gern gefallen mochten. Sie verachten den Schleichhandel gemeiner Eigenliebe, und verfallen in eine ungemeine, die ſehr züchtig ſeyn will, aber gewöhnlich von Nachgiebigkeiten zu Nachgiebigkeiten führt, bis das Verlangen überall zu glänzen und hervor zu glänzen alle Zucht vertilgt hat. So weit iſt es nie mit Woldemar gekommen, und ich darf ſagen, daß er nicht einmal auf dem Wege dahin geweſen iſt. Was ihn antrieb, ſich in den Künſten des Scheins zu üben, alle die Mühſeligkeiten und Prüfungen aus-

zuſtehen, die man ſich gefallen laſſen muß, wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden will, das war der Verdruß des Mannes von Verſtande, auf ſolche Dinge einen ſo auſſerordentlichen Werth gelegt zu ſehen. Sind dieſe Künſte ſo erhaben, ſo göttlich, dachte er, daß ſie in dem, der ſie beſitzt, von einer höhern Würde zeugen — daß man aus einem beſſeren Stoffe gemacht, von einem edleren Blute durchſtrömt ſeyn muß, um ſie erwerben zu können — iſt alles andere nur knechtiſches Gewerbe? — Wohlan! es gilt einen Verſuch, der uns das Wahre der Sache an uns ſelbſt erfahren laſſe. So begann der Wettſtreit, in dem Woldemar kein Gut erringen, ſondern nur ſiegen wollte. Nicht gekränkte Eitelkeit: empörte Vernunft, beleidigtes Menſchengefühl, gerechter Stolz ſetzten ihn in Bewegung. Edel aufgebracht war der Mann. Er drang überall durch, erreichte ſeine Zwecke; aber ſein Triumph war ohne Freude. Jeder neue Erfolg hatte ſein von Natur ſchon etwas heftiges Gemüth nur mehr erbittert: es lohnte der Mühe nicht! Mit dem vollen Gewinn eines tiefen unvergänglichen Ekels an allem Flitter=

weſen, zog er ſich in die einfachſte ſtillſte Lebensart zurück, und verſchwur auf immer ein Spiel, das ihm nie Luſt gewährt hatte, und ihm keinen Vortheil hinfort bringen konnte.

Dieſe Erläuterungen über Woldemars glänzende Auſſenſeite wurden von Henrietten mit dem lebhafteſten Intereſſe angehört. Sie dankte Biderthalen lächelnd für das grüne Glas wider die Blendung, welches ſie nur um ein weniges zu dunkel fand. Sie meinte, wenn Woldemar nicht eitel wäre, ſo ſchiene er doch etwas von Eroberungsſucht und zwar von einer ziemlich allgemeinen und unbeſtimmten an ſich zu haben, etwas über die Nothdurft ſtolz zu ſeyn, und geneigt über Weigerung und gegen Widerſtand ſich zu erbittern. Daß er des Herumtreibens in der großen Welt nach gehabtem Erfolg, überdrüßig geworden wäre, könnte ſie nicht bewundern: eigentlicher Genuß wäre da für ihn nicht geweſen. Aber befriedigte Eitelkeit, meinte ſie, wäre weit entfernt, überwundene, oder gar vertilgte Eitelkeit zu ſeyn. Dieſer oder jener beſondere Gegenſtand einer Begierde könnte allen

Reitz für uns verlohren haben, ohne daß unſere Reitzbarkeit, unſere Schwachheit ſelbſt, die wir nur alsdann nicht fühlten, abgenommen hätte. Freylich wären die Menſchen ſehr aufgelegt, ſich das Gegentheil einzubilden — und wer ſtände dafür, daß eben dieſes nicht auch der Fall mit Woldemar wäre.

Biderthal war bereit ſich für ſeinen Bruder zu verbürgen, und redete ihm mit ſchönem Feuer, auch mit Glück, das Wort. Aber Woldemars beſter Anwald bey Henrietten war er ſelbſt im täglichen Leben, wo der Mann im Ganzen zum Vorſchein kam. Er war ſo unverſtellt, ſo offenherzig, ſo gutmüthig — war ſo willig, nicht allein die Fehler, die er hatte, zu geſtehen, ſondern auch andre, die er nicht hatte, ſich aufbürden zu laſſen — ſo verdachtvoll gegen ſich ſelbſt — daß man unmöglich im Ernſt ihm mißtrauen, mit ihm hadern konnte. Doch hatte ihn das einigermaßen verdroſſen, ihn gekränkt, ihm weh gethan, was ihm von Henriettens Beſchuldigung, daß er heimlich eitel und anmaßend ſey, zu Oh-

ren gekommen war. Er konnte es lange nicht vergeſſen.

In ſeinen öffentlichen Verhältniſſen zeichnete ſich Woldemar mit vieler Würde aus. Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß, ſeine Rechtſchaffenheit, der Nachdruck womit er zu reden und zu handeln wußte, ſeine gute Art ſich in ſchwierigen Fällen zu benehmen, verſchafften ihm bald ein überwiegendes unbeſtrittenes Anſehen. Das Einnehmende ſeines Weſens vermehrte den Eindruck und machte ihn allgemeiner; man bewarb ſich mit Eiferſucht um ſeine nähere Bekanntſchaft, um ſeinen Umgang. Aber von dieſer Seite waren alle Verſuche, alle Künſte an ihm vergeblich, und dies ſtimmte bald die gute Meynung, die man ſich von ihm gemacht hatte, ſehr herab. Man fand nun, daß er im Grunde von einer verdrießlichen Gemüthsart, abgeſchmackt hochmüthig, ungenießbar, ohne wahre Lebensart — ein Grillenfänger ſey.

Des alten Hornichs Geſinnungen gegen Woldemar nahmen einen etwas andern Weg. Er hatte an dem Wohlgefallen, welches Biderthals

Bruder anfangs zu B** erregt hatte, keinen Theil genommen. Gleich ſeiner Tochter, nur auf eine andre Weiſe, ſtieß auch er ſich an des Mannes Außenſeite. Da wäre zu viel Tand, meynte er, um etwas recht gründliches zu erwarten. Ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein wahrer Gelehrter, hätte nie ſo ausgeſehen; könnte ſo nicht ſprechen, gehen und ſtehen. Nothdürftig möchte er ſeinem Amte vorzuſtehen und durch kleine Geſchicklichkeiten ſich zu helfen wiſſen: das traue er ihm zu, danach ſähe er ihm aus.

Unmöglich aber konnte Hornich dieſe Meynung lange behalten; der Augenſchein, die That zeugten zu klar dawider: er mußte ſie fahren laſſen. Nun fieng er an Woldemar zu loben, gerade da die andern nicht mehr loben wollten.

Noch ein Umſtand machte ihn Woldemarn günſtiger.

Hornich liebte ſehr das Tokkadille, und hatte einige Freunde, die ſich gewöhnlich Abends, um es mit ihm zu ſpielen, einfanden. Der Treueſte unter dieſen Freunden war der Probſt Alkam, ein weitläuftiger Anverwandter von Hornich: dieſer

blieb höchſt ſelten aus, und leiſtete ſeinem Vetter hernach auch beym Nachteſſen Geſellſchaft.

Woldemar ſpielte auch Tokkadille; es war, außer Billiard und Schach, das einzige Spiel, worauf er ſich im Fall der Noth noch einließ. Er mochte auch wohl den Umgang mit alten Leuten, und konnte bey ihnen mit zum alten Manne werden. *Einſeitige und recht wunderliche Menſchen ſah er auch zuweilen gern. Ueberhaupt* zog er Zuſammenkünfte, wie die bey Hornich, den zierlichen und ſteifen am Kartentiſche vor.

Dieſe Entdeckung an Woldemar war für Hornich ein Großes, und er faßte darauf, leider! eine nur zu gute Meynung jetzt von ihm. Dieſer, dem Klugheit im Leben ſo ſehr fehlte, daß er ſie beynah verachtete, und vielmehr ſich auf den Leichtſinn und die Schwachheit etwas dünkte, womit er ſich gewöhnlich hingab und unbekümmert blieb, bis er ſich ſo weit verwickelt hatte, daß er, um wieder los zu kommen, zerreißen mußte: gab auch hier, unbeſonnen, dem getäuſchten Alten zu viel nach. Er kam öfter in die Tokkadille-Geſellſchaft; blieb zuweilen mit Alkam

zum Nachteſſen, und ließ ſich überhäufen mit gutem Rath, den er aber in keinem Stück befolgte. So kam es bald an den Tag, daß keine Beſſerung von ihm zu hoffen ſey, und zwar aus Gründen und vermöge einer Denkungsart, die man ſo ſchlimm ſich nicht gedacht hatte. Nun fühlte Woldemar, daß wenn nicht offenbare Feindſchaft entſtehen ſollte, er ſich zurückziehen müße. Dies erbitterte Hornich vollends wider ihn. Er betrachtete ihn von nun an als einen Menſchen, wider den man nicht zu ſehr auf ſeiner Hut ſeyn könne; lauerte überall ihm auf; durchforſchte ihn ſoweit er konnte, und ruhte nicht, bis er es für ſich im Reinen hatte, daß Woldemar überhaupt keiner Vernunft als der ſeinigen, das hieße: nur ſeinen Neigungen und Grillen folgte. Er fragte: worauf man bey einem Menſchen fußen ſolle, der, wie dieſer, über Sitte, Geſetz und öffentliche Meynung, nach Gutdünken, ſich hinwegſetze, und immer nur ſein eignes Urtheil wolle gelten laſſen? Was könne er ſich nicht weiß machen? Wozu nicht, ohne es zu merken, durch ſich ſelbſt verleitet werden? Sein gutes Herz, das er ihm

nicht abſtreite, ſey wenigſtens ſehr reitzbar und beweglich, und was es denn am Ende mit dem guten Herzen ſey? Auch aus dem guten Herzen, ſagte er, kommen böſe Gedanken, und es lehre Niemanden, was zum eigenen und des Mitmenſchen wahren Beſten diene; dieſes lehre Erfahrung und Vernunft allein: in Woldemar aber ſpiele die Einbildungskraft, die keine Regel habe, den Meiſter. Wo Vernunft den Meiſter ſpiele, da werde der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand, den Alle haben, da werde die öffentliche Meynung, Beyſpiel, Sitte und Gebrauch in Ehren gehalten. Wenn man hieran ſich nicht halte, ſo könne ja kein Menſch wiſſen, was er am Anderen, ja was er nur an ſich ſelbſt — habe, und haben ſolle.

Die Vorwürfe des alten Mannes, die Woldemarn vor und nach zu Ohren kamen, hätten ihn auf ſich ſelbſt aufmerkſamer machen, Sorgen in ihm erregen, und ihm dadurch nützlich werden können, wenn nicht das, was ſie wahres und gegründetes enthalten mochten, durch boshafte Uebertreibung, und das in ſo reichem Maaße bey-

gemiſchte Irrige und Falſche, allen Schein der Wahrheit verloren hätte, für ihn ſelbſt, wie für alle, die ihm Gutes wünſchten.

Uebrigens wurden über Woldemars eingezogene Lebensart bald auch ſeine vertrauteſten und nächſten Freunde mißvergnügt. Dorenburg und Biderthal, die mancherley Umgang in B** hatten, einen Theil davon auch wohl haben mochten, und des Läſtigen ſich nicht entſchlagen konnten, dabey von vielen Reiſenden beſucht wurden, fanden, daß Woldemar doch allzu ungefällig, zu untheilnehmend wäre. Sich in dem Grade abzuſondern, nicht ein wenig ſich aufopfern zu wollen, wäre, glaubten ſie, mehr als unfreundlich, wäre beleidigend; es ließe auf Geringſchätzung, auf Verachtung ſchließen. Man dürfte um die Gunſt, um das Wohlwollen ſeiner Nebenmenſchen nicht ſo unbekümmert ſeyn.

Dergleichen Vorſtellungen blieben nicht ohne alle Wirkung auf Woldemar. Er war von Natur nachgiebig; aber er hätte bis zur Sinnesänderung, bis zur Aufopferung ſeiner Lieblingsneigungen gefällig ſeyn müſſen, wenn er ſeine Freun=

de hätte ganz befriedigen, ihrem Murren ein Ende machen wollen.

Von den hieraus entſtandenen Spaltungen, die zwar in Abſicht des guten Vernehmens zwiſchen Woldemar und ſeinen Freunden unſchädlich blieben, aber doch merkwürdige Entwickelungen, und eine Reihe von Auftritten nach ſich zogen, die einen *weſentlichen Theil unſerer Geſchichte* ausmachen, ſoll dem Leſer *nach* und *nach*, ausführliche Rechenſchaft gegeben werden.

Wir fangen hier vorbereitend mit dem natürlichen Anlaſſe dieſer Spaltungen, und der allgemeinen Bemerkung an: daß es keinen Ort und Stand, keine Familie auf Erden gebe, worin nicht eigenthümliche Sitten, Gebräuche, Angewöhnungen, die einzelnen Glieder der Geſellſchaft minder oder mehr einſchränken, und eine Art von Gewaltthätigkeit an ihnen ausüben. Vielen Menſchen fließt allein aus dieſer Quelle, was ſie ihre Grundſätze und Geſinnungen nennen, und es iſt zu bewundern, welche Tugend ſie von dieſer Seite oft beweiſen. Die Pflichten, die Bande, die ihnen daher kommen, ſind ihnen heiliger als heilig:

ſie ahnden hier, gedankenlos und demüthig, ich weiß nicht was für ein mächtiges Intereſſe, dem ſie jedes andere, auch ihr liebſtes, aufzuopfern im Stande ſind.

Dorenburg und Biderthal gehörten, wie wir wiſſen, nicht zu dieſem blinden Haufen. Aber Sitte und Gebrauch ſtanden bey ihnen in ſehr großem Anſehen. Jede Form, der nur etwas Gutes noch anklebte, war ihnen ehrwürdig, ſie wollten auch nicht den Schatten einer Tugend beleidigen. Dieſe bidermänniſche Denkungsart verleitete ſie, nicht nur jedem übertriebenen Geſetze des Wohlſtandes, ſondern auch manchem eitlen Geſetze der Mode ſich zu unterwerfen, und überhaupt ſich zu ſehr von Meynungen beherrſchen zu laſſen. Nichts deſto weniger waren ſie zu B** als Sonderlinge verſchrieen. Da ſie bey allem ihrem Nachbequemen dennoch ihren eigenen Sinn behielten, eigene ſelbſtgewählte Freuden hatten, die ſie große Sorge trugen nicht dahinten zu laſſen; ſo konnte dies nicht fehlen.

Woldemar fand, daß ſie des Zwanges ſich noch viel zu viel anthaten; enthielt ſich aber an-

fänglich, ihnen Vorſtellungen darüber zu thun, weil es ſeine Art nicht war, jemanden in den Weg zu treten. Da ſie aber von ihm verlangten, daß er ſich den ihrigen ſollte gefallen laſſen, und öfter dringend wurden, ſo kam es nach und nach zu Erklärungen, wo er ihnen dann, bald bey dieſem, bald bei jenem Anlaſſe das Eitle in ihrem Thun, das Unnütze in ihrer Mühe nachdrücklich vor Augen legte.

„Bey allen den Beſuchen, die ihr gebt und annehmet, fragte Woldemar, bey allen den Zuſammenkünften die ihr haltet, bey euren koſtbaren Schmäuſen: wird da wohl irgend ein geſelliges Band feſter angezogen, nur ein Funken ächter Zuneigung je hervorgeſchlagen? Iſt wohl jemals von da eine Freundſchaft ausgegangen?

„Und wißt ihr irgend ein namhaftes Gutes, von welcher Art es ſey, daß ihr durch eure Gewiſſenhaftigkeit in Befolgung der Regeln des Wohlſtandes und der Geheiſſe der Mode bewirkt hättet?

„Es iſt elende Spiegelfechterey damit! Ihr verſchleudert eure Zeit, und ſetzt euch allerhand

Verirrungen der Sinne, des Geiſtes und des Herzens, — einer zunehmenden Verblendung aus.

„Sehet euch um und glaubt euren Augen: je weiter und mannichfaltiger ſich die Verbindungen unter Menſchen ausbreiten, deſto loſer und flacher werden ſie; und je loſer und flacher, deſto beunruhigender. Wer in einen weitläufigen ununterbrochenen Umgang tritt, der muß ſich um die Gegenſtände aller der Menſchen, die ihn umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenſchaften ſich einlaſſen, und ähnlichen Leidenſchaften ſeine eigene Seele öffnen: denn was fienge er ſonſt unter dieſen Menſchen an? da wäre ihm eine einſame Langeweile wenigſtens bequemlicher. Was das aber für Gegenſtände ſind, um welche das unſelige Getümmel ſich wälzt und wirrt, iſt bekannt genug. Und die muß er nun doch ſchlechterdings als wichtig anſehen, als wichtig empfinden lernen. Stille des Geiſtes, Ruhe des Gemüths können damit nicht beſtehen. Wie dieſe abnehmen, ſo verſchwinden alle herzlichen Gefühle, verſchwindet alle gründliche Theilnehmung. Die Seele ermattet unter endloſen kleinen Beſtrebun-

gen, unter endloſen kleinen Widerwärtigkeiten; wird ſo lange gezerrt und getrillt, bis alles mit ihr herumläuft und ſie von ſich ſelbſt nichts mehr weiß.

„Mit euch, das erkenne ich, kann es dahin nicht kommen; dafür iſt lange geſorgt. Unterdeſſen: wie viel Glückſeligkeit, wie viel Daſeyn opfert ihr nicht auf?

„Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Perſonen ſich in Puppen, um unter Marionetten eine Rolle, ein Chor oder ein Popolo auszufüllen, weil das Puppenſpiel ſonſt Gefahr liefe, nicht ſo gut von Statten zu gehen.

„Da ihr an dem loſen eiteln Weſen jener Leute kein Gefallen habt, mit euren Neigungen und Begriffen da nicht eingehen könnt, und nun doch einmal beſtändig mit ihnen zu ſchaffen habt: ſo ſeyd ihr in ſo fern ſchlimmer daran als ſie ſelbſt. Ihr zerſtückt durch das alberne Mitmachen eure ganze Exiſtenz, macht ſie voll Zwiſt und Mißhelligkeiten. — Und iſt es nicht wahr: daß ihr das Volk, von dem ihr euch tyranniſiren laßt, nicht allein verachtet, ſondern daß ihr

auch, wegen der Störungen die es euch allenthalben verurſacht, dagegen aufgebracht, erbittert und nicht ſelten voll wahren Haſſes ſeyd? — Und glaubt ihr, das merken dieſe Leute nicht, ihr könnet ihnen das verbergen? — Obgleich in dem ganzen Haufen keiner dem andern recht gut ſeyn kann, ſo fühlen ſie doch gegen einander einen gewiſſen Zug, der ſie einigt, der ſie zu einer Gemeine macht, und — der euch abſondert. Sie haben wider euch, was ihr wider ſie habt; ſie können euch nicht leiden, wie ihr ſie nicht leiden könnt: das geht richtig gegen einander auf. — Ihr aber beharrt nicht deſtoweniger, wollt nicht ablaſſen von der Freundſchaft, wollt das gute Vernehmen nicht zerſtören, und — ſeyd überall die Betrogenen.

„Gewiß, ihr Guten! es klingt nicht lächerlicher als es iſt. Und wenn es nur lächerlich wäre! Aber man kommt bey dieſen wie bey allen Arten von Nachäffungen auf ſo mancherley Weiſe zu Schaden, und ſollte daher nie als im äuſſerſten Nothfall ſich zu etwas verſtehen, wobey es einem nicht ums Herz wäre. Ein großer, viel-

leicht der größte Theil des Uebels in der Welt würde mit einem Male daraus weggeſchafft, wenn ein jeder nur das und nichts anders begehren, verfolgen und ins Werk richten wollte, als was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben ſo viel Sinn, recht zu wiſſen, was ſie wollen, und noch wenigere den Muth ſich daran zu halten. Dumpfheit des Gefühls, Verworrenheit des Herzens iſt die allgemeine Krankheit. Was einmal mit einer angenehmen oder unangenehmen Vorſtellung in wiederholte Beziehung gekommen iſt, darnach rennen die meiſten, oder fliehen es von nun an, ohne weiter zu ſehen: und da dieſe Verknüpfungen größtentheils bloß zufällig geweſen, oder, unwillkührlicher Weiſe, nur zu dem Ende veranlaſſet worden ſind, um gewiſſe, oft höchſt ungereimte naturwidrige Meynungen im Gehirne feſt zu ſetzen, daß ſie Beſtimmungsgründe zu Handlungen würden, wozu ſie denn auch gedeyen: ſo kann man von dieſen Leuten mit allem Fug ſagen, daß ſie thun was ſie nicht wollen; zumal wenn das ſeit verſchiedenen Generationen ſchon ſo fortgegangen und alle erſte Abſicht, je-

der anfängliche Trieb längſt verſchwunden und vertilgt iſt. — Solche Menſchen ſind in ihrer Gattung, was unter den Früchten der Tannapfel iſt: lauter Schale ohne Fleiſch und Saft, Hülſe bis ins Herz. Und wer ſich daran macht und ſie genießt, der wird es an ſeinem eigenen Leibe erfahren, an der Verwandlung ſeiner feſten, flüßigen und geiſtigen Theile."

Woldemar zeigte ſeinen Freunden, wo ihr Fleiſch wirklich ſchon in Schale übergegangen war, und wie das Uebel, obgleich unmerklich, immer weiter um ſich greifen müßte. — Der Menſch, behauptete er, wäre ſo gemacht, daß er ſich mehr im Andern als in ſich ſelbſt fühlte. Er könnte ſich der Geſinnungen und Neigungen derer, mit denen er umgienge, nicht erwehren, und gäbe unwillkührlich ihren Urtheilen und Meynungen nach. Im Grunde wäre dies eine Folge der beſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften ſeiner Natur, aber darum nicht minder gefährlich. Denn mit eben jenen Eigenſchaften, mit Sympathie, Gefälligkeit und Ehrliebe hiengen Nachäffung, Menſchenfurcht und Eitel-

keit zuſammen; es wären ihre natürlichen Kinder, die ſich oft gegen ihre Mütter auflehnten und ihre Mörder würden.

„Wo iſt der Menſch, rief er aus, der ſich vor der Anſteckung des Beyſpiels bewahren kann? Wo iſt Einer, der ſich nicht von Menſchenfurcht in die Enge treiben läßt? Männer, welche tauſendmal ihr Leben gewagt haben, werden tauſendmal zurückbeben, wenn ſie mit ihren Grundſätzen einem Nichtswürdigen, der an keine Tugend glaubt und deſſen ſpöttelnde Befremdung ſie vorausſehen, unter die Augen treten ſollen. Heilige ſind zu Sündern geworden in ſolchen Fällen.

„Was das iſt im Auge des Menſchen, dies Gewaltige, welches ſchreckender iſt als die Hölle, lockender als der Himmel? — Ich kann es nicht erklären; aber es iſt!

Noch einmal ſagte Woldemar: — „Der Menſch fühlt ſich mehr im Andern als in ſich ſelbſt. Unſere körperliche Geſtalt können wir nicht gewahr werden, als in einem andern Körper, der ſie vor uns abſpiegelt; unſere Seele kann ſich nicht empfinden, als mittelſt eines andern

Geiſtes, der ihren Eindruck auf ſie zurückwirſt. Dies iſt der lebendige Odem in die Naſe des Erdenkloßes. Darum ertragen wir lieber jedes Elend, als eine gänzliche Einſamkeit; darum würden wir aus den herrlichſten Zaubergärten entfliehen, wo wir alles hätten, nur keinen Gefährten; — entgegen jedem Mangel, jedem Schreckniſſe, um Menſchen anzutreffen.

„Und hieraus folgt nun gerades Weges: daß uns das Daſeyn unerträglich fallen müſſe, wenn wir denen Menſchen unerträglich ſind, die wir um uns haben. Ihre Achtloſigkeit iſt Vernichtung, ihre Verachtung Hölle.

„So offenbar richtig und ſo allgemein anerkannt iſt dieſes, daß wir einmüthig es für das größte Unglück ſchätzen, wenn jemand um Ehre oder guten Namen kommt; — daß wir von einem Menſchen, der über die Achtung ſeiner Mitbürger ſich hinaus zu ſetzen im Stande iſt, auch das ärgſte vermuthen; wir ſagen von ihm: er mache ſich aus nichts etwas, und fühlen, daß wir ihn damit in den Koth treten.

„Auch im niedrigſten Pöbel lebt dieſe Empfindung und beherrſcht ihn; auch er dehnt ſie, inſtinktmäßig, ſogar über die Perſon des einzelnen Menſchen hinaus, weiß in dem was auch nicht mehr er ſelbſt, ſondern was nur zu ihm gehörig iſt, ihn zu ehren und zu beſchimpfen. Wenn ein Holunke den andern auf das empfindlichſte kränken will, ſo ſchreyt er ihm nach: dein Vater, dein Bruder hängt am Galgen; deine Mutter, deine Schweſter ſitzt im Zuchthauſe; du haſt kein Hemd auf dem Leibe, deine Kinder gehen betteln.

„Alſo, dieſem unüberwindlichen Naturtriebe zufolge, können wir nicht umhin, ſo bald wir mit jemand in Verbindung treten, auf ſeine Meynung von uns zu achten, irgend eine Seite an ihm aufzuſuchen, an der wir uns mit ihm meſſen und uns von ihm ſchätzen laſſen können. — Nun iſt aber leicht abzunehmen, wohin das im Umgange mit der Gattung Menſchen führen muß, wovon wir eben redeten.

„Aber geſetzt auch, es wären nicht gerade dieſe Menſchen, ſondern andere, die, jeder in ſei-

ner Art, unter die vorzüglichen gehörten: dennoch, meine Freunde, littet ihr durch Zerſtreuung eurer Kräfte, durch Entflammung eurer Fantaſie zu eiteln Beſtrebungen, und durch Mißleitung eurer Triebe einen unerſetzlichen, täglich zunehmenden Verluſt.

„Immer und in alle Wege entfernt eine ſo vielfältige Beſpiegelung in andern uns vom beſſeren Selbſt. Die Menge der täuſchenden Schatten, die wir umher werfen, berückt uns, daß wir ſie für mehr achten als unſre einzelne weſenhafte Geſtalt, und damit ſchreiten wir aus dem Gebiet der Wirklichkeit in den endloſen Raum der Einbildung; werden dem Winde ähnlich, deſſen Sauſen man wohl hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Der edelſte Trieb in der menſchlichen Natur, der Trieb der Ehre, die Begierde vortrefflich zu ſeyn an ſich und in Vergleichung mit andern, iſt alsdenn verfälſcht und verirrt; denn dieſe Begierde, in ihrer Lauterkeit, quillt aus dem edlen Beſtreben, die Kraft unſers Daſeyns zu vergrößern, eigenmächtiger, in und durch uns ſelbſt beſſer und glückli-

cher zu werden. Hingegen der Eitle vergißt ſeiner ſelbſt zu achten, er will lieber viel ſcheinen als etwas wirklich ſeyn. Um ſein geliehenes Daſeyn zu erhalten muß er voll Unruhe ſich kümmern und ſchleppen, unter tauſend Mühſeligkeiten ſchmachten, und kann nie eine bleibende Stätte haben.

„Zuverläßig iſt allemal das Beſte für uns und für unſere Freunde, Anverwandten, Mitbürger, Genoſſen, ja für das geſammte Univerſum: — daß ein jeder thue ſein eigenes Werk, gehe ſeinen eigenen Weg, beſorge ſein eigenes liebſtes Glück.

„Wäre es nicht Narrheit von einer Sopranſtimme, mit einer Trompete ſich in ein Duo einzulaſſen: oder von einer Trompete, zu der Aria Se mai senti oder einer ähnlichen, die erſte Violine oder die zweyte Flaute machen zu wollen? Beyde würden ſich verderben und mit ihrer Kunſt zu Schanden werden. — Dennoch machen wir es ſo, treiben überall was wir weder können, noch was am Ende unſer Zweck iſt; gerathen darüber in tauſenderley Verwirrungen, verfallen in

Unglauben an uns ſelbſt und andere, und richten eine ſo ohnmächtige und jammervolle Wirthſchaft an, daß es zum Erbarmen iſt.“

Woldemar war unerſchöpflich über dieſe Gegenſtände, und wußte ſie bey jeder Gelegenheit in ein neues Licht zu ſtellen. Seine Reden machten deſto mehr Eindruck, da ſie die wahren Neigungen ſeiner Zuhörer heimlich auf ihrer Seite hatten. Dennoch wollte es mit ihrer Bekehrung nicht von ſtatten gehen, und ſie beſtätigten die Bemerkung des geplagten großen Sülly: daß es das Schickſal der Vernunft zu ſeyn ſcheine, weder dann gehört zu werden, wenn ſie den Leidenſchaften widerſpreche, noch auch dann, wenn ſie mit ihnen einerley anrathe — Anſchläge zu Reformationen wurden öfter gemacht, auch wurde hie und da ein Verſuch angeſtellt: aber Angewöhnung und Zaghaftigkeit behielten die Oberhand. Man fand: was Woldemar vorbrächte, ließe ſich wohl gut ſagen und auch anhören; aber es wäre nicht ſo leicht gethan. Hätte man ſich einmal auf einen gewiſſen Fuß geſetzt, ſo fänden ſich tauſend Schwie-

rigkeiten, wenn man wieder davon abgehen wollte; man zöge ſich die Feindſchaft und den Spott der Leute auf den Hals, und müßte am Ende noch dazu ſich ſelbſt auslachen.

Woldemar hatte, fürs erſte, nicht mehr erwartet. Auch geſtand er ſeinen Freunden zu, die ihm unter andern entgegen ſetzten, daß in ſeinen Vorſtellungen vieles übertrieben wäre, ſie beſchuldigten ihn nicht ohne Grund; es wäre eine Unbilligkeit von ihm, ſie mehr in ſich, als ſich in ſie hinein zu denken; er wüßte, daß ihn ſeine reizbare Gemüthsart peinlich, in gewiſſem Verſtande (wenn man es ſo nennen wollte) ſchwächlich, oder zu moraliſchen Krankheiten geneigter machte; daher er denn Ungemach und Gefahren erblickte, wo andre dergleichen nicht wahrnähmen, und auch in dem Maaße nicht zu befürchten hätten.

Henriette, wegen ihres vertrauten Umganges mit Allwina, ſah Woldemarn öfter, und lebte mehr mit ihm, als die übrigen der Familie. Woldemar fand ein großes Vergnügen in Allwinens und ihrer Tanten Geſellſchaft. Beyde Tan-

ten waren Perſonen von Verſtand und ſehr vorzüglichen Eigenſchaften; die jüngere beſonders, eine Wittwe zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, zeichnete durch eine Lebhaftigkeit, eine Schnelligkeit des Geiſtes ſich aus, welche zu Woldemars Laune ausnehmend paßte. Da fand ihn denn Henriette oft bey ihnen ſitzen, und ihr Kommen pflegte ihn nicht zum Weggehen zu bewegen. Manchmal weilte er ganze Nachmittage und bis in die Nacht, ſchwatzte, las vor, machte Muſik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ ſich ſo hingehen in immer wärmerer Neigung zu allerhand Mittheilungen, und ihm war ſehr wohl dabey; 'den Mädchen nicht minder. Wenn es ihm aber einfiel, ſie unverſehens zu verlaſſen, ſo entſtand darüber keine Verwunderung, kein Aufſehen. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigſten Anſchlage, oder wenn ſie gerade im vollen Genuß der Ausführung waren. — „Da läuft er nun fort!" — dies war das ärgſte, was je die lieben Geſchöpfe ſagten; und ſie ſahen dabey ſo von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es ſich ſchwer aus dem Sinne

ſchlagen konnte, und manchmal, wenn er kaum auf ſeinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte. Aber dann litt Henriette ſchlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. — „Er ſollte nicht ſo wankelmüthig ſeyn, ſagte ſie zu ihm, das ziemte keinem Manne; ſie — oder Allwina, oder die Tanten hätten jetzt etwas vorgenommen, was ſie um nichts fahren ließen, und wobey ſeine Gegenwart ſtörte;" — und damit die Thüre auf, und fort mit Woldemar! Zuweilen that er hartnäckig: das half nicht; er mußte abziehen. Merkte ſie aber, daß er wirklich ſeinen Sinn geändert hatte, und daß es ihm nun frey darum zu thun war, wieder zugelaſſen zu werden, ſo wußte ſie den Streit ſo zu lenken, daß er zuletzt die Oberhand behielt. Er mußte geſtehen, daß er ein Kindskopf wäre; dann bekam er ſeinen Willen.

Allwina hatte nie vorher das Leben ſo ſchön gefunden. Es war ihr neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Manne umzugehen, der ſie lebhaft intereſſirte, ohne ſie in irgend eine Art von Verlegenheit zu ſetzen. — Ja, ſagte ſie,

wenn aber auch Woldemar ſo albern mit einem thäte, wie die andern Herren, ſo merkte man gleich, daß er einen nur zum Beſten hätte, und man könnte ihn nicht ausſtehen. Auf Anſprüche an ihn dachte ſie ſo wenig, daß er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang Henrietten gegeben hatte, bey ihr hauptſächlich in Anſehen gekommen war. — „Du mußt den lieben Menſchen heyrathen, ſagte ſie zu ihrer Freundinn. Ich ſchenke ihm mein halbes Vermögen, ſo bald ich Meiſter davon bin, und wohne bey euch; das übrige bekommen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie.“ — Henriette lächelte. — Du liebes gutes Weſen, ſagte ſie, und küßte den Engel: bekümmere Dich nicht: laß mich nur machen; ich habe etwas anderes vor; aber beyſammen wollen wir bleiben.

Wenige Menſchen wiſſen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu ſchärfen und ſie emporzubringen weiß; wie ſehr das allein ſchon heitert, wenn

kräftigere Regungen den Meutereyen der Eitelkeit ein Ende machen, und man nur erſt anfängt, in ſich einen Mittelpunkt zu finden, bey welchem Stand zu halten iſt. Henriette wußte dieſes ſchon: daher war ihr Geiſt ſo hell, ſo faſſend, ihr Gemüth ſo mild, ihr Sinn ſo ſtill und heiter. Woldemar, der nach und nach ſie erforſchte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schickſal in ihr darbot. Beyder Einverſtändniß wurde von Tage zu Tage leiſer und inniger. Das ſchüchterne beſcheidene Mädchen, welches zu ſeinem eigenſten Daſeyn bisher nicht hatte gelangen können, erwarb es nun im fortgeſetzten vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in ſich ſchon beſtimmten Freunde, der ihren beſten Ideen und Empfindungen — den einſamen, verſchloſſenen — Freyheit, Beſtätigung, unüberwindliche Gewißheit verſchafte.

Weſſen Seele, mit zarter Liebe befruchtet, in ſich das ſtille Weben gefühlt hat, das mit dem Aufkeimen des himmliſchen Saamens beginnt, und zunimmt mit ſeinem Gedeihen zu Freundſchaft: der wird von der Wonne, welche Henriette und

Woldemar in dieſem Zeitpunkt erfuhren, keine Beſchreibung erwarten.

Einnehmend ſchön war es, Henriette über Woldemar zu hören; wie ſie alles Treffliche an ihm ins Auge zu ſtellen, und ſeine Fehler und mancherley Unarten damit zu reimen wußte. Dieſer war ſie überall geſtändig, und neckte ihn ſelbſt bey jeder Gelegenheit damit. Sie mochte dieſes mit dem ſchärfſten Witze thun, es verdroß Woldemar nie, vielmehr hatte er eine wahre herzliche Freude darüber. Nur zuweilen, wenn ſie ihn an einer Seite traf, die er ſelbſt noch nie recht wahrgenommen hatte, wurde er ernſthaft, und brach dann auf die herbeſte Weiſe und manchmal mit ungemeiner Hitze wider ſich ſelbſt aus; aber ihre Laune wußte dieſes Feuer noch geſchwinder zu löſchen, als ſie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Falle, wenn Woldemars Feuer in Schwärmerey ausarten wollte, war ſie gleich da, um ihn beym Aermel zu zupfen. Sie konnte ſeinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchſten Schwunge folgen; und er war nicht weniger aufgelegt, ihre feinſten Bemerkungen und ſcharf-

ſinnigſten Raiſonnements in ihrem ganzen Umfange zu erwägen, und ſie für das, was ſie waren, bey ſich gelten zu laſſen. Daher die herzlichſte Gattung von Uebereinſtimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht — jenes Zuſammenfließen im Glauben — oder im Zweifel — jenes — wo man die Gegenwart des Freundes ſo lebhaft fühlt, und *mit einer Rührung ihn umſchlingt*, die *nichts andres ſo erwecken kann.*

Freund und Freundinn kamen ſelten zuſammen, ohne bey irgend einem Ereigniſſe ſich noch beſſer zu erkennen, irgend eine Erwartung, die ſie von einander hatten, erfüllt, und Empfindung die Stelle, welche durch Ahndung ſchon bereitet war, einnehmen zu ſehen. Daß dergleichen Vorfälle oft *an ſich* höchſt unbedeutend waren, benahm ihrem Eindrucke nichts.

So waren ſie einſt mit ihren Geſchwiſtern auf ein nahgelegenes Jagdhaus gefahren, wo ein künſtliches Reiten von Engländern zu ſehen war. Das ſchöne Wetter hatte eine Menge Leute hinaus gelockt. Die meiſten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten, da die Sonne

zum Untergange ſich neigte, den Rückweg nun in der Kühlung lieber zu Fuß machen. Woldemar, der ſeine Freundinn führte, ſah, als ſie zwiſchen die Thore kamen, einige Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe, das einem Phaeton ausweichen wollte, und darüber ihre Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdeſſen das arme Ding ihre Sachen wieder in den Korb packte, kam ein Knabe mit einem ſchweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich des Mädchens Bruder war. Sie bat ihn um Hülfe. Der Knabe warf auf die Mauer des Glacis zürnend ſein Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beide zu wenig Stärke hatten, ſo ſchwankte ihnen der Korb auf die Seite, und alles was drinn war lag von neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen über den Spaß, und die Vornehmen lächelten oder ſchielten gravitätiſch hin und wieder weg. Woldemar ließ Henriettens Arm. — „Machen Sie Sich ſo lange zu Dorenburg,“ ſagte er, und ſprang hin=

zu. Aber Henriette ſprang mit. Sie packten gemeinſchaftlich das Herumliegende wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufſetzen, als zwey Soldaten von der Wache herbey gelaufen waren, die es ihnen freundlich wehrten. — „Das freut mich, ſagte Henriette beym Weggehen und indem ſie noch einmal umguckte, daß die Soldaten uns geſehen haben; wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Noth kommt, ſo laſſen ſie ihn ſchwerlich ſo lange zappeln.“ — Und erzählen auch ihren Cameraden wohl noch die Geſchichte, fügte Woldemar hinzu. Indeſſen. . . Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Haufen Menſchen um uns ſtand? — „Ich gab nicht Achtung, erwiederte Henriette; die glaubten wohl, es gäbe da ein großes ſehenswürdiges Unglück zum Beſten!“ Nicht anders, antwortete Woldemar. Wenn ich denke, fuhr er fort, es iſt doch wunderbar, wie die Leute im Angewöhnten ſich ſo verlieren können, daß ſie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrteſten dünkt, was es am wenigſten iſt. Da war doch keiner

der ſich nicht vor Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es drauf wagten, nun werden ſie es uns zur Eitelkeit deuten. — „Zur Eitelkeit?" ſtutzte Henriette. — Ja, ſagte Woldemar, ſie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, was weiß ich? — allemal für Fratze. „Eben fällt mir ein, unterbrach ihn Henriette, daß Sie zu mir ſagten: Machen Sie Sich ſo lange zu Dorenburg! Wie, wenn ich es gethan hätte?" Es wäre mir nie eingefallen Sie deswegen zu tadeln, antwortete Woldemar. Sie ſind ein Frauenzimmer, Sie haben einen Putz an, der Sie ins Auge ſtellt; ich hatte ihrer Hülfe nicht nöthig, alſo konnten Sie umhin, Sich dem Begaffen auszuſetzen. „Und alſo tadeln Sie mich, daß ich mitging? — Sie haben Recht! Hätte ich mich erſt beſonnen. . . Aber ich hing ſo an Ihrem Arm, ſah nur auf das Mädchen und den Buben, und auf das, was Woldemar that: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; — und was ſoll es denn

auch“ — Henriette! ſagte Woldemar, und wendete ſich auf Henriettens rechte Seite, und drückte ihren Arm feſt an ſein Herz; — Engel! und er bebte davon, da er, vor ſich hinſehend, es leiſer noch einmal ausſprach. „Woldemar! ſagte Henriette; Woldemar! was iſt Ihnen, was bewegt Sie ſo ſonderbar?“ Und doch war ſie ſelbſt bis zu Thränen gerührt. — Was mich bewegt, erwiederte Woldemar. Beſte! — es iſt nicht von heute, nicht von jetzt; es iſt, Gottlob! ſchon von lange: aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt es mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! — Liebe! — das: daß du da biſt — wirklich da — daß ich dich endlich habe — ein Weſen, deſſen Herz, wie das meinige, ſich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das ſich nicht ſcheut allein zu thun, was unter tauſenden keins möchte und auch keins dürfte — das eine That, die in tauſend Fällen nicht ſchicklich, nicht ſchön und gut wäre, in dem Einzigen, wo ſie ſchön und gut iſt, ſchnell dafür erkennt und da muthig ſie ausübt; das immer ſeinen ei=

genſten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, ſagen darf: „Vater, deinen Willen!“ — O Du Eine! Du Meine!

Zwey Jahre waren verſtrichen, und Woldemar war mit jedem Tage froher und heiterer geworden. Er fühlte ſich wie neugebohren. Alle Menſchen waren ihm lieber, und er war es allen Menſchen und ſich ſelbſt. Es konnte nicht ausbleiben, nachdem er einmal in ein menſchliches Weſen ein unumſchränktes Zutrauen geſetzt hatte, daß die ganze Gattung bey ihm gewinnen mußte. Wie viel mehr ſeine nähern Bekannten und Freunde. Jedermann pries die mit ihm vorgegangene Veränderung; daß er ſo merklich offener, mittheilender, duldſamer, gleichmüthiger und geſelliger geworden wäre; daß man jetzt ſo viel mehr als ſonſt von ihm hätte. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? — Er hat ſo viel zu miſſen!

Henriette verſäumte keine Gelegenheit, ihren Vater auf die mit Woldemar vorgegangene Veränderung aufmerkſam zu machen, und ſich ſelbſt

mit der Hoffnung wohl zu thun, ihn nach und nach mit ihrem Freunde wieder zu verſöhnen. Hornich war ſo leicht nicht umzuſtimmen; aber die Gewohnheit, ſich von Henrietten einreden zu laſſen, und ihr alles mögliche nachzugeben, kam zu Hülfe. Sie brachte ihn wirklich dahin, daß er anfing, mit ihr zu glauben, Woldemar gefiele ihm beſſer: „Es gäbe ſich doch mit dem Manne; er ließe ſich bedeuten; ſchickte ſich allmählich: und warum ſollte man ihn denn nicht gerne ſehen?" — In der That war ihm Woldemar jedesmal willkommen, wenn er Gäſte oder ſonſt Geſellſchaft hatte; weil niemand die Unterhaltung ſo zu beleben, und dem Vergnügen aufzuhelfen wußte. Er ließ ihm deswegen vieles hingehen, und hätte ſich noch mehr — zuletzt wohl ganz an ihn gewöhnt, wenn nur Woldemar die Lieblingsmeynungen des Alten etwas mehr hätte ſchonen, und ſeine eigenen Grundſätze minder eifrig wider jede Anfechtung behaupten wollen. Zu ſchweigen, ganz an ſich zu halten, koſtete ihn nichts; er diſputierte ungern. Kam es aber dazu, daß er ſich einlaſſen mußte, ſo verdarb er jedesmal in einer

Viertelſtunde mehr, als er in Monaten wieder gut machen konnte. Bey einem Anlaſſe, der hier ausführlich erzählt werden ſoll, weil er noch aus andern Urſachen für die Folge dieſer Geſchichte wichtig iſt, verging er ſich in ſeinem Eifer dergeſtalt wider Hornich, daß ihn dieſer ſeitdem nie wieder mit gutem Auge anſehen konnte.

Dorenburg hatte während ſeines Aufenthalts in England mit einem den Wiſſenſchaften ganz ergebenen vortrefflichen jungen Manne, Carl Sidney, viel Umgang gehabt. Sie hatten ſich zu Edinburgh getroffen, wo damals Sidney ſich faſt allein mit Philoſophie beſchäftigte. Nun ging er auf Reiſen, und erſchien unerwartet an einem Abend bey ſeinem Freunde Dorenburg.

In der Fülle ſeiner Freude ging dieſer früh am folgenden Morgen zu Woldemar. — Sie ſpeiſen heute Mittag bey mir, ſagte er zu ihm; ich habe ein Gerücht, wie ich Ihnen noch keins vorſetzen konnte: Sie ſollen einen Zögling Ihres Lieblingsphiloſophen, einen Jünger Fergusons, kennen lernen. — Einen Jünger? erwiederte Woldemar. Genug wenn es nur ein Schüler, nicht

bloß ein Zuhörer des großen Mannes iſt. Die bloßen Zuhörer großer Männer ſind mir höchſt zuwider. — Es iſt Carl Sidney, antwortete Dorenburg, von dem ich Ihnen mehrmals erzählte. — Dieſer? rief Woldemar aus: Köſtlich! Köſtlich! Ja wohl bin ich dabey!

Biderthal und Luiſe hatten ſich ſchon eingeſtellt, da Woldemar ankam, und Hornich ſtieg eben mit Henrietten aus dem Wagen. Dorenburg war auf einen Augenblick mit Sidney in ſein Cabinet gegangen, um ihm etwas zu zeigen. Sie traten herein. Woldemars und Sidneys Blicke begegneten ſich; verſtanden ſich; die Bekanntſchaft war gemacht, das Bündniß geſchloſſen; ihre erſten Worte waren ſchon vertraulich.

Woldemar erzählte, daß Fergusons erſtes Werk, ſein Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft, Epoche in ſeinem Leben gemacht hätte: es hätte ihn zum Wiederleſen der Alten neu begeiſtert; ihn auf eine Höhe der Betrachtung geſtellt, und überhaupt ihn ſo erweckt, daß er dieſen Zeitpunkt noch immer wie den Uebergang in ein beſſeres Daſeyn betrachtete.

Es war ganz nach Woldemars Herzen, was Sidney auf dieſe Aeußerungen erwiederte. Ihre Unterredung wurde ein Strom, der ſich uferlos ergoß, hier einwühlte und dort, wiederkam, wirbelte, dann reißend weiter ging.

Sidney erwähnte ſeines andern Lehrers, Thomas Reid, und ſtellte ihn, ohne ihn mit Ferguſon, der unter eine andre Categorie gehöre, vergleichen zu wollen, ſo hoch, daß es Woldemar befremdete. — Ich bin gewiß, ſagte Sidney, ſie erinnern ſich einſt mit Beyfall meines Urtheils, wenn das lange und tief erwogene letzte Wort dieſes trefflichen Denkers über menſchlichen Verſtand und Willen, ein Meiſterwerk, das er vielleicht noch einige Jahre, um es der Vollkommenheit näher zu bringen, zurückhält, an ſie gelangen wird.

Von Reid kamen ſie unmittelbar auf den Zuſtand der Philoſophie überhaupt in England. Woldemar warf den Engländern vor, ſie ſtünden in dieſer Abſicht weit hinter den Deutſchen, und dürften ſich nicht einmal mit den Franzoſen meſſen.

Das möchte ſeyn, erwiederte Sidney, mit etwas ſtolzer Miene; doch fehlte es den Engländern, bey dieſem Mangel, nicht an Sinn, und nicht an Tiefſinn. — Es iſt wahr, fuhr er fort; der geſunde Menſchenverſtand iſt bey uns etwas ſehr zuverſichtlich. Manche Behauptungen, die bey unſern Nachbarn großes Aufſehn erregen, werden auf den erſten Anblick bey uns verworfen: ſie finden keinen Eingang; kaum wird davon geredet. Dieſe Gleichgültigkeit zu rechtfertigen, überlaſſen wir unſern Philoſophen von Profeſſion, unſern Fergusons, unſern Reids. Zum Beyſpiel, das berühmte Buch des Helvetius; die Philoſophie, die es enthält, bemeiſterte ſich in Frankreich aller Köpfe: ſie beſteht noch, und iſt in dieſem Lande die claſſiſche geworden. Auch in Deutſchland ſoll ſie viel Glück gemacht haben. Bey uns fand ſie wenig Liebhaber; wohl aber den nachdrücklichſten Gegner an Ferguſon, der ſie doch nur im Vorbeygehen angriff, und wie ein Mann, der auf den Gradſinn ſeiner Leſer rechnen darf. Aufmerkſamer waren wir auf Rouſſeau. Seine großen Geiſtesgaben, ſeine gefühlvolle Be-

redſamkeit zogen uns an; aber das Spiel, das er zu oft damit trieb, ſeine unlautere Originalität, entzogen ihm unſere Achtung. Jetzt haben wir in Perſon den vielgeleſenen berühmten Linguet bey uns. Er lebt verachtet. Wir wiſſen, daß er ſeine Paradoxen mit viel Witz und Beredſamkeit vorzutragen, ihnen einen guten Anſtrich auch von Verſtand zu geben weiß; aber deſto lieber beſtellten wir ihm einen Platz in Bedlam: dieſe Gattung widerſteht uns; wir lachen darüber und haſſen ſie. So iſt es wahr, daß wir weniger zur Speculation, zum nur hin und her grübeln, als andre Nationen, geneigt ſind. Anſtatt die Haare zu ſpalten und noch einmal zu ſpalten, binden wir ſie lieber zuſammen, damit ſie unverworren beſſer wachſen, und anſtändiger das Haupt bedecken.

Woldemar lächelte, und behielt es ſich vor, ein andermal zu antworten. Nur dieſe einzige Anmerkung müſſe er ſich auf der Stelle erlauben: daß jenes Meiſterwerk Ferguſons, worin die Sophiſtereyen, ſo wohl des Helvetius als Rouſſeau, ſo kräftig niedergeſchlagen, und die erha-

benſten Grundſätze aufgeſtellt wären, doch bey weitem nicht den Beyfall in England gefunden, und dem Manne ſelbſt den Ruhm und die Achtung verſchafft hätte, womit andere Werke und Meiſter wären belohnt worden, nach deren Zwekken zu urtheilen, man ſich des Argwohns nicht erwehren könnte, daß die edeln Britten ſich mit dem Herzen doch mehr nach Helvetius als nach Fergusons Seite neigten, und es wenigſtens vor der Hand als dringender anſähen, ſich um Reichthümer, Macht und äußerliche Vortheile, als um jene Geiſteserhabenheit zu bekümmern, welche die geringeren Sorgen abweiſe und unterdrücke.

Wie eben Woldemar gelächelt hatte, ſo lächelte nun Sidney.

Damit ſie dennoch ſehen, fuhr Woldemar fort, wie gern ich gerecht bin, ſo will ich dem philoſophiſchen Geſchmack Ihrer Nation darin den Preis vor allen andern zuerkennen, daß ſich nie bey ihr die Meynung hat in Anſehn ſetzen können: Tugend habe an ſich keinen Werth, ſondern verdiene nur, als Mittel zu einer von ihr ſelbſt verſchiedenen Glückſeligkeit, Achtung und Cultur.

Selbſt der Skeptiker Hume iſt über dieſen Punkt entſcheidend, und behauptet mit Nachdruck die Unabhängigkeit des ſittlichen Gefühls. Hiezu wird nun freylich weniger ſpeculatives Talent, als nur kräftiger geſunder Sinn erfordert. Merkwürdig iſt eine ganz entgegengeſetzte Erſcheinung bey Ihren Nachbaren, den Franzoſen. So bald ihre Philoſophie eigentliche bloße Philoſophie wurde, und aufhörte zugleich den Volksglauben unterſtützen zu wollen, wurde ſie materialiſtiſch, und verwarf immer mehr alles, was ſich aus mechaniſchen Geſetzen nicht erklären, dem Verſtande, wie ſie ſagten, nicht deutlich machen ließe. Wir Deutſchen .....

Biderthal ſtörte dieſe Unterredung, indem er Sidney aufrief, einen eben zwiſchen Caroline und Henriette entſtandenen Streit über Engliſche Tracht zu ſchlichten. Seine Abſicht war, das Geſpräch auf irgend einen andern, ſeinem Schwiegervater weniger verhaßten Gegenſtand, als jene, wie es dieſer nannte, windige und grillenfängeriſche Tugendlehre zu leiten, die aus nichts käme, und zu nichts führte. Dieſe poetiſche Heilsord-

nung, pflegte er zu ſagen, wäre Woldemars ganze Religion, und die wahre Urſache, warum er mit einem unerträglichen geiſtlichen Hochmuth über alles, was andern Menſchen gut dünkte und gefiele, ſo eigen die Naſe rümpfte.

Biderthals Abſicht wurde nicht erreicht. Von der Mode kam man auf die Lebensart zu ſpre-chen, von der Lebensart auf die Sitten, von den Sitten auf ihre Urſprünge und Veränderungen. Es entſtand eine Reihe intereſſanter Fragen: über den Einfluß der Sitten auf die Meynungen, der Meynungen auf die Sitten; über beyder Verhält-niß zu Tugend und Glückſeligkeit. Man ſuchte zu entſcheiden, worinn der ärgſte Verfall der Sitten beſtände. Man ſtritt über die Möglich-keit, einem ganz verdorbenen Volke wieder auf-zuhelfen; über die Wahl und Zuläſſigkeit dazu dienlicher Mittel; über die Unvermeidlichkeit ge-waltſamer Erſchütterungen; über Heldengeiſt und Heldentugend.

Noch zwey Gäſte waren unterdeſſen herein-getreten, Freunde der Familie, und von Wolde-mar ſehr wohl gelitten. Sidney zog ſich darauf

mit Woldemar etwas zurück. Der Engländer hatte eine Stelle des Ariſtoteles angeführt, wo geſagt iſt: „die Heldentugend ſey etwas größeres „und erhabeneres, als die gewöhnliche moraliſche „Tugend; ſo wie die Wildheit etwas ſchlimmeres, „als das Laſter. Die moraliſche Tugend unter„ſcheide den Menſchen von den Thieren; aber auch „von den Göttern: die Heldentugend mache ihn „den Göttern ähnlich.“ — Dieſe Gegenſätze, meynte Sidney, gäben viel zu denken.

Beyſtimmend fügte Woldemar hinzu: Kein Philoſoph hätte ſo tief wie Ariſtoteles eingeſehen, daß ſich menſchliche Vortrefflichkeit oder Tugend nur aus ihrem Triebe herleiten, überhaupt auf keine andre Weiſe erkennen ließe, als wie wir unſer Daſeyn erkennen. Wo kein Trieb zur Tugend wäre, oder wo er unentwickelt bliebe, da fänden keine ſittliche Handlungen ſtatt, weder gute noch böſe; da wäre lauter Thierheit. Dieß wäre der Zuſtand, den Ariſtoteles eine unnatürliche Wildheit und ſchlimmer als Laſter nenne. Das Gegentheil dieſer Brutalität beſtände in einem höheren Verlangen, welches alle thieriſche

Begierden ſich unterwärfe, und in ſeiner Vollkommenheit den Menſchen zu der Freiheit der Götter emporhöbe.

Sie erinnern mich, erwiederte Sidney, an eine ſehr auffallende Vergleichung Ferguſons zwiſchen Natur- und Sitten-Lehre. Er bemerkt: daß wie kein Volk je ſo dumm geweſen ſey, nicht die erſten einfachen Geſetze der Bewegung, der Schwere und Elaſticität, zu finden; keins ſo kunſtlos, um nicht von dieſen Geſetzen eine mannichfaltige Anwendung zum täglichen Gebrauch zu machen: ſo habe ſich auch keines gefunden, welches nicht den Unterſchied zwiſchen Rechtthun und Nichtrechtthun wahrgenommen, und dieſe Wahrnehmung in den entſcheidendſten Ausdrücken von Achtung und Verachtung, von Lob und Tadel, zur Anwendung gebracht habe. Aus jenen erſten Beobachtungen ſey eine wiſſenſchaftliche Naturlehre; aus dieſen eine wiſſenſchaftliche Moral erwachſen. Jene beſtimme die Geſetze der Bewegung mathematiſch; dieſe die Geſetze der Achtung philoſophiſch. Beyde aber ſeyen darin weſentlich unterſchieden, daß, was nach phyſiſch-mathemati-

ſchen Geſetzen ausgemacht erfolgen müſſe, allemal auch wirklich erfolge; hingegen das, was nach philoſophiſch-ſittlichen Geſetzen nothwendig erfolgen ſolle, nicht allemal erfolge: denn jene bezögen ſich auf ein für allemal beſtimmte Kräfte; dieſe auf eine Kraft, deren Weſen Selbſtbeſtimmung wäre, und, in ſittlicher Betrachtung, lauter Dinge der Wahl zum Gegenſtande hätte.

Vortrefflich! antwortete Woldemar. Die Wiſſenſchaft des Guten iſt, wie die Wiſſenſchaft des Schönen, der Bedingung des Geſchmacks unterworfen, ohne den ſie gar nicht angefangen, und über den ſie nicht hinausgeführt werden kann. Der Geſchmack am Guten wird, wie der Geſchmack am Schönen, durch vortreffliche Muſter ausgebildet; und die hohen Originale ſind immer Werke des Genies. Durch das Genie giebt die Natur der Kunſt die Regel; ſo wohl der Kunſt des Guten, als des Schönen. Beyde ſind freye Künſte, und ſchmiegen ſich nicht unter Zunftgeſetze; laſſen ſich durchaus nicht zum Handwerke erniedrigen und in den Dienſt des Gewerbes bringen. Darum finde ich den Ariſtoteles im höchſten Grade erhaben, wenn er

ſagt: „Gute, gerechte und groſse Handlungen ſind diejenigen, welche ſo beſchaffen ſind, wie der gute, gerechte und groſse Menſch ſie hervorbringt. Was gut iſt, muſs es durch des Dinges eigene Kraft ſeyn. Eine nützliche Handlung macht den, der ſie verrichtet, nicht gut; ſondern im Gegentheil, eine nützliche Handlung wird durch die Güte deſſen, der ſie ausübt, zu *einer guten: das aber iſt Tugend, was den Menſchen, der es hat, und alles, was er thut, gut macht.*" — Sie iſt der eigenthümliche beſondre Inſtinkt des Menſchen, und wirkt, wie jeder Inſtinkt, vor der Erfahrung, und, will man es ſo nennen, blind. Das Thier ſtrebt nach Speiſe, eh es weiſs, daſs ſie ſättiget, und daſs die Stillung des Hungers mit einer Luſt, dem Zeichen des erreichten Zwecks, verknüpft iſt; der Menſch fühlt ſich zu Handlungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Groſsmuth angetrieben, ohne irgend eine andere Abſicht, als die Befriedigung dieſes Triebes. Und ſo entſchieden iſt dieſer Trieb Grundtrieb der menſchlichen Natur, daſs der Menſch nicht allein in der Befriedigung deſſelben ſeinen höchſten Genuſs, ſondern auch ſo

entſchieden die Beſtimmung ſeines Daſeyns fühlt, daß er denjenigen nicht werth hält ein Menſch zu heißen, der ſein Leben mehr liebt, als dieſe Luſt. Sogar in den edleren Thieren erſcheint etwas dieſem analoges. Freudig verläßt der Hund den Tiſch ſeines Herrn ungeſättigt, um ihm auf die Jagd zu folgen; das Pferd bäumt ſich beym Schall der Trompete, reißt ſich los von der Krippe, und wiehert der Schlacht entgegen. Was nur lebt, und Arbeit und Gefahren liebgewinnen kann, verachtet müßigen Genuß.

Mit ſchnellen Schritten gingen beyde Männer den Saal auf und nieder, und vergaßen immer mehr, daß ſie ihn nicht allein einnahmen. Hornich ſaß zwiſchen Caroline und Luiſe, lauſchte, und runzelte oft die Stirne. Dorenburg war verlegen, und wünſchte mit Biderthal ſehnlich, daß man zu Tiſche gehen möchte. Aber es konnte noch nicht aufgetragen werden; auch fehlte noch ein Gaſt, der Probſt Alkam, den wir als Hornichs treuen Gefährten ſchon kennen.

Sidney antwortete Woldemarn: es wäre ſonderbar, wie alle Menſchen darin übereinſtimmten,

daß Glückſeligkeit um ihrer ſelbſt willen geliebt und geſucht werde; die wenigſten aber ſich vorſtellen könnten, daß es ſich mit der Tugend eben ſo verhalte. Dennoch wollte niemand dafür angeſehen ſeyn, daß er nur aus Furcht und Klugheit kein Betrüger, Dieb und Mörder ſey; daß er ungern des Laſters ſich enthalte. Niemand dafür, daß er überall von keinem Guten, von keiner freywilligen Tugend wiſſe; ſondern nur von Lohn und Strafe. Jeder fühle unwiderſtehlich, daß er an und für ſich ſelbſt etwas werth ſeyn müſſe, wenn die Erde ſich nicht weigern ſolle, ihn zu tragen; und daß etwas dieſen Werth beſtimme, was nur mit ſich ſelbſt verglichen werden könne, und, ſo unverglichen, dennoch als das Höchſte, über alles Wünſchenswürdige, erkannt ſeyn wolle. — Wie geſagt, dieſes Gefühl ſey unwiderſtehlich; aber es habe an dem philoſophirenden Verſtande darum einen Widerſacher, weil dieſer höchſt ungern eine Ueberzeugung, die er nicht verſchaffe, gelten laſſe. Dieß ſey bey allem Unvergleichbaren, bey allem unmittelbar Gewiſſen, welches ſich, ohne Beweiſe,

allein durch ſein Daſeyn wahr mache, der Fall. Der philoſophirende Verſtand ſey auf dieſe Autorität, dieſes durch Unabhängigkeit über ihn erhabene Wiſſen und Entſcheiden ſo eiferſüchtig, daß er an keinem Orte es unangefochten laſſe, es bis in unſer innerſtes Bewußtſeyn verfolge, wo er uns das Gefühl unſerer Identität und Perſonalität verdächtig zu machen ſuche. Wie ſollte er denn willig einen nicht durch ihn gewordenen Geiſt der Tugend anerkennen; willig es ihm gelten laſſen, daß er ſey, ohne andres als ſein eignes Zeugniß? — Sich ſtandhaft an dieſen reinen Geiſt zu halten, ſeinem einfachen unſichtbaren Weſen nie zu mißtrauen, erfordere ungemeine Kraft. Sie hätte Männern hie und da verſagt, die ſonſt an Tugend groß geweſen wären. Timoleon, der Göttlichliebende, nachdem er ſeinen Bruder Timophanes, der ein blutdürſtiger, unerbittlicher Tyrann geworden, mit unſäglichem Schmerz, den der erhabenſte Muth überwand, dem Vaterlande aufgeopfert, wäre bald in die tiefſte Schwermuth verſunken, und hätte durch Entziehung der Speiſe ſich ſelbſt das Leben nehmen wollen, weil

ihn die Läſterungen vieler ſeiner Mitbürger, und der Zorn ſeiner Mutter in ſeinem Gewiſſen irre gemacht und mit ſich ſelbſt entzweyt hätten. Man ſehe hieraus, bemerke ganz vortrefflich Plutarch, wie zu großen und ſchönen Handlungen eine über alles Lob und allen Tadel erhabene innere Zuverſicht und Feſtigkeit gehöre. Ohne dieſe Faſſung könne nachherige Reue die beſten Handlungen verunreinigen, und ihre Quelle im Gemüthe ſelbſt verderben.

Alkam war hereingetreten, gerade da das Beyſpiel von Timoleon angeführt wurde. Hornich winkte ſeinem Freunde, auf das was geredet würde zu merken. Eine Frage von Luiſe veranlaßte eine ausführliche Erzählung der Handlung Timoleons und ſeiner langen Schwermuth. Biderthal gab hierauf zu bedenken: ob Plutarchs unbedingter Tadel dieſer Schwermuth oder Reue nicht ſelbſt Tadel verdiene. Epaminondas würde ſich ihn nicht erlaubt haben. Dieſer hätte ſich ſtandhaft geweigert, an der Verſchwörung ſeiner verbannten Mitbürger wider Thebens Tyrannen Theil zu nehmen, weil er es für uner-

laubt gehalten hätte, ohne vorhergegangenen Richterſpruch, eigenmächtig ihr Blut zu vergießen. Eben dieſer Epaminondas, gewiß nicht minder Seelengroß und Göttlichliebend als Timoleon, hätte ein andermal für beſſer gehalten, ſein Vaterland durch einen unwiſſenden Befehlshaber in die größte Gefahr gerathen zu laſſen, als, außer dem Wege der Geſetze, der Bosheit derer, die, im Wege der Geſetze, dieſen elenden Menſchen an die Spitze des Kriegsheers gebracht hatten, worin Epaminondas ſelbſt nur als gemeiner Bürger diente, den geringſten Widerſtand zu thun. Dieſe Denkungsart gefiele ihm, ſie fände überall ſicheren gewieſenen Weg: Sein Mann wäre dieſer Epaminondas.

Auch der meinige! erwiederte lebhaft Woldemar. Die Geſchichte hat der Tugend kein größeres Muſter, als Epaminondas, aufgeſtellt. Der von ihm ſelbſt angegebene Grund, warum er nicht mit dem Degen in der Fauſt Thebens Tyrannen nächtlich überfallen wollte, war dieſer: „das Blut„vergießen, ſagte er, wird ſich nicht in den ihm „vorgeſchriebenen Schranken halten. Einem Phe-

„reydes, einem Pelopidas traue ich es zu, daß „ſie nur diejenigen vertilgen werden, welche Ur= „heber der Tyranney und verworfene Menſchen „ſind; aber ein Eumolpidas und ein Samia= „das, heftig erzürnte und gewaltſame Leute, wer= „den die Dunkelheit der Nacht mißbrauchen, und „nicht eher die Waffen niederlegen, und das „Schwerdt in die Scheide ſtecken, bis ſie die „ganze Stadt mit Mord erfüllt, und viele der „Vornehmſten und Beſten aus dem Wege geräumt „haben.“ Der große Mann ſann auf andere Mit= tel zu demſelben Zweck, die zuverläſſiger und ed= ler wären. — Was den angeführten andern Zug betrifft, ſo war damals die Gefahr nicht ſo groß für das Vaterland ſelbſt, als nur für das Heer, mit welchem ſie Epaminondas theilte, und das er am Ende noch zu retten hoffen durfte, wie es ihm denn auch gelang. Anders entſchloß er ſich bey Leuktra, wo er, wider die Geſetze und den ausdrücklichen Befehl ſeiner Stadt, die Oberbe= fehlshaberſtelle mit Pelopidas behielt, und nach den Geſetzen ſich der Todesſtrafe ſchuldig machte; die ihm auch vielleicht zu Theil geworden wäre,

wenn nicht der erhabene Mann, vor ſeinen Richtern ſtehend, dieſe, indem er ihnen Recht gab, gezwungen hätte, über ſich ſelbſt zu lachen. Wahrlich er iſt mein Mann, dieſer Epaminondas; überall und über alles!

Nun trat endlich Hornich auf.

Sie haben Biderthalen trefflich und ganz nach meinem Wunſche geantwortet, ſagte er zu Woldemar: wir ſehen jetzt deutlich, an zwey auffallenden Beyſpielen, einem geprieſenen und einem getadelten, wie, nach ihrer Tugendlehre, Zeit und Umſtände die Moral verändern, und der vortreffliche Mann keine unveränderliche Grundſätze haben darf. Er ſchreibt ſich ſeine Pflichten nach eigenem Gutfinden ſelbſt vor; heute dieſe, morgen eine entgegengeſetzte: wenn er ſich nur immer ſelbſt gefällt, ſo hat er gethan was er ſoll.

Allerdings, antwortete Woldemar, verändert der vortreffliche Mann — nicht eben ſeine Grundſätze, ſondern wohl nur ſein Verhalten nach dieſen Grundſätzen, wie es Zeit und Umſtände von ihm fordern; allerdings ſchreibt er ſeine Pflichten, nach eigenem Gutfinden, ſich ſelbſt vor, und

muß oft, indem er immer nur daſſelbe will, im äußerlichen von ſich ſelbſt verſchieden ſcheinen; allerdings hat er alles gethan, was er ſoll, wenn er nur beſtändig, einig mit ſich ſelbſt, ſich ſelbſt gefallen kann. Handlungen, die nicht aus dem Gefühl der Pflicht unmittelbar und freywillig hervorgehen, die nicht auf dies Gefühl allein ſich gründen, ſind keine wahrhaft pflichtmäßige, keine wahrhaft gute und tugendhafte Handlungen. Alle Menſchen kennen dieſes Gefühl unter dem Namen des Gewiſſens, welches die einzige Quelle der Moral, der Urſprung aller Rechte, und der ſo unendlich verſchiedenen geſetzlichen und ſittlichen Formen und Einrichtungen iſt, die bey der Menge das Gewiſſen vertreten ſollen und nicht können. Selbſt im Aeußerlichen vertreten ſie es nur auf eine höchſt kümmerliche unvollkommene Weiſe, und bedürfen einer beſtändigen Nachhülfe, wenn ſie nicht, da ſie nur ein nothwendiges Uebel, ja nur auf das Böſe berechnet ſind, ſchnell die Natur des Böſen an ſich nehmen ſollen. Wie könnte ihnen alſo das Gewiſſen unterworfen ſeyn, wie von ihnen ſeine Rich-

tung nehmen, wie nicht ſich über ſie erheben dürfen? Dienliche Angewöhnungen durch Futter und Peitſche ſind für das Thier; Freyheit, eigenes Urtheil, Selbſtbeſtimmung iſt der Charakter des Menſchen; und es iſt ihm beſſer, ſogar dem Tieger und Löwen in der Wildniß, als dem Maſt- und Laſt-Vieh im Stalle zu gleichen.

Alkam wollte eben das Wort nehmen, um Woldemar zu antworten, als Caroline herzutrat, um Sidneys Arm zu begehren, und mit der Geſellſchaft in den anſtoßenden Saal zur Tafel zu gehen. Sie war darauf bedacht, Woldemar ſo weit wie möglich von Sidney zu entfernen, damit, wie ſie zuletzt ausdrücklich ſich erklärte, beyde nicht die übrige Geſellſchaft, auch bey Tiſche, und, zu Tiſche, ihre nächſte Pflicht und den Zweck ihres Daſeyns, zum größten Aergerniß der Wirthinn, vergäßen.

Eine gute Vorſicht! die aber, wie es vor Tiſche Biderthalen begegnet war, nur ein größeres Uebel nach ſich zog. Die ganze Mahlzeit wurde philoſophiſch. Nicht durch Woldemars und Sidneys Schuld. Dieſer hielt an ſich; und jener, wie es zu geſchehen pflegt, wenn man im Streit zu leb-

haft geworden iſt, hatte keine Luſt ihn zu erneuern. Anders war Hornich geſtimmt. Voll innerlichen Grimms über Woldemar, der noch keinmal mit dieſer Kühnheit den ihm ſo theuren Buchſtaben in Geſetzen, Sitten und Gebräuchen angegriffen, und das, was ihm das Heiligſte, ja was allein ihm heilig war, ſo ſchnöde unter die Füße getreten hatte, ſuchte er durch beißende Sticheleyen, womit er ſich hauptſächlich an den ihm gegenüberſitzenden Probſt wendete, ſich Luft zu machen, und ſeinen Widerſacher in Harniſch zu bringen. Sein Freund bot ihm zu dieſer Abſicht gern die Hand. Er hoffte, wenn er Woldemarn die Galle nur einmal erregt hätte, ſie auch bald zum Ueberlaufen zu bringen. Dann wollte er von einer Uebertreibung ihn zur andern führen, durch verfängliche Fragen ihn verwirren, und von ſeiner Verlegenheit Gebrauch machen, um über ihn zu triumphiren. Wirklich ein ſehr kluger Entwurf, wenn man eine Eingebung ſo nennen darf, welche froſtige Seelen jedesmal im Kampfe mit begeiſterten Freunden der Wahrheit empfangen.

Lange bemühten Alkam und Hornich ſich ver-

gebens; aber ſie ließen nicht ab, und erreichten endlich ihren Zweck, Woldemarn zu erzürnen, durch jene unverſchämte von Homer der Fliege zugeſchriebene Tapferkeit.

Die Frage von der Tugend, ihrem Herkommen, und was ſie gewähre und verlange, war erneuert, und durch tückiſche Erörterungen, noch mehr durch vorgebliche Erläuterungen aus Beyſpielen und Lehren des Alterthums, ganz verſchoben und entſtellt worden. Der Probſt zeigte viel Gelehrſamkeit, und ſagte zuletzt: man laufe noch immer Gefahr einen widrigen Eindruck zu machen, wenn man ſich zu der von vielen gründlichen Männern ſtreng erwieſenen Wahrheit: daß die ſo hoch geprieſenen Tugenden der Alten nur glänzende Laſter geweſen — geradezu bekenne: und doch führe eine beſſere Philoſophie, die zum Glück in unſern Tagen die Oberhand gewinne, zu derſelben Ueberzeugung. Man fange an allgemein einzuſehen, daß es eine ſchlechte Vorbereitung ſey zu einem thätigen Leben nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit übertriebenen, verworrenen und phantaſtiſchen Ideen vom Guten und

Schönen, die ſie aus den Alten ſchöpften, ſich anfüllen laſſe; anſtatt ihnen gleich Anfangs von Tugend und Religion nur lauter deutliche Begriffe beyzubringen, die entblößt und unabhängig von Gefühl und Phantaſie, überall Stich hielten, überall dieſelbe Kraft bewieſen, und die unzuverläſſige Beyhülfe des Herzens, als des Menſchen unwürdig, der ſich durch Vernunft allein beſtimmen ſolle und bewegen könne, verachten lehrte. — Es folgte ein beredtes Lob der täglich zunehmenden Weisheit des Jahrhunderts; der unendlichen Vorzüge der Neueren vor der Alten; nicht allein in Abſicht der Erkenntniſſe, ſondern auch der Anwendung alles Wahren und Guten zu einem zweckmäßigen Gebrauch. Wiederholte Aufforderungen an Woldemar, ſo oder anders zu zeugen, einzuſtimmen oder zu widerſprechen, und dazu die begleitenden Accente und Partikeln des alten Hornich, brachten zuletzt ihn aus der Faſſung.

Man hatte eben zum zweyten male aufgetragen. Unter den Gerichten zeichnete ſich ein prächtiger Calecutſcher Hahn beſonders aus, und zog auffallend Alkams Blicke auf ſich, der darum doch

nicht in ſeiner Rede ſtockte, ſondern nur ein Lächeln einmiſchte, welches, mit einem Blicke nach Caroline, dieſer ſeine Bewunderung und ſeinen Beyfall überbrachte.

Herr Probſt, ſagte nun Woldemar: Ich weiß keinen Vogel, der weniger flöge, und mit ſeinen Flügeln mehr Geräuſch machte auf der Erde, mehr prunkte mit allen ſeinen Federn, als dieſer Vogel, den Sie eben bewundern. Es iſt ein gravitätiſches Thier, voll Selbſtgefühl; und es weiß ſich ein Anſehn zu geben, auch mit ſeiner Stimme. Dennoch mag ich dieſen Vogel nicht. Mir iſt die Nachtigall lieber — freylich nicht zum pflükken und braten; lieber die Schwalbe, lieber ſogar der ſchädliche Spatz. Wenn ich unverſtändlich bin, ſo iſt hier auf Ihre Aufforderungen und Fragen eine andre Antwort ohne Gleichniß.

Ich habe die Meynung, daß der Menſch nicht durch die Geſchicklichkeit, ſich mannigfaltigen Genuß zu verſchaffen, ſondern durch die Fertigkeit im Entſagen, durch Tapferkeit, Selbſtſtändigkeit und Großmuth, achtungswürdig wird. Mir alſo iſt der ein verächtlicher Menſch, und das ein

verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen, Gutes thun will, das nur Genuß ſucht, und an keine Tugend — das allein an Wucher glaubt. Ich ſehe vor mir ein ſcheusliches todtes Meer, und keinen Geiſt, der es bewegen, erwärmen, neu beleben könnte: darum wünſche ich eine Fluth, irgend Eine, ſey es von Barbaren, die den häßlichen Pfuhl wegſchwemme, ſtürmend ſeine Stelle ausfege, und uns nur rohes friſches Erdreich einmal wiedergebe.

Hornich vergaß vor Schrecken über den Schluß dieſer Rede, daß ihn der Eifer, worin Woldemar gerathen war, erfreuen ſollte. Die Haare ſtiegen ihm zu Berge. — Alkam genoß! Er glaubte ſeinen Fang zu halten, wollte ihn umſpinnen.

Er fragte Woldemar: Zu welchen Früchten er das neue Erdreich, wenn er es nun hätte, urbar machen wollte; wünſchte genauer zu erfahren: was ſein Gegner für die wahre, erſte und letzte, Abſicht der bürgerlichen Geſellſchaft; oder, kürzer und beſſer: was er überhaupt für die Beſtimmung des Menſchen und ſeinen größten Ruhm auf dieſer Erde hielt?

Hierüber, antwortete Woldemar, der ſich wieder gefaßt hatte, bin ich mit Euer Hochwürden gewiß vollkommen einerley Meynung. Ich glaube mit Ihnen und jedem ächten Theologen, daß der Zweck des Menſchen, Gottes Ehre iſt. Zur Ehre Gottes und nach ſeinem Bilde iſt der Menſch erſchaffen; zur Ehre Gottes und nach ſeinem Bilde ſoll er leben: das iſt ſeine Beſtimmung, ſein höchſter Ruhm; das ſoll überall ſein Erſtes und ſein Letztes ſeyn.

Wohl, erwiederte mit andächtiger Gebärde der Probſt; ſehr wohl! wir ſollten alles, was wir thun, zu Gottes Ehre thun; das heißt, überall ſeiner Güte eingedenk ſeyn, und ſie nachahmen; denn durch lauter Wohlthun beweiſt ſich Gott als den Regierer der Welt.

Dieſer Meynung bin ich nicht, ſagte Woldemar; ich ſehe Wehthun und Wohlthun hier auf eine Weiſe wechſeln und walten, die mich nicht weniger, als ehemals den Prediger Salomo, verlegen macht. Aber in meinem Gewiſſen werde ich einen Regierer der Welt nach höheren Geſetzen, einen heiligen verborgenen Gott; und zu dieſem

hohen Unſichtbaren und zu ſeinem Geſetz, im Innerſten meines Weſens eine Liebe gewahr, die ſich ſelbſt genügt, alles andere Intereſſe unter ſich bringt, und eine Zuverſicht zu ihrem Gegenſtande mit ſich führt, die über alle Zweifel ſich erhebt.

Sir! rief Sidney, Sie werden feyerlich; Sie reden wie ein Biſchof: vollkommen wie der ehrwürdige Biſchof von Durham, Joſeph Butler! Ihre Hochwürden hier, haben wahrſcheinlich das Buch des großen Mannes geleſen; wenigſtens erinnere ich mich in der Vorrede zu einer der engliſchen Ausgaben gefunden zu haben, daß eine gute deutſche Ueberſetzung davon ſchon im Jahre ſechsundfunfzig vorhanden war.

Alkam erwiederte trocken, daß er das Buch nicht kenne.

Es verdient, daß Sie es kennen lernen, ſagte lebhaft Sidney! — Auch Woldemar müſſe es leſen; denn Butler ſey ein Vorläufer Ferguſons, und noch viel mehr als das, in allem dem geweſen, was Woldemarn dieſen ſo werth machte.

Butler, fuhr er fort, war der erſte unter den neuern Moraliſten, der das Vermögen des

Menſchen, eigne und fremde Handlungen, innerlich und in ſich ſelbſt betrachtet, ohne Rückſicht auf ihre äußerlichen Wirkungen, auf ihre wohlthätigen oder verderblichen Folgen, zu billigen oder zu mißbilligen, wieder ganz ins Licht geſtellt, und den Beweis erneuert hat, daß in dieſem Vermögen der wahre Charakter der Menſchheit beſteht. Er erinnerte: wie ſelbſt Hobbes bemerkt hätte, daß es dem Menſchen, und ihm allein, eigen ſey, zwiſchen Unrecht und bloßer Beſchädigung zu unterſcheiden, und jenes ganz anders wie dieſes zu empfinden; ganz anders eine verſchuldete Strafe, als eine unverdiente Kränkung. Doch wären noch viele geneigt, aus dem bloßen Wohlgefallen oder Widerwillen, welche die Vorſtellung deſſen in uns erregt, was zur eigenen oder fremden Glückſeligkeit dient, eigenes oder fremdes Elend bewirkt, die moraliſche Billigung oder Mißbilligung herzuleiten. Sie erwögen nicht, wollten nicht erwägen, wie moraliſche Billigung und Mißbilligung ſich nie auf vorhandenen und nicht vorhandenen Genuß, ſondern immer und einzig nur auf menſchliches Betragen; nie auf

dieſen oder jenen Zuſtand, ſondern allemal nur auf das thätige Verhalten in jedem Zuſtande ſich bezögen.

Schärfer den Probſt ins Auge faſſend, und ganz zu ihm hingewendet, ſetzte Sidney hinzu:

Euer Hochwürden werden eine große Zufriedenheit empfinden, wenn Sie zumal den Gebrauch ſehen, den der Biſchof von dieſen Wahrheiten macht, um den Geiſt des Menſchen zu würdigen Begriffen von Gott und ſeiner Regierung zu erheben. Er bereitet ſich den Weg dazu, indem er den Verſuch gewiſſer Männer beleuchtet: die Pflichten, nicht aus einer unmittelbaren Vorſchrift des Gewiſſens, ſondern nur mittelbar, aus unſerem Verlangen nach Glückſeligkeit herzuleiten — „Wenn „uns," ſagt er, „nur unſere Glückſeligkeit obliegt, „und der Menſch ſich ſelbſt und Gott dadurch al„lein gefällt, daß er für ſein Wohlergehen recht „zu ſorgen, und ſich mit ſeinem Mitmenſchen über „dieſe gemeine Angelegenheit gehörig zu verſtehen „weiß; ſo giebt es keine eigentliche Moral mehr; „weder eine philoſophiſche, noch theologiſche. Je„der Menſch darf alsdann, um ſich ſelbſt ein grö-

„ßeres Gut zu verſchaffen, dem Mitmenſchen ein „geringeres Uebel, mit dem beſten Gewiſſen, zufü„gen. Treuloſigkeit, Raub und Betrug, Völle„rey und Unzucht werden nur darum Laſter ſeyn „und heißen, weil ſie uns ſelbſt oder andern ſcha„den. Um den Zuſtand der Menſchen zu verbeſ„ſern, dem Wohl ein bedeutendes Uebergewicht „über das Weh zu verſchaffen, werden Verräthe„rey, Meyneid, Meuchelmord, das ſchrecklichſte „Blutvergießen, alle Gräuel — nicht allein er„laubt, ſondern Pflicht und Tugend ſeyn. Da„hin führt offenbar die Meynung, daß das Wohl „des einzelnen Menſchen, und das Beſte der Ge„ſellſchaft, einziges Princip der Sittlichkeit; ſo „wie uneingeſchränkte Güte — der Charakter, das „eigentliche Weſen Gottes, und die Wurzel „ſeiner Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit ſey. „Die angezeigten Folgen dieſer Lehre müſſen jedes „Menſchen Herz empören. Weg! ruft das Ge„wiſſen laut; weg, weg mit eurer Weisheit! — „Und dieſes Rufen iſt Stimme der Gottheit; es „iſt Offenbarung ihres Charakters in der menſch„lichen Seele. — In der ganzen uns ſichtbaren

„Schöpfung iſt es auffallend genug, daß ihr Zweck
„in Anſehung des Menſchen nicht bloßes Wohl-
„ſeyn; ſondern die Erhebung ſeines Geiſtes zu
„göttlichen Gedanken iſt. Dahin weiſet
„alles; daher wird allem eine höhere Deutung.
„— Gottes Abſichten in ihrem unendlichen Um-
„fange, der Plan und die Geſetze ſeiner großen
„Regierung, ſind uns, wie ſein Weſen, tief ver-
„borgen. Aber er läßt uns, was wir brauchen,
„davon ahnden. Wo wir hinſchauen, erblicken
„wir einen bildenden Geiſt, der ſich das Geſtalt-
„loſe unterwirft, Leben erwecket, und es mit der
„Kraft ſich zu erhalten ausſtattet. So unterwirft
„auch abſichtvolle Vernunft ſich überall, was ohne
„Abſicht wirkt, und bringt ihre höhere Natur ans
„Licht. Niedrige Neigungen und Triebe verber-
„gen ſich vor den edlen, und können nie, wie
„viel Gewalt ſie auch an ſich reiſſen, die Tugend
„um ihr Anſehen, um ihr Gewicht, um ihren, im
„Ganzen überwiegenden Einfluß bringen. Nichts
„kann die Stimme der Natur in unſerem Innern,
„die eigene Stimme unſeres Herzens unterdrücken,
„die es für wünſchenswürdiger erklärt, gut und

„edel, als glücklich zu ſeyn. So hat Gott „unſer Herz bereitet, und in ihm ſeine Wege uns „gezeigt. Es kann von ihm kein Wohlthun kom„men, das nicht Ergieſſung wäre ſeiner eigenen „Seligkeit. Der Unheilige der mit ſeinem Genuß „ihn preiſen, dieſen Genuß zu Gottes Ehre ma„chen will, der läſtert Gott. Die Morgengabe „der Tugend, dem der dieſe Tochter Gottes ohne „Mitgift wählte; dieſe Gabe allein, und keine „andre Wohlthat kommt unmittelbar aus der „nie gleichgültigen Hand des Hocherhabe„nen, des Heiligen."

Während Sidneys Rede waren Alkams Augen immer finſterer, Woldemars Augen immer glänzender geworden: ſein Angeſicht ſtrahlte. Sehnſuchtsvoll fragte er nach dem Titel des Buchs.

„Analogie zwiſchen der natürlichen und der geoffenbarten Religion," antwortete Sidney. *)

*) The Analogy of Religion natural and revealed, to the constitution and course of nature, by Joseph Butler. Im Jahre 1785 iſt zu London die ſiebente Auflage erſchienen. Der Titel der deutſchen Ueber-

Jetzt verwandelte ſich Alkams Miene. Er zog den Mund zum Lächeln, und mit einem bedeutenden Kopfnicken: Ja, Ja! ſagte er; dieſe Analogie iſt ohne Zweifel ſo beſchaffen, daß man der geoffenbarten Religion entbehren kann.

Herr Probſt! fuhr Woldemar auf: Die unentbehrlichſte iſt ohne Zweifel diejenige, ohne welche von der *andern* keine Rede ſeyn könnte. Welche äußerliche Wunder, und welche Predigt wird einen Yahoo dahin bringen — dieſes Völkchen kennen Sie doch wohl! — daß er lerne, Gott über alles, und ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt lieben; dahin, daß er zu dem Begriff eines heiligen allerhöchſten Weſens, und ſeiner Forderungen an ihn gelange? Wen ſein eigenes Herz über Gutes und Böſes nicht unmittelbar belehrt, den kann weder göttlicher noch menſchlicher Unterricht beſſern. Mu-

---

ſetzung, von Spalding, iſt: D. Joſeph Butlers Beſtätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion, aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Lauf der Natur. Leipzig 1756. Wir Deutſchen haben an dieſer Einen Auflage mehr als genug gehabt.

ſik giebt keine Ohren, und Mahlerey keine Augen; ſondern im Gegentheil: mit dem Ohre wird Muſik, mit dem Auge Mahlerey erzeugt; beydes liegt in ihnen, ſo wie der Ton in jenem Bilde Memnons lag, womit es alle Morgen den erſten Strahl der Sonne begrüßte.

Alkam erwiederte nicht gleich; und Caroline benutzte den Augenblick, rückte mit dem Stuhl, und die Geſellſchaft ſtand auf, und begab ſich in den anſtoßenden Saal.

Hornich hatte Zeit gehabt ſich zu erholen. Er weidete ſich an Woldemars Aerger, und wollte darum nicht, daß die Unterredung abgebrochen ſeyn ſollte Alſo wendete er ſich zu ihm, und ſagte: — Keine Raiſonnements und keine Gleichniſſe können unwahr machen, was die tägliche Erfahrung jedermann als ausgemacht vor Augen ſtellt. Sich ſelbſt und andern etwas weiß zu machen, mag eine ganz angenehme Sache ſeyn, und ſeine Vortheile haben; ich aber bin dafür, daß man die Augen aufthue, und ſich nichts weiß machen laſſe. So ſoll mir niemand weiß machen, daß nicht das Dichten und Trachten des

menſchlichen Herzens von Jugend auf böſe ſey. Wir haben kein Gewiſſen, ſo lange uns, durch Gebote und Verbote, keins gemacht wird. Wo man die Menſchen nicht anders lehrt, da freſſen ſie einander auf. Der beſte Zeitvertreib der Kinder iſt, Fliegen zu fangen, um ihnen Flügel und Beine auszurupfen; ſie haben keine Luſt, wenn ſie nicht zerbrechen, zerſtören, plagen, Unheil anrichten können. Erwachſene drängen ſich zu den Gerichtplätzen, und das gräßlichſte Schauſpiel zieht allemal die größte Menge an. Die beſſere Geſellſchaft, ſchöne Geiſter und Philoſophen an der Spitze, verſammlen ſich vor der Bühne, um ſich, im Luſtſpiele durch Spott zu kitzeln, und im Trauerſpiel das Gefühl ihres Wohlſeyns, durch die Vorſtellung fremder Leiden zu erhöhen; in beyden Fällen, um ſich auf ſich ſelbſt etwas zu gute zu thun. Von Natur ſucht der Menſch überall und in allen Dingen nur ſich ſelbſt. Durch welche Mittel er den Meiſter ſpiele, iſt ihm gleichgültig; wenn er ihn nur ſpielt! Raub, Verrätherey, Betrug und Mord, alles iſt ihm lieb, und macht ihm wohl, wenn er nur Gewalt da-

mit erhält: Unabhängigkeit von allen Pflichten iſt ſein höchſter Wunſch.

Mit einer Gelaſſenheit, die Hornich in Verwirrung ſetzte, erwiederte Woldemar: Sie ſahen vorgeſtern mit Ihren Kindern König Lear aufführen. Gewiß gingen Sie nicht hin, um bloße Schadenfreude zu empfinden: um ſich nur an dem Gedanken zu weiden, daß Sie nicht Lear, nicht Gloſter, und nicht Kent wären. Sie wollen mich in Verſuchung führen, mein lieber Herr Hornich. Ich ſoll es mir ſauer werden laſſen, Ihre Einwürfe zu zergliedern; oder, gutmüthig, die genug bekannten Antworten darauf herſagen, damit ich, beſchämt, am Ende höre und es recht empfinde, wie Sie mich nur zum Beſten haben, und zum Beſten geben wollten. Für diesmal entgehe ich Ihrer Züchtigung.

In Wahrheit, ſagte Hornich, das hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie glaubten, man könne: daß Welt und Menſch im Argen liegen, nur im Scherz behaupten!

Mit dieſen Worten wollte er abbrechen und ſich weg begeben. Woldemar ließ ihn nicht. Der

tückiſche Vorwurf des Alten war ihm tief ins Herz gedrungen.

Wir haben nicht ausgeredet, ſagte Woldemar zu ihm. Ich verſtehe Sie nun, und will Ernſt mit Ernſt erwiedern.

Daß Welt und Menſch im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Menſch nicht der Arge ſelbſt iſt. Das müßte er ſeyn, wenn Sie Recht haben ſollten; müßte wenigſtens Satans Bild angenommen haben, und ihn allein von ganzem Herzen ehren und anbeten können. Lieber keinen Gott, als mit ihm einen Teufel, der ihm ſo den Vortheil abgewonnen hätte; der ihm Meiſter geworden wäre!

Biderthal, den der Eifer ſeines Bruders erſchreckte, trat dazwiſchen, und wollte mildern. Das verſchlimmerte die Sache. — Läſtre du nicht auch, ſagte Woldemar zu ihm, und heiße mich Gott und Menſchen haſſen! Reiche mir lieber einen Strick! Bin ich ein Yahoo; dann nur gleich den Strick um den Hals des Scheuſals, und hier an dieſer Thürangel ſoll es ſchweben.

Mit dieſen Worten wendete er ſich weg von

Hornich; ergriff Sidneys Hand, und ſagte mit bebender Stimme: Ich habe Milch geſogen aus der Bruſt einer Mutter: Ich hatte nichts als Geſchrey; hatte weder Schönheit, noch irgend eine Gabe; konnte für alle ihre Sorge und Mühe ihr nichts wieder geben, nicht einmal Dank, nicht einmal Liebe. Mein ganzes Vermögen war allein in ihrem Herzen; ich war hülfsbedürftig und erregte Mitleiden; erregte in ihr eine Luſt zu helfen, die der ſtärkſte ihrer Triebe wurde.

Entzündet ſie ſich etwa nur im Mutterherzen, dieſe Luſt zu helfen? Iſt ſie allen andern Herzen fremd? Fremd dem Menſchen, der in allen ſeinen Sprachen, jedes Erbarmen Menſchlichkeit genannt hat, und es wie ſein Daſeyn fühlt, daß Gerechtigkeit und Großmuth die eigenthümlichen Kräfte ſeiner Natur, Tugend ſein höchſtes Gut, die Quelle und die Speiſe ſeines Lebens iſt? . . .

Hornich miſchte ſich nicht weiter ins Geſpräch, und entfernte ſich aus der Geſellſchaft, ſo bald es mit Anſtändigkeit geſchehen konnte. Hut und Stock in der Hand trat er zu Biderthal, und

ſagte freundlich zu ihm: Sie ſind mir ein ſehr lieber Schwiegerſohn, und ich freue mich immer, daß meine Luiſe die Ihrige geworden iſt. Aber nehmen Sie es mir nicht übel: das haben Sie nicht gut gemacht, daß Sie Ihren Herrn Bruder zu uns brachten. Bey Henriette muß ich davon ſchweigen, und es in mich freſſen; aber Ihnen, ob Sie gleich ſein Bruder ſind, ſage ichs einmal vom Herzen weg, und es iſt gut, daß Sie es wiſſen: Wenn ich noch zwanzig Töchter hätte, ſo wollte ich ſie lieber alle zwanzig auf den Kirchhof begleiten, als nur eine davon zur Trauung mit dieſem vortrefflichen Manne an den Altar. Damit ging er ſchnell zur Thüre hinaus.

Alkam folgte ihm an der Ferſe.

Biderthal war auf ſeinen Bruder ernſtlich böſe, und machte ihm, nachdem auch die anderen Gäſte ſich entfernt hatten, Vorwürfe über ſeine Unbeſonnenheit und Hitze. Er behauptete, Hornich hätte weniger gefehlt als Woldemar, der zuerſt übertrieben, und ſich nicht allein die ſeltſamſten Aeußerungen erlaubt, ſondern ſie auch auf die anſtößigſte und härteſte Weiſe vargetragen, recht mit

Fleiß überall ſeine verkehrte Seite ausgewendet hätte.

Ich hoffe, antwortete Woldemar, was Du gezeigt haſt, iſt weder deine rechte, noch deine verkehrte Seite. Haſt du nur geheuchelt, um das, was ich verdarb, wieder gut zu machen; ſo biſt du zwar nicht um allen Dank, aber doch um deinen eigentlichen Zweck betrogen.

Bilderthal wollte nicht zugeben, daß er geheuchelt hätte: Aus wahrer Ueberzeugung habe er widerſprochen, und er wolle es beweiſen. Gut! ſagte Woldemar; ſo bringe deine Klage gegen mich ins Reine, und trage ſie uns deutlich vor.

Biderthal hub an, und beſchuldigte, unter Henriettens Beyſtand, ſeinen Bruder: er ſey mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, indem er jenem kühnen Heldengeiſte, der ſich über Geſetze und gemeine Moral erhöbe, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzubringen, zuerſt das Wort geredet; hernach aber, mit Sidney dem Biſchof von Durham darin beygeſtimmt hätte, daß unter keiner Bedingung irgend ein Menſch ſich heraus nehmen dürfe, die Geſetze der Gerechtigkeit und

Wahrheit zu übertreten, und Böſes zu thun, damit Gutes daraus entſtehe; denn Gott habe uns von ſeiner Regierung nur dieſe Geſetze geoffenbart, und uns im Gewiſſen die Verſicherung gegeben, daß wir einſtimmig mit ihm handeln, und ſeinen ganzen Auftrag erfüllen, wenn wir, ohne unſern Dünkel einzumiſchen, nur ſtrenge dieſen Geſetzen gemäß leben: Sie verletzen heiße in die göttliche Regierung eingreifen und ihre Irrthümer verbeſſern wollen, welches die größte Verwegenheit ſey.

Woldemar bat, ſeiner Behauptungen ſich nur recht genau und im Zuſammenhange zu erinnern. Er habe geſagt: das Verderbniß eines Zeitalters könne ſo groß ſeyn, daß eine gänzliche Verwandlung nothwendig werde, die denn auch allemal, etwas früher oder ſpäter, mit heftigen Erſchütterungen, und auf eine mehr oder minder gewaltſame Weiſe, erfolge. Was unter ſolchen Umſtänden, wo die Laſter gleichſam miteinander in einen bürgerlichen Krieg geriethen, ſich Heldenmuth erlauben dürfe, könne nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geiſt und Gewiſſen, entſchieden werden. Große und weiſe Männer hätten zu allen

Zeiten behauptet, daß es Fälle gäbe, wo die heiligen Bildniſſe der Gerechtigkeit und Milde auf einen Augenblick verhüllt werden müßten. Die Moral ſelbſt unterwürfe ſich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Geſetze, damit ihre Principien erhalten würden. *)

---

*) Ganz derſelben Ausdrücke bedient ſich Edmund Burke in folgender Stelle ſeiner Reflections on the revolution in France p. 199. Had your nobility and gentry, who formed the great body of your landed men, and the whole of your military officers, resembled those of Germany, at the period when the Hanse-towns were necessitated to confederate against the nobles in defence of their property-had they been like the *Orsini* and *Vitelli* in Italy, who used to sally from their fortified dens to rob the trader and traveller-had they been such as the *Mamalukes* in Egypt, or the *Nayrs* on the coast of Malabar, I do admit, that too critical an enquiry might not be adviseable into the means of freeing the world from such a nuisance. *The statues of Equity and Mercy might be veiled for a moment.* The tenderest minds, confounded with the dreadful exigence *in which morality submits to the suspension of its own rules in favour of its own principles*, might turn aside whilst fraud and

Für ſolche Ausnahmen, ſolche Licenzen hoher Poeſie, hätte die Grammatik der Tugend keine beſtimmte Regel, und erwähnte ihrer darum nicht. Keine Grammatik, am wenigſten eine philoſophiſch allgemeine, könnte alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in ſich faſſen, und, wie zu jeder Zeit ſich jede Mundart bilden müſſe, lehren. Es würde unſinnig ſeyn, darum zu läugnen, daß es unveränderliche Geſetze der Verknüpfung menſchlicher Begriffe und ihrer Bezeichnung gebe; unſinnig, darum zu behaupten, es dürfe jeder nur reden, wie es ihm gefiele.

Woldemar wendete ſich hierauf an Henriette ins beſondere, um ſie mit den Worten eines Schriftſtellers, der bei ihr im größten Anſehn ſtand, zu ſtrafen.

---

violence were accomplishing the destruction of a pretended nobility which disgraced whilst it persecuted human nature. The persons most abhorrent from blood, and treason, and arbitrary confiscation, might remain silent spectators of this civil war between the vices. — S. die Deutſche Ueberſetzung v. F. Genz. S. 213.

Ich hätte nicht erwartet, ſagte er zu ihr, daß Sie Parthey wider mich in einem Streite nehmen würden, wo Ihr Hemſterhuis mich mehr als deckt. Seine Behauptungen ſind ohne alle Vergleichung kühner, als die meinigen. Erinnern Sie ſich der Stelle, wo er ſagt: „die Vollkommen„heit des moraliſchen Gefühls ſey in allen Men„ſchen verſchieden; darum gebe es keine zwey „Menſchen auf der Welt, deren Pflichten im ei„gentlichen Verſtande nicht verſchieden wären. Ver„ſchieden, nicht in Abſicht der zufälligen mechani„ſchen Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, ſon„dern der natürlichen und ewigen. Es gäbe Men„ſchen von ſo zartem ſittlichen Gefühl, Menſchen, „deren Gewiſſen ſo entfernte Verhältniſſe wahr„nähme, daß ſie, ſo zu ſagen, unfähig wären, „Glieder der gegenwärtigen Geſellſchaft zu ſeyn... „Brutus, da er den Cäſar umgebracht, hätte ein „Verbrechen wider das Volk, vielleicht wider die „Geſellſchaft begangen; aber in Brutus Seele „wäre dieſe Handlung ohne Zweifel den ewigen „Geſetzen des Guten gemäß geweſen... Die größte „Weißheit, wozu ein Menſch gelangen könnte, be-

„ſtände darin, daß er alle ſeine Handlungen und „Gedanken mit ſeinem moraliſchen Gefühl in Ueber„einſtimmung brächte, ohne ſich um menſchliche „Einrichtungen und fremde Meynungen zu beküm„mern."

Henriette antwortete: Es thäte ihr weh; aber ſie müßte diesmal Hemſterhuis im Stiche laſſen. Ihr graute vor den Folgen ſolcher Lehren. Was ſie wahres enthielten, könnte ſo leicht mißverſtanden, ſo ſchrecklich mißbraucht werden!

Was gar nicht mißverſtanden werden kann, antwortete Woldemar, hat wenig Sinn; und was nicht mißbraucht werden kann, wenig Kraft zum Gebrauch. Ich theile die Menſchen, die einigermaßen nach Grundſätzen handeln, in zwey Claſſen: Die Einen übertreiben die Furcht; die Andern Muth und Hoffnung. Jene, die Bedächtigen, laſſen nichts auf ſich, aber auch wenig an ſich kommen; ſind überall verzagt; ſcheuen die Wahrheit, weil ſie mißverſtanden werden kann; ſcheuen große Eigenſchaften, hohe Tugend, wegen möglicher Verirrung im Gebrauch. Immer haben ſie das Uebel nur im Auge. — Dieſe, die

Kühnen, ich möchte ſie die Unbeſonnenen in Platos Sinne heißen, nehmen es weniger genau; ſind nicht ſo ekel und ſo bange, vertrauen dem Wort in ihrem Herzen mehr, als irgend einem äußerlichen Wort; bauen mehr auf Tugenden, als auf die Tugend — die gewöhnlich etwas lange auf ſich warten läßt. Wohl einmal übermüthig oder trotzig, fragen ſie mit Young: „Iſt denn die Vernunft allein getauft, und ſind die Leidenſchaften Heiden?“ — Da ich mich zu einer dieſer beyden Zünfte, meiner Eintheilung zu folge, halten muß; ſo wähle ich die letzte.

Biderthal nahm jetzt das Wort, und fragte ſeinen Bruder: ob er nicht bey allem dem Bedenken tragen würde, dieſe Predigt von den Dächern zu halten? Ob er nicht geſtehen müßte, daß die Verbreitung ſolcher Lehren, geſetzt auch, was unmöglich wäre, daß man ſie nicht mißverſtände, von den verderblichſten Folgen ſeyn würde?

Keinesweges! antwortete Woldemar. Den Gebrauch des Gewiſſens abzuſchaffen iſt allein verderblich; und dahin geht, minder oder mehr,

in längeren oder kürzeren Umwegen, alles auf Sittlichkeit ſich beziehende Poſitive, das ſich auf eigenes Urtheil und Gewiſſen nicht verlaſſen will und darf, und ſich am Ende doch allein darauf verlaſſen muß. Der Buchſtabe der Vernunft, der Religion, der bürgerlichen- und Staats-Geſetze, ſind einer wie der andre; vermögen alle gleich wenig. Kein Menſch hat je einem Geſetz, blos als Geſetz, gehorcht; ſondern immer nur der Gewalt, von der es ausging, und die es begleitete; immer nur dem Nachdruck, den ihm Trieb, Neigung und Gewohnheit gaben. Was gut iſt, ſagt dem Menſchen unmittelbar und allein ſein Herz; kann allein ſein Herz, ſein Trieb unmittelbar ihm ſagen: es zu lieben iſt ſein Leben. Das Dienliche zum Guten, lehrt ihn der überlegende Verſtand erkennen und gebrauchen. Gewohnheit macht erworbene Weisheit ihm zu eigen, erhält ſie ihm, giebt ihm Beſtändigkeit. „Beſtimme Dich für das Beſte, ſagt Pythagoras, und Uebung wird es dir bald zum Angenehmſten machen.“

Aber, wie ich ſchon vorhin zu Alkam ſagte:

Paſſive Angewöhnungen erziehen den Menſchen blos zum nützlichen Hausthier. Active, wenn er ſich freywillig entſchließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, ſind die eigentlichen Mittel der Entwickelung ſeiner höheren Natur.

Der Menſch kann ſich alſo nie zu ſehr wider ſolche Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns ſträuben und verwahren, die ſich ſeinem Geiſte, nur um ihn zu unterdrücken, anhängen wollen: denn die Macht der Gewohnheit iſt unermeßlich; iſt eine zweyte ſtärkere Natur.

Im Gegentheil kann er nie zu eifrig ſich bemühen, auf dem Pfade freyer Wahl und eigenes Entſchluſſes ein Ziel der Freyheit und der Freude zu erreichen, wovon alle Heerſtraßen blos automatiſcher Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier iſt der Fall, mit Homers Achill auszurufen: „Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!"

Biderthal wollte antworten.

Ich bitte, rief Woldemar: Noch ein Wort!

In Platos Gorgias erzählt am Schluſſe So-

crates: es wären ehmals die Menſchen an ihrem Todestage, noch lebendig, von lebendigen Richtern gerichtet worden. Da wären viele ungerechte Sprüche geſchehen. Zeus hätte gefunden, es rührten dieſe ungerechten Sprüche davon her, daß die vor Gericht gezogenen und die Richter ſelbſt, als Lebendige, noch bekleidet und von ſo vielen Dingen umgeben wären, vornehmlich auch von Zeugen, günſtigen und ungünſtigen, die ſich einmiſchten und das Urtheil zu verändern ſuchten. Darum hätte er verordnet, daß die Menſchen künftig erſt nach dem Tode, und von allem was im Leben ſie umgab entblößt, gerichtet werden ſollten; und zwar von abgeſchiedenen und eben ſo entblößten Richtern. Die Geſtalt allein der Seele wäre nun erſchienen; die Seele allein des Richters hätte ſie geprüft: ſeitdem wäre nie wieder ein ungerechter Spruch geſchehen.

Ich ſchlage vor, ſetzte Woldemar hinzu, dieſe Weisheit nachzuahmen, und den Spruch, der heute noch geſchehen ſollte, auf morgen zu verſchieben: wir alle werden ruhiger und unpartheyiſcher ſeyn; geſchickter, nur die Sache, die wir vor uns ha-

ben, zu betrachten und zu prüfen. Hierauf bat er die Geſellſchaft auf den folgenden Abend zu ſich. Alle verſprachen mit großer Freude zu kommen.

Jetzt erzählte Woldemar noch ſeinen Freunden, wie er einmal bis zur Schwermuth tiefſinnig über die Frage geworden: Was der menſchliche Geiſt, bey dem Streben nach Tugend, eigentlich anſtrebe? Was er, indem er wahrhaft und allein auf dieſen Gegenſtand gerichtet ſey, wahrhaft und allein im Auge habe?

Zu verſchiedenen Zeiten wurden ſo verſchiedene, oft entgegengeſetzte Dinge, für die wahren und einzigen Gegenſtände dieſes Triebes angenommen; und wie die Meynungen der Menſchen hierüber von einander abwichen, eben ſo wichen auch ihre Meynungen über Glückſeligkeit von einander ab.

Lauter Schatten! — Fließende, verwirrende Geſtalten! . . . . Bilder? — Wo das Urbild?

War das Urbild unerforſchlich: wie konnte je die Einſicht des Guten zuverläßig werden? Wie konnte der Wille des Guten nur ſich ſelbſt erken-

nen, ſich ſelbſt verſtehen, bey ſich bleiben, und ein unveränderlicher Wille werden?

Oder war vielleicht dieſer Wille nur die unmittelbare Folge des an allgemeine Begriffe und Bilder geknüpften perſönlichen Bewußtſeyns; nur der allen Naturen weſentliche Trieb der Selbſterhaltung in rein vernünftiger Geſtalt? — Dann hatte er keinen Gegenſtand, als ſeine eigene Thätigkeit; und aller Tugenden Urbild und Quelle war die bloße rein- und leere Form des Daſeyns im Gedanken: Perſönlichkeit ohne Perſon und Perſonen-Unterſchied.

Alſo lag der ganze Zauber nur in einer Täuſchung durch Begriff und Wort; und ſo wie dieſe Täuſchung aufgehoben wurde, kam das troſtloſe Geheimniß eines bloßen Zuſammenſpinnens von Daſeyn und Daſeyn, einzig und allein um da zu ſeyn, zum Vorſchein.

Mir graute, ſagte Woldemar, vor der Finſterniß und Leere, die in mir und um mich entſtand. Aengſtlich ſtreckte ich beyde Arme aus, ob ich nicht Etwas noch ergreifen könnte, das

mir ein Gefühl von Wirklichkeit und Weſen wiedergäbe. Und mir geſchah, wie in Büffons ſchöner Dichtung dem Erſten Menſchen, da er, vom Schlummer überwältigt, gefürchtet hatte, nur ein zufälliges vorübergehendes Bewußtſeyn, kein eigenes Leben zu beſitzen — dann, beym Erwachen, doppelt ſich wiederfand — ſtaunend ausrief: Ich! — Entzückter ausrief: Mehr als ich! — Beſſer als ich! . . . Dahin ſtröme all mein Leben!

Eine Heldenſchaar im Feyerkleide der Unſterblichkeit — Agis und Kleomenes — und in ewiger Schönheit die erhabenen Begleiter und Begleiterinnen ihres Lebens und ihres edleren Todes — Sie erſchienen mir: Und wie verwandelt erwachte ich aus meinem ſchweren Traum. Mir war, als erführe ich dies alles jetzt zum erſtenmal; als hätte nicht Erinnerung meine Hand zu dieſem Theile des Plutarch geleitet. Ich hatte nie dabey empfunden, was ich jetzt im auffallendſten Contraſt empfand: daher wurde mir alles ſo neu. Ich fühlte, daß die Betäubung, aus der ich erwacht war, wenn ſie mich auch

wieder überfallen ſollte, niemals wieder als ein Todesſchlummer mich erſchrecken würde: „Ich „hatte zu innig jetzt empfunden, daß „ich war, um noch einmal zu fürchten, daß „ich aufhören könnte zu ſeyn.“ *)

In der Freude ſeines Herzens, und zum Andenken an dieſen merkwürdigen Zeitpunkt ſeines Lebens, hatte Woldemar aus Plutarchs Agis und Kleomenes einen gedrängten Auszug gemacht; Er wollte ihn ſuchen und morgen ſeinen Freunden vorleſen.

Dieß geſchah, und es folgte eine Unterredung, wovon wir, nur in kurzen Sätzen, einige der Hauptreſultate hier noch mittheilen wollen, damit das ausführlicher erzählte Geſpräch des vorigen Tages (nach einem Ausdruck des Sokrates in dem vorhin ſchon angeführten Gorgias) „einen Kopf erhalte, der ihm die Richtung gebe.“

Hier dieſe Reſultate.

Es gibt Sätze, die keines Beweiſes bedürfen,

---

*) ——— J'exiſtois trop pour craindre de ceſſer d'être. Buffon. Hiſt. Nat. T. III. p. 370. Ed. in 4. de Paris.

und keinen Beweis vertragen, weil alles, was zum Beweiſe angeführt werden könnte, ſchwächer als die ſchon vorhandene Ueberzeugung ſeyn, und dieſe nur verwirren würde. Einen ſolchen Satz ſprechen wir aus, wenn wir ſagen: Ich bin! Dieſe Ueberzeugung iſt ein unmittelbares Wiſſen, und alles andre Wiſſen wird an ihm geprüft, mit ihm gemeſſen, nach ihm geſchätzt.

Von derſelben Art iſt die Ueberzeugung, daß dem Angenehmen das Schickliche: Tugend der Glückſeligkeit vorgezogen werden müſſe. Es iſt, offenbar! kein drittes vorhanden, mit welchem beydes gemeſſen, an welchem beydes verglichen, und, durch Mehr oder Weniger, über den Vorzug des Einen vor dem Andren entſchieden werden könnte. Unſer Gewiſſen entſcheidet hier unmittelbar, ſo wie beym Daſeyn unſer Wiſſen; das heißt: Wir finden in unſerem Willen ſelbſt, daß er das Anſtändige vor dem Angenehmen will; daß dies ſeine Natur: folglich, das Geſetz unſeres Weſens iſt.

Was nun in beyden Fällen auf einerley Art, das iſt, ohne vorgehaltene Gründe, durch ein in=

neres allerhöchſtes Anſehn allein in uns entſcheidet, iſt nicht der überlegende Verſtand, ſondern ein geheimes Etwas, worin ſich Herz, Verſtand und Sinn vereinigen.

Wir ſagen nicht von der Vernunft im Menſchen, daß ſie ihren Menſchen gebrauche; ſondern vom Menſchen, er gebrauche ſeine Vernunft. Sie iſt die urſprüngliche Kunſt, das unmittelbare Werkzeug des in Sinnlichkeit gehüllten Geiſtes; iſt vereinende, unabläßig Einheit anſtrebende Beſinnung. So entſtehen ihr Bilder des Gemeinſamen und Allgemeinen, reine Bilder; ſo ſchafft, ordnet, herrſcht und gebietet ſie durch die wunderbare Kraft des Worts, das von ihr ausgeht, wie ſie ſelbſt vom Geiſte. Unermüdet der Sache das Wort, dem Wort die Sache zu finden, zu fügen: bringt ſie, löſend und bindend, Wiſſenſchaft und Kunſt hervor; gründet theoretiſche und praktiſche Syſteme.

Aber das ſchlechterdings und an ſich Wahre kommt auf dieſem Wege nicht zum Menſchen: Unerzeugt zu ſeyn iſt dieſes Wahren Natur. Seine Einſicht bedarf keiner Geſetze des

Buchſtabens; ſeine Kraft keines Buchſtabens der Geſetze.

Alſo jedesmal wenn die Vernunft ſolche Wahrheiten als Vorderſätze zu ihren Schlüſſen nimmt, ſo nimmt ſie nicht was ſie hervorgebracht. Alles abſolut Erſte und Letzte liegt außer ihrem Gebiet. Ihre ganze eigenthümliche Geſchäftigkeit iſt eine bloß vermittelnde Geſchäftigkeit für Sinn, Verſtand und Herz, deren gemeinſchaftliche Oekonomie ſie zu verwalten hat.

Dieſe Vernunft kann daher unmöglich die Quelle ſelbſt jener Weisheit ſeyn, nach der wir, als dem höchſten Gut, verlangen. Auch den Durſt nach dieſer Weisheit kann nicht ſie zuerſt erregen; nur empfindlicher kann ſie ihn machen: alſo ihn vermehren. Daß wir göttlicher Natur ſind, ſagt uns etwas in der Seele tief verborgenes Urſprüngliches; verkündigt uns ein Trieb unerzeugter Natur in uns, der Vergängliches in Unvergängliches zu verwandeln, Zeitlichem die Natur des Ewigen mitzutheilen, Abhängigem Unabhängigkeit zu geben ſtrebt: ein

Trieb, der viel eher ſich Vernunft erſinnen, als durch Vernunft erſonnen werden könnte.

Woldemar ärgerte hintennach ſich ſehr über den Auftritt mit Hornich und Alkam bey Dorenburg; er fühlte, daß er gegen Henriettens Vater mehr Achtſamkeit und Schonung hätte beweiſen, und ſich nicht ſollen mit Sidney gleich ſo hingehen laſſen. Eine ähnliche Reue hatte er ſchon oft empfunden; dieß vermehrte ſeinen Verdruß, und er beſchloß das kräftigſte Mittel gegen neue Rückfälle anzuwenden: nehmlich, allen Gelegenheiten dazu ſorgfältig auszuweichen.

Auch Hornich bereute! — Des Wohlſtandes wegen, nicht bloß aus Scheu vor Henriette, hatte er ſich nie mit dem Bruder ſeines Tochtermannes ganz entzweyen wollen. Geſchah es, daß er ſeinem Groll gegen Woldemar ſich ſo weit überließ, daß eine ruchtbare Trennung folgen konnte; ſo lenkte er ein, und ſuchte wieder gut zu machen. Dieſes war auch jetzt der Fall. Zu Hauſe fiel es ihm aufs Herz, was er beym Weggehen Biderthalen geſagt hatte; es beunruhigte und verdroß ihn; er ärgerte ſich

über ſeine Hitze. Am folgenden Tage ſprach er mit Biderthal darüber; und da ihm dieſer verſicherte: er hätte von ſeinen Aeußerungen beym Weggehen niemand ein Wort geſagt, ſondern nur überhaupt ſeinem Bruder Vorwürfe über ſein Aufbrauſen und ſeine Uebertreibungen gemacht; ſo war der Alte ſehr vergnügt, und bat, die Sache ganz zu vergeſſen; Er wolle dagegen zu vergeſſen ſuchen, wie beleidigend Woldemar geweſen, ſeine Denkungsart, ſehe er wohl, müſſe man ihm laſſen, und ſich das wohl einprägen; er werde gewiß nie mehr ein Wort darüber gegen ihn verlieren.

Da Biderthal ſeinem Bruder hinterbrachte: Hornich ſey geneigt, was bey Dorenburg vorgegangen, zu vergeſſen, und Beleidigung gegen Beleidigung aufgehen zu laſſen; ſo ließ ſich dieſer die Bedingung gern gefallen; geſtand ſeine Reue, und die Vorwürfe, die er ſich gemacht, und entdeckte ſeinen gefaßten Entſchluß: von nun an ihre wunderlich gemiſchten Zuſammenkünfte und große Tiſchgeſellſchaften, ſo viel als möglich, wieder zu vermeiden. Er hätte eine geraume Zeit ihm und

Dorenbürgen nachgegeben, und faſt ganz nach ihrer Weiſe gelebt. Sie ſollten nun auch einmal verſuchen, mehr nach ſeiner Weiſe: nehmlich, im Grunde nach ihrem eigenen Sinne und für ſich ſelbſt, zu leben. Befänden ſie ſich übel dabey; ſo könnten ſie ja, wie er es jetzt vorhabe, wieder umlenken.

Was Woldemar nicht mehr erwartete, begab ſich.

Indem er gelaſſen zuſah, und nur ſeinen Weg ging, gleich entfernt jemand zu ſtören, wie von jemand ſich ſtören zu laſſen: wirkte ſein ſtummes Beyſpiel, ſein heiteres Schweigen mehr, als früher alle ſeine Reden. Es war unmöglich, daß ſeine Freunde dieſer Reden ſich nicht bey hundert Vorfällen erinnerten; und dieſe Erinnerungen wurden, bald durch ſeine Abweſenheit, bald durch ſeine Gegenwart eindringender. Allmählig offenbarten ſich äußerliche Wirkungen. Nur der Anfang konnte ſchwer ſeyn: war einmal dieſer ernſtlich gemacht, ſo mußte ihnen, was ſie von jeher bey ihrer Lebensart gedrückt hatte, jetzt mit jedem Tage widerlicher werden; mußte ſie jede Thorheit,

die ſie noch eingingen, mit Ekel und Verwirrung doppelt züchtigen. Etwas von ihrem Verdruß unterließen ſie dann nicht auf Woldemar zu werfen, weil ſie ſich einbildeten, er lache heimlich darüber, ſie unter dem Joche keichen zu ſehen. Aber ſo wie die Ungeduld es länger zu tragen ihren Muth zum Abwerfen ſtärkte; ſo verſchwand auch dieſer Aerger: ſie fühlten ſich mehr als je zu ihrem Freunde hingezogen.

Henriette hatte nicht wenig beygetragen, dieſe Wirkungen zu beſchleunigen; mehr der Sache ſelbſt und ihrer Geſchwiſter wegen, als aus Anhänglichkeit an Woldemar, welcher dem allen mit einer ſonderbaren — ſoll ich ſagen Gleichgültigkeit? zuſah. Ich weiß kein Wort, den Anſchein und ſelbſt die Sache beſſer auszudrücken; dennoch war es etwas andres.

Woldemar wurde jetzt faſt täglich um allerley Rath angegangen. Anfangs nur durch Aufträge an Henriette, hernach auch gerade zu und immer freymüthiger, bis dahin, daß man zuletzt ſich nicht mehr ſcheute jede Schwachheit, wodurch man ſich gedrückt und aufgehalten fühlte, ihm

ungeheuchelt ſehen zu laſſen. Woldemars ganzes Herz wurde hiedurch gewonnen, denn Einfalt und Offenheit galten ihm über alles. An ihnen, pflegte er zu ſagen, hätte man den wahren Stein der Weiſen; ſie ſetzten jede andre Tugend voraus oder verſchafften ſie doch bald; auch läge in ihnen das Geheimniß der größten Glückſeligkeit, die ſich von Menſchen erringen ließe. — Einfalt! Mehr und immer mehr Einfalt und Wahrheit! war demnach ſein unaufhörlicher Zuruf.

Es hatte ſich in die häusliche Verfaſſung der Hornichſchen eine Gattung von Prahlerey eingeſchlichen, die aber nicht aus Hochmuth, ſondern nur zufälliger Weiſe, ich möchte ſagen aus Unachtſamkeit und Verſehen, entſtanden war. Als vornehme Handelsleute in einer der berühmteſten Städte von Deutſchland, bekamen ſie eine Menge Menſchen aus allen Gegenden von Europa, von verſchiedenen Ständen und Klaſſen zu ſehen, die Empfehlungsſchreiben an ſie hatten. Die beſten darunter und die ſich auf Menſchen verſtanden, ſuchten ihre nähere Bekanntſchaft und erhielten ſie ohne Mühe. So wurden ihre Kenntniſſe immer neu belebt und

vermehrt; ihr Witz, ihr Geſchmack, ihre Sitten verfeinert; ihre Lebensart aber auch unvermerkt etwas geſchraubt und in die Höhe gewunden. Das ging ſo ſacht, die Verführung war ſo fein, der Veranlaſſungen waren ſo viele — — Dieſer oder jener Fremde hatte ihnen etwa eine neue Erfindung der Kunſt oder des Luxus angeprieſen, — war wieder nach Hauſe gekommen, und beſorgte ihnen nun ein auserleſenes Muſter. Das Stück mußte angebracht, aufgeſtellt werden. Wo das? Es ſollte paſſen. Man bedachte ſich, überlegte, bis der Disharmonie durch koſtbare Zubußen abgeholfen war. So hatte man vor kurzem in Dorenburgs Hauſe, zwey prächtigen Lichterträgern zu Gefallen, einige Zimmer verändert: denn ſein Saal mußte anders eingerichtet werden, wenn er Lichterträger nöthig haben ſollte; und wenn er ſo eingerichtet wurde, ſo mußte er, um anderer Gründe willen, auch erweitert werden; hätte von Rechtswegen auch erhöht werden ſollen. Aber noch war die Veranlaſſung nicht dringend genug, um das Dach abzuwerfen und höher aufzubauen.

Dieſe Begebenheit gehörte unter Woldemars Lieblingsanekdoten, die er öfter zum Text einer ſcherzhaften Predigt, zuweilen aber auch einer ſehr ernſthaften machte.

Er nahm ihren Fortgang im Wohlleben Stückweiſe vor, ihre mancherley Anſchläge für die Zukunft, von den neulich angelangten Lichterträgern an bis zu den Chineſiſchen Luftſchlöſſerchen und Brücken, den Engliſchen Reitpferden, und den Poſtzügen von Harttrabern, die ſie nur erſt im Geiſte ſahen; dann fragte er ſie auf ihr Gewiſſen: ob ſie durch alles, was ſie von dergleichen Dingen bereits erlangt hätten, um ein Haar glücklicher — ob ihrer heitern, frohen, ungetrübten Stunden ſeitdem mehr geworden wären; ob ſie der Zufriedenheit ſich jetzt näher als vorher fühlten? . . . „Iſt das aber nicht," fuhr er fort, „wozu ſoll es denn? — Wenn ihr leere, eitle Leute wäret, ich wollte ſelbſt euch rathen, daß ihr es euch ſauer darum werden ließet: denn es iſt leichter, daß eitle, leere Leute gewiſſermaßen Befriedigung erhalten, als daß ſie ihren Sinn ändern. Bedenkt, was ihr lange wißt, und

prägt es euch tief ein: — daß der Menſch nur ein beſtimmtes ſehr eingeſchränktes Vermögen zu genießen hat; daß wenn er Mittel des Genuſſes in zu großer Menge ſucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäß, dem man mehr zugießt als es halten kann, muß, um dem Ueberfluſſe Raum zu geben, von ſeiner erſten Fülle in gleichem Maaße von ſich laſſen. So der Menſch, der ſich alles zu verſchlingen ſehnt: Um Neues zu gewinnen muß er Altes daran geben. Auch ſoll der noch kommen, der ſich rühme, auf dieſem Wege ſein Glück gemacht zu haben! Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, ſich je länger je elender; könnens aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert ſie zu ſehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die beſſeren waren. Wieder und noch einmal rennen ſie nur deſto ſchneller voran, ſtreben wieder und noch einmal nach mehr; meinen immer, es liege nur daran, daß ihnen dies und jenes noch fehle; und werden ſo täglich unfähiger zu erkennen, daß ſie immer mehr und Beſſeres zurück laſſen, von allem wahren Genuſſe ſich täglich weiter entfernen, daß

ſie erkünſtelte, elende, von Gott und der Natur verlaſſene Undinge werden. . ."

Ein andermal drang Woldemar mit einer ſehr ernſthaften Miene in ſeine Freunde, ſie ſollten ſich Köche, Haushofmeiſter, Kellermeiſter, — vor allen Dingen, mehr Bediente anſchaffen, und zwar keine ſolche Allerhalter, wie die Burſche, die ſie hätten, welche beſtändig Kopf und Hände ſo voll nehmen müßten, daß es einen dauerte; ſondern Laquaien im eigentlichen Verſtande. — „In Wahrheit," ſagte Woldemar, „es gebricht euch noch an allen Ecken. Zum Beyſpiel: eure Tafel bey feſtlichen Gelegenheiten hat herrliche Parthien, ſublime Details; aber im Ganzen ſieht man Art und Einheit mangeln. Neulich, da Lord W. und Graf V. bey euch ſpeiſten, wurde, als Gemüſe, ein gefüllter Krautkopf aufgetragen, welches an ſich ſchon ſehr lächerlich war; aber es ſtand zugleich eine bombe à la Sardanapale auf der Tafel, wodurch das Ding zur frechſten Parodie wurde, die man ſich denken kann. Ich ſchöpfte Luft, da man dieſen Auftrag abhob; allein wie wurde mir, da ich nun gar — einen

Gänſebraten erſcheinen ſah! Das wißt ihr bis auf dieſe Stunde nicht, was das für ein ungebührliches Zumuthen an einen ehrlichen Menſchen iſt, daß er einen Magen für Gänſebraten habe. Und dergleichen Schnitzer fallen tauſende vor. — Hernach beym Auftragen — da ſieht man eure Lümmel zittern und beben, ob ſie jede Schüſſel an die rechte Stelle bringen; ſich einander mit den Ellenbogen anſtoßen, in die Ohren flüſtern, die Wirthinn ihnen mit den Augen winken; und am Ende die Sache doch nicht gelingen, bis ihr, voll Verwirrung, euch entſchließt, durch eigenes Zurechtweiſen dem Unheil abzuhelfen. — Ferner können die Teller nie hurtig genug gewechſelt; Wein, Waſſer, Brod, und das ſonſt Erforderliche nach Verlangen dargereicht werden. Zuweilen wird mit größter Zuverſicht etwas begehrt, als müßte es bey der Hand ſeyn, und es iſt nicht einmal im Hauſe; oder eilends ſoll wohin geſchickt werden, und niemand darf aus der Stelle. — Mir bricht über dieſe Verlegenheiten allemal der Angſtſchweiß aus; ich ſehe was ihr leidet, und begreiſe es. Natürlicher Weiſe, je mehr an

der einen Seite Ueberfluß und Pracht am Tage liegt, deſto auffallender wird an der andern Seite Spärlichkeit und Mangel. Ihr müßt in dergleichen Augenblicken euch ſo klein, ſo nichtswürdig fühlen! denn ihr habt nach etwas Geringſchätzigem mühſam geſtrebt, und es über eure Kräfte gefunden. Die vornehmen Herren und Damen, die ihr bewirthet, ſind nun in der That ſo viel mehr als ihr, wirklich über euch erhaben: ſie müſſen auf euch, als Geringere herabſehen, die ſie durch ihre Gegenwart beehren und demüthigen."

„Daß ihr euch ſo wegwerfen mögt! ſo im niedrigſten Wettſtreit Beſchimpfung erndten, da ihr in jedem edleren Ruhm zu erwerben gewohnt ſeyd."

Dorenburg mit ſeiner Frau fingen zuerſt an, eine aufrichtige Sinnesänderung durch die That zu beweiſen. Biderthal und Luiſe folgten mit verdoppelten Schritten, und ſetzten durch ihren ſchnellen Fortgang Woldemarn in Erſtaunen.

Je mehr ſie ſich losriſſen, deſto größer wurde ihr Eifer. Nie hatten ſie ſo tief empfunden, daß ein unzerſtreutes, gefaßtes, friedliches Leben das

einzige ſey, was den Menſchen recht eigentlich ſeine Luſt am Menſchen haben laſſe; daß im Gedränge der Geſellſchaften, wo der Menſch den Menſchen nur als Hinderniß oder kahles Werkzeug betrachtet, das Herz todt bleiben müſſe für Angelegenheiten des Herzens. Ueberhaupt fanden ſie ihre Erwartungen bey der Probe eines eingezogenen Lebens ſo weit übertroffen, daß ſie jetzt noch mehr verſäumt, noch mehr verloren zu haben meinten, als wirklich geſchehen war.

Wohl jeder gute Menſch hat ſich einmal in einem ähnlichen Falle befunden, und ihm wird ungefähr eben ſo zu Muthe geweſen ſeyn. Wir ſelbſt, als wir aus jenem Rauſche — aus irgend Einem! geſund erwachten, wie ſegneten wir nicht die ſtille Morgendämmerung, das ſanft anbrechende Licht? An Geräuſch und Schwarm konnten wir nur mit Ekel denken. Die Einſamkeit ſogen wir an uns, wie die Wieſe erfriſchenden Thau. — Ich weiß nicht, ob Ein Zuſtand an Süßigkeit einer ſolchen Erholung der Seele zu vergleichen iſt. Gelagert in die Mitte ihres Daſeyns, ganz Beſinnung, bey ſich, bey allen

ihren Kräften, fühlt ſie ſich mächtig und frey, alles was ſie iſt, und fühlt es ohne Stolz. — Jede Tugend ſcheint ihr ſo natürlich und leicht, jede Gabe des Laſters ſo verächtlich! Sie hat ihre Luſt an der Welt im Geiſte des Schöpfers. — Hier, um dieſe Höhe wölbet und ſchließt ſich der Geſichtskreis des Wahren. Jedes Ding ſteht in ſeiner eigenen Geſtalt vor dem Menſchen da — vor ihm da wie es iſt: gut oder böſe, Weſen oder Dunſt, werth oder unwerth ſeiner Seufzer oder Thränen. — Fälſchlich ſoll ihn von nun an nichts mehr weder reizen noch ſchrecken; er ſieht eine Straße des Friedens ſich vor ihm hinziehen; der will er nachwandeln — ſieht die höchſte irdiſche Glückſeligkeit, ſieht das Ziel der Weisheit — ihm ſo nah!

Aber dieſes Ziel, wer hat es je erreicht? Alles kann der Menſch eher, als Maaß halten, als in der Mitte bleiben.

Doppelt ſchwer war es bey dieſer Gelegenheit für die Hornichſchen, da ſie dem Beyſpiel eines Mannes folgten, der, wenn er auch für ſeine Perſon mit Weisheit handelte, andern leicht

ein Irrlicht wurde. Woldemar ſah hievon häufige Wirkungen, ohne ſich die Urſache klar zu machen; fühlte ſich ewig getäuſcht! — Und dies vermehrte in ihm jene Schwermuth, die an Menſchenhaß zu grenzen ſchien, ohne darin übergehn zu können. Anſtatt in Bitterkeit, löſten ſeine ſchmerzlichen Gefühle gewöhnlich ſich in Wehmuth, in allgemeines Mitleiden auf. Er jammerte am meiſten, ſeufzte am tiefſten darüber, daß Gutes und Schönes die Menſchen überall ſo reizte, ohne ſich ihnen wahrhaft mitzutheilen; daß was ſie davon annähmen, ſie gewöhnlich nur zu Mißgeburten machte, zu Wechſelbälgen, — und an ihnen das angelarvte Gute uud Schöne zu Gegenſtänden der Verachtung und des Ekels. — Wie das zuging, begriff er genug; war darum auch ſo geneigt, jedem ſeinen Gang zu laſſen, und nur Einfalt, Wahrheit — Selbſtheit zu empfehlen. — „Es iſt wie mit den Blumen,“ ſagte Woldemar, „die beym Fortpflanzen ihre Art verlieren. Man ſenkt die herrlichſte Brut in die Erde, und anſtatt einer gloria rubrorum kommt ein falbes unkenntliches Ding zum Vorſchein, ein

Ding ohne Namen, dadurch bezeichnet, daß Schönheit in ihm entſtellt iſt.

Bey der Verwandlung, die in dem Innern ſeiner Familie gegenwärtig vorging, etwas ähnliches zu beſorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausſchweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung.

Genau und Schritt vor Schritt die Wirkungen, die er hervorbrachte, zu beobachten, ſie zu wägen und zu ſchätzen, war nicht in ſeiner Art; und in ſeiner gegenwärtigen Stimmung, bey ſo ganz geöffneter Seele, weniger als jemals von ihm zu erwarten: es konnte ihn nicht befremden, ſeine Freunde endlich zu ſeinen Geſinnungen übergehen zu ſehen. Sie ſelbſt fanden eben ſo wenig außerordentliches dabey, und wunderten ſich nur und begriffen nicht, wie ſie je hatten anders denken, empfinden und wählen können.

Indem ſie ihr Erſtaunen hierüber ſich einander mittheilten, wurde ihr Enthuſiasmus immer feuriger. Sie gingen weiter. Das Syſtem ihres Vorbildes that ihnen nicht mehr Genüge; es

deuchte ihnen, Woldemar bliebe auf halbem Wege ſtehen. Sie wollten ans Ende, wollten eine höchſte, allerhöchſte Simplicität jetzt überall ſich anſchaffen; eine durchaus reine ungezwungene — blos natürliche Natur. Kurz, ſie liefen jetzt hinter ſich ohngefähr auf eben die Art, wie ſie ehmals waren vor ſich gelaufen.

Woldemar achtete lange nicht darauf; er wurde es kaum gewahr. Hie und da ein wenig Uebertreibung hatte er mit Fleiß überſehen, weil er wohl wußte, daß nichts in der Welt ſogleich ganz und rein werden kann. Henriette, die viel früher gemerkt hatte, wo es hinaus wollte, begnügte ſich, ſeine Aufmerkſamkeit nur durch zufällige Anmerkungen zu reizen. Mit ihren Schweſtern und Schwägern aber wurde ſie deſto deutlicher. Es käme ihr vor, ſagte ſie, als führten ſie den guten Woldemar und ſich ſelbſt nur hinter das Licht. Ihr nicht mehr glänzen wollen, machte ſie eitler als vorher, da ſie es geradezu geweſen wären. Schlimmer als ehmals mit der geſuchteſten Pracht, prunkten ſie jetzt mit einer gewiſſen angenommenen Simplicität; prahlten mit freiwilliger Be-

ſchränkung; trügen Verborgenheit zur Schau, und böten Innigkeit durch die Gaſſen. Ihr Naturbetrieb wäre die ärgſte aller Ziererenen; wäre eine gezwungene Ungezwungenheit; ein ausgeſucht verkehrtes Weſen. Dieſe Thorheit könnte ſich übrigens auf keine Weiſe erhalten, ſie hätte geſchwinder ausgeſchwärmt als irgend eine andre; aber, leider! bereitete ſie den Uebergang zu einem Zuſtande voll Gefahren.

Es wurden dieſe Vorwürfe — welche nur nicht ganz ſo trocken, wie ſie hier auf dem Blatte ſtehen, vorgetragen wurden — ohne alle Entrüſtung angehört, und in Gelaſſenheit mit wenigen Worten abgewieſen.

Henriette beſchloß hierauf, ſtill eine weitere Entwickelung abzuwarten. Die andern meinten nun, ſie käme allmählig ihnen näher, und voll Freude darüber gaben ſie ihr häufig nach, ließen öfter ihre Meinung gelten, und bequemten ſich nach ihr. Mit Henriette half auch Hornich, durch ſein bloßes Daſeyn, die Sachen einigermaßen im Gleiſe zu erhalten. Aber dieſe Hülfe war nicht von Bedeutung, weil dem Alten jede Ein-

ſchränkung, welchen Grund oder Vorwand ſie auch haben mochte, als Fleiß und Gewinn vermehrend im Herzen wohlgefiel, und ſich ihm aus alter Gewohnheit empfahl. Hiezu kam, daß er um dieſe Zeit ſehr kränklich wurde, wenig Geſellſchaft mehr in ſeinem Hauſe ſah, und ſelten ausging. So mußte Woldemar doch bald ins Mittel treten, welches auf die Weiſe, die jetzt erzählt werden ſoll, noch eben zu rechter Zeit geſchah.

Wir haben von Dorenburgs und Biderthals Landgütern gehört. Auf dem Dorenburgiſchen hatte das Gebäude mitten einen großen Saal, der in den Garten vorſprang, und den Haupteingang dazu machte: ſechs Abſtufungen längs den vorſpringenden Seiten, eine Terraſſe mit Pomeranzbäumen beſetzt, die ſich zu beyden Seiten an den Flügeln hinzog: ſo gings hinab. Unten verbreitete ſich ein großes Parterr mit einem Springbrunnen, und Sitzen und Gängen von Bindwerk, welches die feinſten Gewächſe durchflochten, — Flor an Flor auf den Beeten, über welche die Laubgewölbe ſich hinab neigten — aus großen Körben von Latten ein Wald von hochwuchernden

Blumen, — lieblich beſchirmte Amphitheater von Aurikeln und Nelken, — prächtige Stauden, — Urnen und Bildſäulen — und von allerhand fremdem Gehölz die niedlichſten Arten. Es war ein entzückender Platz, ſinnreich angelegt, um das Auge zu öfnen, und ihm von dem hohen Buſchwerk und den Alleen des Gartens den rechten Abſtand zu geben. — Nun ſollte dieſes herrliche Stück ausgerottet werden. — Woldemar, da er an einem ſchönen Herbſttage mit ſeinen Freunden draußen war, erfuhr es zufällig vom Gärtner, und lief haſtig zu Dorenburg, um ihn darüber zur Rede zu ſtellen. Dieſer geſtand herzhaft die Wahrheit. Aber Woldemar ſollte nun kommen; es wäre die höchſte Zeit zu dem abgeredeten Spatziergange in den Wald; Caroline hätte ſchon Erfriſchungen hinbringen laſſen: dort wollte er ſeine Gründe vortragen.

Die Geſellſchaft machte ſich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen großen fruchtbaren Hügel hinan; dann gings unmerklich hinab; — und nun ein ſanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den

Wald auf das herrlichſte gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerſtreuten himmelhohen Eichen, der bald ſo, bald anders die ſchauenden Blicke verſchlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler allmählich in einander laufend und auf und ab; dazwiſchen dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dort in Haufen und engen Reihen; — Eſchen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tauſendfältigem Licht und tauſendfältigem Dunkel. Schwebend in dieſem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bey in dickem Gebüſch, zwiſchen erhabenen Ulmenwänden, die luſtigen Häuſerchen, wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Beſonders war eine Stelle von ſchauervoller Majeſtät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, ſein bekannter Lieblingsplatz. — Sie kamen an dieſe Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß dir doch jetzt

einmal mein ſchönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den mancherley Blumen und Bäumchen; und ſage mir — ſage mir hier einmal: es ſey ſchön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß dir widrig und ekelhaft ſeyn!

Woldemar ſtutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen-Alleen, ſeine ſchönſten Linden, Platanen, Tulpenbäume; ſein geſammtes Baum-Buſch- und Gartenwerk, wäre ihm in dieſem Augenblick nicht weniger zuwider, als das Parterr: „Iſt dir nun beſtändig ſo, fuhr er fort, wie mir in dieſem Augenblick; ſo muß ich dir rathen, daß du ganz und gar deinen Garten abſchaffeſt. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt ſich nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einſchließen, was uns hier ſo mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden deinen halben Garten zu nichte ſchatten. Und überhaupt, auf einem ſolchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüſt. Ich kenne

nichts armſeligeres, als die nachgemachte, in tauſend Feſſeln ſich windende freye Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer ſo etwas auf die Welt ſetzt. Wo Nachahmung iſt, da muß ſich Kunſt zeigen, ſchaffende Menſchenhand: da muß wenigſtens von Einer Seite gethan ſeyn, was kunſtloſe Natur nicht vermag; denn was kunſtloſe Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Alſo verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, Garten in einem hohen Grade ſey; er ſoll mir an Zierde und Anmuth erſetzen, was er an Fülle und Majeſtät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigſten hätte, wenn er in abgeſchmackter Zwergsgeſtalt den Rieſen nachmachen wollte. Die freyen Naturaliſten, wenn ich zu befehlen hätte, ſollten es mir einmal in vollem Ernſte ſeyn, und ihr Syſtem in ſeinem ganzen Umfange erfahren. Erſt wollte ich ſie nur mit Kleinigkeiten plagen; ſie bekämen z. B. keine Pfirſich zu koſten, keine Aprikoſe, nicht einmal Kirſchen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kaſtanien ſo viel ih-

nen beliebte. Ich würde ihnen vorſtellen, wie ſo ganz auſſer aller Natur in unſerem Himmelsſtrich ein Pfirſichbaum ſey. Wie weit hergeholt! Wie erkünſtelt! Stamm und Aeſte zerſägt und zerſchnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn ſchon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn ſie gute Früchte und in Menge bringen ſollen?

Henriette, die an Woldemars Eifer genugſam merkte, daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verſchaffen, ſein Herz noch beſſer auszuſchütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Biderthalen und Dorenburgen den Aufwand, den ſie in ihren Gärten gemacht, verwieſen, und ſie faſt über jede Anlage zu derſelben Verſchönerung zum Beſten gehabt. Nun redete er ſo ganz anders und widerſpräche ſich.

Woldemar antwortete: Damals wäre von Puppenſachen die Rede geweſen für vornehme Kinder,

von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Luſt, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben ſehr allgemein allen Aufwand zu ſogenannter Vermehrung des Lebensgenuſſes getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweiſen geſucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk ſey, bey deren Erhaſchung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verlohren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiderte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und mich fragten, ob Sie viel an Glückſeligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anſchafften; ſo antwortete ich Ihnen wahrſcheinlich: „Ich weiß nicht!" Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am beſten ſey, ſchön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn ſchön laſſen, oder häßlich machen ſollen; ſo werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären."

Nein, ſagte Dorenburg, wer ſo albern fragen könnte, dem ſollteſt du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie du mit dir ſelbſt zurecht kommſt. Gewiß war es ehmals deine ernſtliche

Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beſchränkter Menſchen lebten, deſto glücklicher wären ſie. — Mit welchem Entzücken prieſeſt du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homeriſchen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm. . . .

Sacht, ſacht! rief Woldemar. Es kommt gar ſehr auf die Beziehung an, worin etwas geſagt wird, auf den beſtimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich ſo unbeſonnen, ſchlechterdings im allgemeinen feſtzuſetzen, dieſe oder jene äußerliche Verfaſſung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfaſſungen und von Charakteren auszumachen — O, der Menſch iſt ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu laſſen was euch im Grunde plagte, und allein zu thun was euch wirklich Freude machte; nur mit euch ſelber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menſchen zu ſeyn, und keine Schimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt in fremder Rückſicht zu handeln, euer We-

ſen in der Einbildung zu haben, zu repräſentiren. Meine Abſicht war gut, aber der Erfolg iſt mißrathen. . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabſteigen, und ſeht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus ſchweifſt, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß ſich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man ſich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, ſo würdet ihr eine Comödie ſpielen, ein Schattenſpiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was iſt und was wir haben können; nie was nicht iſt und uns nicht werden kann; unſerer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu ſchnappen. — „Verwendet euren Reichthum,“ ſagte ich euch hundertmal, „nach beſtem Gefallen, habt ſchöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunſtwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet

euch vor Prahlerey und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; ſpielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da iſt; ſucht nicht zu ſcheinen was ihr nicht ſeyd; habt vor allen Dingen für euch ſelbſt was ihr habt, und laßt andre blos mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verſtand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

Sophiſt über alle Sophiſten! fuhr Biderthal auf. — O ja, dergleichen Ermahnungen zur Uep=pigkeit haben wir mehrmals von dir erhalten: Und das war alſo im eigentlichſten Verſtande zu nehmen? — „Im allereigentlichſten!" — Nein, ſagte Caroline, das iſt unerträglich! Sprich doch, Luiſe: Was hat er uns nicht für Predigten gehalten? — Man hätte nur mögen geſchwinde allen Ueberfluß zum Fenſter hinaus werfen.

Ja wohl! hub Luiſe an: Ich weiß noch wie mir das einleuchtete, als er die Frage an uns that: ob wir durch alles, was wir uns angeſchafft, an Glückſeligkeit, oder auch nur an Bequemlichkeit gewonnen hätten; ob wir der Zufriedenheit uns jetzt

näher fühlten? Es fiel mir ganz erſtaunlich auf, dies und was er weiter ſagte. Ich ſchämte mich faſt, daß ich Tiſche und Stühle im Hauſe hatte.

Wirklich! ſetzte Henriette hinzu, kann Woldemar unmöglich läugnen, daß er vor kurzem noch ein ganz unerbittlicher Widerſacher aller Ueppigkeit geweſen iſt. Er trieb es nicht allein ſo weit, wie eben meine Schweſter erinnerte, daß er auch die eigentlichſten Bequemlichkeiten des Lebens anfocht, ſondern ſein Haß erſtreckte ſich bis auf jedes Mittel, jede Veranlaſſung dazu, bis auf Reichthum und Handel. Hundertmal hat er den Spruch angeführt: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Das Kameel war ihm oft nicht einmal groß genug, und er gab uns einen Elephanten einzufädeln.

Ja! rief Biderthal — lachend mit den Uebrigen — Ja! und aus dem Seneka der Lieblingsſpruch: Reichthümer höben die Mühſeligkeiten des Lebens nicht auf, ſondern veränderten ſie nur. Er nahm die Geſchichte alter und neuer Zeiten zu Hülfe. . . .

Und erzählte vom Teufel, — fuhr Woldemar,

ſeinen Bruder unterbrechend, fort — vom Teufel, wie er einmal vor einer Kirche, aus welcher eine Menge Leute mit ihrem ſchönſten Putz herausgiengen, ſtand, und einen andern Zuſchauer neben ihm fragte: Wer, nach ſeiner Meinung, wohl der hoffärtigſte von allen dieſen Leuten wäre? — Der gute Freund ließ ſich die Zumuthung gefallen, rieth und rieth ſein Meiſtes und Beſtes — immer fehl! Endlich kam ein Bauerkerl mit einem elenden abgetragenen Rock und — einem paar blanken gelben ledernen Beinkleidern; der war es. — Der gute Freund, ein gottesfürchtiger Mann, lief dem Bauerkerl nach, und erzählte ihm ſeinen Vorfall mit dem Teufel, den er zuletzt erkannt hatte; ſprach hierauf dem armen Sünder ſo kräftig zu, daß er auf der Stelle ſeine ledernen Hoſen auszog, und ſie in den nächſten Graben warf. Als der Bekehrte nun, mit dem bloßen zerriſſenen Hemde bedeckt, ſeine Straße zog, und die Leute große Augen über ihn machten, wurde er ein wenig verlegen. Er erholte ſich aber bald; die gegen ihn gekehrten großen Augen fingen an ihm zu behagen, und er verlangte ſeine gelben Hoſen gar nicht wieder. — Nicht weit davon ſtand

der Teufel; lachte in ſein Fäuſtchen, und bohrte dem frommen Manne, welcher gieng und Gott dankte, einen Eſel.

Werthe Herren und Damen, ich finde dies noch immer eine ſehr lehrreiche Geſchichte!

Setzen wir den Fall, ein ſolcher Bauerkerl, deſſen Herz von einer ledernen Hoſe beſtrickt wird, iſt arm und dient um geringen Lohn. Die lederne Hoſe liegt ihm Tag und Nacht in Gedanken; er kann das Verlangen nach ihr nicht los werden, ſinnt und ſinnt auf Mittel, bis ihm endlich der böſe Feind den Rath in die Ohren flüſtert, ſeinen Herrn zu bemauſen. Er unterliegt der Verſuchung. Monate, vielleicht Jahre gehen darüber hin, daß er allerhand Ränke ſchmieden, immerwährend mit Liſt, Betrug und Lügen umgehen, Gott und Menſchen ſein Herz verſchließen muß. Endlich iſt das Geld beyſammen, die Hoſen ſind gekauft und ſitzen ihm am Leibe. Wie froh! Es verlohnte ſich doch alles, was er dafür gethan hatte. — Wem er von ſeinen Bekannten in den Weg kommt, der ſtaunt ihn an, und hat ſein Wunder an der Pracht. Das erhöht ihm den Geiſt, befriedigt ihn aber nicht. Um die Wir-

kungen ſeiner Herrlichkeit in einer größern Sphäre zu verſuchen, eilt er nach der Kirche ins Wirthshaus. Er ſpielt, er tanzt, — er verführt. — Zu Hauſe fällt ihm ein, was er an andern Bauerkerlen bemerkt hat, das ſo ſchön zu ihren ledernen Hoſen ſtand, und ihm noch alles abgeht; an dieſem ein Wamms von feinem Zitz; an jenem ein ſeidenes Halstuch — und dergleichen. Seine liebe Hoſe wird ihm ein Ekel; ſeine Cameraden werden ihm verhaßt; feindſelige Empfindungen und tobende Begierden kehren ſein Herz um und um — der arme Junge iſt unwiederbringlich verloren.

„Seht, ihr Leute, das kommt von ledernen Beinkleidern; es iſt eine gefährliche, abſcheuliche Sache darum!“ — Welcher nicht ganz unſinnige Menſch wird ſo urtheilen? Freylich war es ſo bey dieſem Kerl. Aber ſo mancher andre Burſche ſeines Standes, dem etwa von Geburt ein paar lederne Hoſen angeſtammt ſind, oder der zu harren weiß, bis er das Erforderliche zu ihrem Ankauf rechtmäßig erworben hat; wird der nicht ohne alle Gefahr und Sünde ſich damit bekleiden? An ſich hatten die ledernen Hoſen

keine Schuld, das Uebel ſteckte allein in dem Kerl ſelbſt, der ihren Beſitz ſo hoch, jedes andre dagegen ſo gering achten konnte: deſſen ganze Seele mit einem ſolchen nichtswürdigen Gedanken zu füllen war.

Und ſo iſt es mit allem Luxus, von welchem, ſeiner durchaus relativen Natur wegen, nie ein feſter Begriff ſtatt finden kann. In der ärmſten Bauerhütte, in dem Winkel eines Bettlers, kann mehr Ueppigkeit im Schwange ſeyn, mehr Unmäßigkeit, mehr Verſchwendung und böſe Luſt, als oft in dem reichſten Pallaſt voll Glanz und Schimmer. Mein ſeidener Rock, den ich gewiß mit Unſchuld trage, würde an dem Leibe jenes andern von Thorheit oder gar von Laſter zeugen. Perſon und Umſtände machen hier die Sache aus.

Was den Luxus und mich insbeſondre angeht, ſo ſtehen wir auf einem ſehr gleichgültigen Fuße zuſammen. Ich mag keine Pracht, weil ich, anderer Neigungen wegen, ſie nicht abwarten kann; weil ſie müßig bey mir ſeyn und lange Weile haben würde. Ungefähr eben ſo geht es mir mit dem, was man, im eigentlichen Verſtande, Bequemlichkeiten

und Annehmlichkeiten des Lebens nennt: ich bin zu zerſtreut, zu beſchäftigt, um viel darauf zu merken, — vielleicht im Genuß der Dinge, woran ich hange, zu ſehr verloren, überhaupt in meinen Neigungen zu heftig. — Von der andern Seite ſteht mir bey allem dergleichen eine gewiſſe Trägheit im Wege, oder kommt mir doch bald dazwiſchen. — — Es fällt mir ſo manches ein in dieſem Augenblick, fuhr er fort, wie es mir gegangen iſt und wie es mir noch geht. — Zum Beyſpiel, mit meinen Reitpferden. — Was ich für eine Herrlichkeit hatte, da der lang gehegte Wunſch nun endlich erfüllt war — und wie geſchwinde die Herrlichkeit ein Ende hatte! Anfangs ritt ich, bey halb erträglichem Wetter, richtig alle Tage aus, und wäre mit Freuden zweymal ausgeritten; — hernach gingen Wochen hin, ohne daß ich Luſt bekam aufzuſitzen. Der Gedanke, daß die Pferde aus dem Stalle müßten, fiel mir gemeiniglich wie ein Stein aufs Herz. Ich fing an mich vor meinem Reitknecht zu ſcheuen und ihm aus dem Wege zu gehen. Kam er denn endlich doch, um mich zu erinnern, und ſetzte mir zu, und wieß meine Entſchuldigungen ab, und beunruhigte mein Gewiſ-

ſen: dann wurde ich ungeduldig, verdrießlich. — Und es kam dahin, daß ich keinen Fuß mehr in den Stall ſetzte. Das nahm mein Burſche auf, als läge mir nichts an meinen Pferden; er verlor den Reſpekt und wurde nachläßig. Wollte ich nun unverſehens einmal ausreiten, ſo war der Kerl nicht bey der Hand; oder das Geſchirr war nicht in Ordnung; und ich bekam allerhand zu ſehen und zu hören, das mich ärgerte. Vieh und Menſch verdarben durch meine ſchlechte Regierung. Ich ſchwur hundertmal das Ding zu endigen. Aber dann erſchienen, leider! wieder Augenblicke, wo es mir ſo gelegen kam die Pferde zu haben, daß mir däuchte, ich möchte ſie um alles in der Welt nicht miſſen. So ſchleppte ich mich über ein ganzes Jahr. Meine ſämmtlichen Freunde, Anverwandte und Bekannten gingen zur Partey meiner Pferde und meines Stallknechts über, und lagen mir beſtändig damit in den Ohren. — „Warum reiten Sie ſo ſelten?“ — „Wozu haben Sie nur die Pferde? Es iſt zum Lachen!“ — „Wenigſtens Ihrer Geſundheit zu Liebe reiten Sie doch!“ — „Ich hole dich morgen ab! — „Da bin ich; wo ſind die Stiefel?

hurtig, angezogen und aufgeſeſſen! — und derglei=chen. Zum Glück waren die Pferde bald hin; ich ſollte neue nebſt einem andern Stallknecht anſchaf=fen. Da erwog ich reiflicher; berechnete gegen ein=ander; verglich: — und fand die Gründe für die Abſchaffung meines Stalls, wie hundert gegen Eins. Mir war unausſprechlich wohl, da ich dieſe Laſt ab=geworfen hatte. — Und, o! könnte ich mir nur eben ſo noch manches andre vom Halſe ſchaffen! Zu allererſt meinen Bedienten. Ich habe ſo wenig für einen Bedienten zu thun, und da muß ich nun die entſetzliche Langeweile denken, die der Kerl hat, wenn er da ſitzt, blos um auf meine Befehle zu lauern, — oder, ich muß leiden, daß er herum läuft. Laſſe ich ihn herum laufen, ſo fehlt er mir gerade wenn ich ihn am nöthigſten brauche, wird liederlich, belügt und betrügt mich, und ich bin ge=zwungen ihn wegzujagen. Das iſt nun immer ein unerträglicher Zeitraum für mich, von dem Augen=blick an, wo ich ſehe, es iſt nicht anders, ich muß den Kerl abſchaffen, bis dahin, daß er weg iſt. Jedesmal, wenn ich einen neuen annehme, erzähle ich ihm die Geſchichte ſeiner Vorgänger, ſage ihm,

wie ich bin und wie es mir die Leute zu machen pfle-gen, und wir philoſophiren mit einander ein langes und breites darüber. Fängt der Kerl an nicht mehr zu taugen, ſo ermahne ich ihn brüderlich, bitte, warne; welches denn immer ſo viel hilft, daß den Schlingeln die Thränen in die Augen kommen, daß ſie mich erſtaunlich lieb haben, daß ſie auf den Tod ſich für mich herum ſchlügen; aber denn doch nicht laſſen können was mich ſchiert. — Und, ach! das iſt ſo natürlich! — Nun bin ich aber feſt entſchloſ-ſen, wenn mir der Burſche, den ich jetzt habe, auch verdirbt, keinen wieder anzunehmen.

Aus ähnlichen Urſachen mag ich keinen eigenen Garten haben, wie ſüß es mir in hundert Abſichten wäre. — Und ſo durchgängig!

Alles dieſes aber gereicht mit nichten zu meinem Lobe. Es gibt viele wackere, geſchäftige, vorzüg-lich nützliche Menſchen, die einen gewiſſen ihrem Stande gemäßen Aufwand ohne Mühe beſorgen, denen das Erholung iſt, und die dabey auf eine ſo vernünftige und edle Weiſe verfahren, daß ich ge-gen ſie mit meinen einſamen Liebhabereyen und mit meiner Peinlichkeit nicht auftreten darf. Dieſe Pein-

lichkeit, welche mich genügſam zu ſeyn nöthiget, hängt zwar mit einigen guten, zugleich aber mit hundert ſchlimmen Eigenſchaften zuſammen, und läßt mir, wie ſehr ich mich verwahre, dennoch das Leben ſauer genug werden. Aber, ich bin nun einmal ſo; und da ich mich nicht verwandeln kann, ſo däucht es mir am beſten, mich nach meiner Gemüthsart zu bequemen, diejenige Lage in der Welt zu ſuchen, welche, nach dieſer Gemüthsart, die vortheilhafteſte für mich ſelbſt, und für meine Mitmenſchen die unſchädlichſte iſt. — Von niemanden begehre ich, daß er mehr thue; ich vermeſſe mich nicht, beſſer als der andre ſelbſt zu wiſſen, was ihm ſein Herz gebietet und worauf es ihm am meiſten ankommt. Nur wünſche ich, daß er weiſe ſey in ſeinem Theil, ein kluger Haushalter, und zu ſeinen Zwecken die tauglichſten Mittel ergreife.

Wenn ich gegen den Luxus vor euch geprebigt und die Vortheile des Reichthums herunter geſetzt habe; ſo war ich auf irgend eine Weiſe dazu von euch aufgefordert worden, und es geſchah in freundſchaftlicher Ergießung des Herzens. Da mußte ich denn, nach meiner Empfindung, behaupten:

daß die Bequemlichkeiten des Lebens in der That wenig Bequemlichkeit verſchaffen; daß über der Arbeit, Mühe und Sorge, Vergnügen und Anſehen zu erwerben; über der Arbeit, Mühe und Sorge, eine Menge von Luſt- und Pracht-Maſchienen zu lenken, ſie im Gange und wechſelſeitigem Spiele zu erhalten, und ein großes Vermögen auf dieſe Weiſe zu genießen, leicht alle herzliche Freude, und, mit ihr, zuletzt aller Adel der Seele verloren gehe.

Damit aber habe ich nie zu ſagen gedacht, daß man ſich wirklich vorhandener, lange angewöhnter Bequemlichkeiten mühſam entſchlagen, und den Reichthum, dadurch daß man ihn nur verwalte und nicht gebrauche, ſich zur Laſt machen ſolle. Weder die Patriarchen noch die Homeriſchen Helden haben den Reichthum und was mit ihm verwandt iſt von ſich gewieſen; ſie weideten ſich in ihrem Ueberfluſſe, aßen und tranken ſo gut ſie es nur haben konnten, und hielten nicht wenig auf Schmuck und köſtliche Dinge. Noch unendlich mehr aber hielten ſie auf perſönliche Eigenſchaften, Tugend, Ehre, Religion, auf Geſchlecht, Eltern und Geburtsland, auf Kinder, Gatten und Freund: und ſo hatte alles gute

Wege; wird es eben ſo überall haben, wo nur jedes Ding in ſeinem Werthe bleibt und in gehörigem Umlauf. Nicht was in den Menſchen hinein geht verunreinigt den Menſchen, ſondern was aus ihm herausgeht. An ſich iſt das Aeußerliche gleichgültig; und mir däucht die Einfalt des Herzens und der Sitten zeige ſich eben darin, wenn man das Aeußerliche läßt wie es ſich machen will, ohne weder auf die eine noch auf die andre Weiſe etwas darin zu ſuchen oder zu ſetzen. Unter Zweyen, wovon der Eine etwas darin ſucht, daß er einen leinenen Kittel anlegt, und der Andre, daß er mit Sechſen daher rollt; iſt jener (alles übrige gleich!) unſtreitig der verkehrteſte, eitelſte, leerſte — tief in die Seele hinab unthätigſte.

Während dieſer Unterredung, wovon nur das Weſentlichſte hat mitgetheilt werden können, waren die Erfriſchungen eingenommen, und der Wald ziemlich durchkreuzt worden. Die etwas ermüdeten Wanderer lagerten ſich an einem Platz, der, von niederm Gebüſche leer, ihnen rundum eine weite Ausſicht in den Wald verſtattete. Wie ein ſchöner Himmel zog und wölkte ſich das Grün um ſie her. Doren-

burg hatte das Wort genommen, und philoſophirte mit ungemeinem Scharfſinn wider Woldemar über den weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen Aeußerlichem und Innerlichem. Er zeigte, wie faſt alle Veränderungen, ſowohl zum Guten als zum Schlimmen, von Aeußerlichem ihren Anfang nehmen; daß man, um eine ſchädliche Neigung zu vertilgen, nicht eine gute daneben pflanzen, ſondern an jene ſelbſt Hand anlegen müſſe, wo denn allemal das erſte ſey, ihren Ausbrüchen Einhalt zu thun. Er erinnerte an die Zucht der Alten, die ſich ſo ſehr mit dem Aeußerlichen beſchäftiget hätten; deren erſtes Augenmerk geweſen wäre, niedrigen Leidenſchaften zu begegnen; durch ſtrenge Angewöhnungen Tugenden — nicht zu erwecken, ſondern ihnen nur den Weg aufzuräumen; nur die Seele frey, los und heiter zu machen. Dieſe Zöglinge wären die edelſten Menſchen geworden — ohne Wunder; denn das unbethörte Herz ergebe dem Schönen und Guten ſich von ſelbſt, und der lautere abgehärtete Sinn laſſe es unbeweglich ſeyn in dieſer edeln Liebe: Ueppigkeit aber bethöre und zertheile das Herz, mache es unfähig zu allem Guten.

Gerade daran liegt es, ſagte Biderthal. Nicht darum ſind wir ſchlecht, weil wir nicht gut ſind; ſondern wir ſind nicht gut, darum, weil wir ſchlecht ſind. Die niedern Gegenſtände ſind uns ſo nah vor das Geſicht gerückt, daß wir darum die höheren, auch mit den beſten Augen, nicht ſehen können; wir ſind voll Zweifel in Abſicht ihrer; läugnen wohl gar, daß ſie je anders als im hitzigen Fieber geſehen wurden, und glauben deswegen uns trefflich berathen, indem wir eine ſehr künſtliche Zubereitung wiſſen — von Herzhaftigkeit aus Furcht, von Tugend aus Unmäßigkeit und Habſucht — von allgemeiner Menſchenliebe aus kahlem perſönlichen Intereſſe, ja aus barer platter Sinnes- und Fleiſches-Luſt; — indem wir, — ohne Vaterlands- und Freiheits-Gefühl, ohne alles herzliche Intereſſe, ohne Muth und ohne Liebe — Verachtung von Tod und Wunden — mit Stockprügeln hervorzubringen — Gefangene zu unſerer Wache und Beſchirmung anzuſtellen wiſſen; — und glücklich und zufrieden zu ſeyn, ohne Tugend, ohne Unſterblichkeit und ohne Gott. — Alſo ſind unſre Augen aufgethan; das tauſendjährige Reich iſt uns nahe, und wir ver-

kündigen es mit einer Begeiſterung, die auch neuer Art iſt, mit der abenteuerlichen Begeiſterung des Materialismus, mit dem Enthuſiasmus der Gleichgültigkeit.

Woher dieſer Verfall? Dieſer lächerliche, ich darf ſagen — gräßliche Unſinn? Allein von allherrſchender Ueppigkeit! Von der Meinung, die im Gefolge dieſer Ueppigkeit ſich nach und nach gebildet hat, „daß die Glückſeligkeit eines Menſchen „im Beſitz des möglich größten Antheils an Reichthümern, Beförderungen und Ehrenſtellen beſtehe. „— Was könnten wir nicht im Gegentheil vom „menſchlichen Herzen, unter Umſtänden die dieſem „Begriff von der Glückſeligkeit in den Weg träten; „oder unter dem Einfluß einer entgegengeſetzten Mei„nung erwarten, die eben ſo feſt und allgemein wäre; „unter dem Einfluſſe der Meinung, daß die menſch„liche Glückſeligkeit nicht im ſinnlichen Wohlleben, „ſondern in den freyen Aeußerungen eines wohlthäti„gen Herzens beſtünde; nicht in Reichthum oder „nichtigen Vortheilen, ſondern ſelbſt in der Verach„tung dieſer Dinge, in der Herzhaftigkeit und dem

„freyen Muthe, die aus dieſer Verachtung ent„ſpringen“ *). —

Es iſt mehrmals angemerkt und, beſonders von Rouſſeau, ins helleſte Licht geſtellt worden, daß diejenigen Bande der Geſellſchaft, die aus Wohlwollen und gegenſeitiger Hochachtung beſtehen, unter uns nachgelaſſen; diejenigen Bande hingegen, welche Wolluſt und Eitelkeit zuſammen weben, und welche durch perſönliches Intereſſe angezogen werden, ſich deſto feſter gemacht haben: wie denn, in jedem Falle, die Anſtrengung der einen dieſer Bande, die Nachlaſſung der andern unausbleiblich nach ſich zieht.

Mir fällt hier, aus eben dieſem Rouſſeau, eine Stelle ein, die einigermaßen auf dasjenige paßt, was Woldemar vorhin ſagte: man müſſe ſich dem

---

*) Dieſe Stelle befindet ſich in Ferguson's Essay on the history of civil Society; the 2d. edition. London, 1768. p. 53. —

So wie das Anſehn der Reichthümer zunimmt, ſagt Plato im VIIIten Buche der Republik, ſo muß das Anſehn der Tugend ſich vermindern. Gold und Tugend ſind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht ſteigen, wenn nicht das andre ſinkt.

Stande und dem Jahrhundert, worin man ſich befinde, gemäß verhalten und nicht Komödie ſpielen. Einer von Rouſſeau's Gegnern hatte geſagt: Große Staaten zu den kleinen Tugenden der Republiken zurückzurufen, hieße einen ausgewachſenen ſtarken Mann zwingen wollen, in der Wiege zu ſtammeln. Dieß ſey Cato's Narrheit geweſen. Mit angeerbter übler Laune und angeerbten Vorurtheilen, habe er ſein ganzes Leben hindurch geſchwatzt, habe geſtritten und ſey geſtorben, ohne etwas nützliches für ſein Vaterland gethan zu haben. — Hierauf antwortete Rouſſeau: — „Ich weiß nicht, ob Cato nichts für ſein Vaterland gethan hat, aber ich weiß, daß er für das menſchliche Geſchlecht ſehr viel gethan hat, indem er ihm das Schauſpiel und das Muſter der reinſten Tugend gab: diejenigen, welche aufrichtig die wahre Ehre lieben, hat er gelehrt, wie man den Laſtern ſeines Jahrhunderts widerſtehen könne; ſie gelehrt, den greulichen Lehrſpruch der Leute nach der Mode zu verabſcheuen: man müſſe thun wie die andern; ein Lehrſpruch der einen weit führen könnte, wenn man unglücklicher Weiſe in eine Geſellſchaft von Cartuſchen geriethe.

Unſere Nachkommen werden dereinſt erfahren, daß in dieſem Jahrhundert der Weiſen und Philoſophen, der tugendhafteſte unter den Menſchen lächerlich gemacht und für einen Narren gehalten worden iſt, weil er ſeine große Seele nicht mit den Laſtern ſeiner Zeitgenoſſen beſudeln, weil er kein Böſewicht ſeyn wollte mit Cäſar und den andern Verheerern ſeiner Zeit."

Ich bin kein Cato, ſondern Bürger und Kaufmann zu B**, und gedenke niemanden zum Beyſpiel zu leben. Dorenburg eben ſo wenig. Wir wiſſen auch daß wir die Tugenden voriger Zeiten nicht einmal in uns ſelbſt erneuern können; daß ſogar unſer Sehnen nach ihnen nicht viel mehr iſt als des Blindgebohrnen Sehnen nach Licht. Jenes Schöne und Große, das wir umfaſſen, an dem wir uns halten möchten: es iſt zu weit von uns weg! wir können nur in trüber Ahndung uns ihm nähern, nur ſchweben um den wankenden Schimmer. — Die Erhebung unſerer Seele iſt nur ein Traum, den das erſte zufällige Geräuſch verjagt! — Ach, die Empfindungen, die Gedanken, die nicht aus That hervor gegangen ſind und gleich wieder hinzielen auf That, nicht im alltäglichen Leben unaufhörlich wie-

derkommen, wie Hunger und Speiſe, Müdigkeit und Ruhe, Arbeit und Genuß — mit dieſen Gedanken, mit dieſen Empfindungen iſt der Seele wenig geholfen. — Und ſo kann wohl niemand dem Verderbniſſe ſeines Zeitalters gänzlich entrinnen, wie ſehr er dies Verderbniß auch erkennen und verabſcheuen mag; denn allein in ſeinem Zeitalter leibt und lebt er nun einmal. — Wie viel hiemit geſagt iſt, muß jeder fühlen, der über Menſchheit nachgedacht, Menſchheit in ſeinem eigenen Buſen erforſcht hat. Unſere herrlichſten Erkenntniſſe dienen am Ende uns nur zur müßigen Betrachtung; unſere erhabenſten Gefühle nur zur einſamen unfruchtbaren Ergötzlichkeit! in unſern Handlungen aber werden wir von andringendem Bedürfniß und von andringender Leidenſchaft geführt. Und das iſt der Natur der Dinge gemäß. Begierde kann nur durch Begierde vertilgt, Leidenſchaft nur durch Leidenſchaft überwunden werden: der Charakter ſitzt nicht im Verſtande, ſondern im Herzen. — Will man nun dennoch der allgemeinen Verderbtheit einigermaßen ausweichen, und etwas andres ſeyn als was der alltägliche Weltlauf gegenwärtig aus den Leuten macht;

ſo muß man aus dem Strom heraus und ſich in an- dre Umſtände verſetzen. Ich baue mehr auf den Charakter eines gemeinen Handwerkers, dem ſein Beruf ſeine Lebensart beſtimmt, der fleißig, mäßig und ordentlich ſeyn muß, um das liebe Brod zu ha- ben, als auf den Charakter des Moraliſten von Profeſſion, der in beſtändiger Erwägung des Guten und Schönen willkührlich einher geht, und die ganze Summa tugendhafter Ideen und Gefühle ſich und andern aufzujücken weiß auf der obern Haut. — Wahrhaftig! jede gute Eigenſchaft, die mir nicht aus dem Herzen werden kann, will ich denn noch eher aus dem Magen erwarten und herbeyſchaffen, als allein aus dem Kopf. — — Ich ſuche alſo weiter nichts mit den Veränderungen in meiner Le- bensart, als eine Lage, die mich ſeyn laſſe, was ich zu ſeyn wünſche; eine Lage, worin, nach So- kratiſcher Anweiſung, meine Sinne geſund, mein Verſtand heiter, und mein Wille frey erhalten wer- de. — Ohne Form, wie du weißt, kann nichts be- ſtehen; und da ſich mir in unſern Tagen keine Form anbietet, worin — meine beſten Kräfte aufgefodert, erweckt und angewandt — ich zum höchſten Genuſſe

der Menſchheit gelangen könnte: ſo bilde ich mir ſelbſt eine andre, die mich wenigſtens vor allzutiefem Sinken bewahren wird; oder vielmehr, ich ziehe mich in die älteſte lauterſte Form der Menſchheit zurück, indem ich allen eiteln beunruhigenden Freuden den Paß verhacke, den Zerſtreuungen ausweiche, meine Seele ſtiller mache, und ſo jede einfache Naturneigung in mir empor bringe und ſtärke.

Biderthal hörte auf zu reden, und alles ſchwieg. Woldemar hatte ſich entfärbt; die Augen ſtunden ihm voll Waſſer. Er raffte ſich auf, und fiel ſeinem Bruder um den Hals. „Lieber!" ſagte er zu ihm mit beklommener Stimme — „Lieber! . . . Du haſt mir aus dem Liede meiner tiefſten Schwermuth vorgeſungen." . . . . Sein Geſicht ſenkte ſich gegen Biderthals Bruſt, die Wehmuth überwältigte ihn.

Freunde! hub er an, indem er ſich wieder in die Höhe richtete — Es iſt wahr, nur all zu wahr, daß unſer Leben in einen der trübſten Zeitpunkte gefallen iſt. Die edelſten Formen der Menſchheit ſehen wir zertrümmert; und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weiſen rathen:

ſo ſind wir, aus Mangel an Leibeskräften, auch das zu ſeyn nicht einmal im Stande.

Wir müſſen dennoch, fuhr er fort, indem er Biderthals und Dorenburgs Hand ergriff — wir müſſen dennoch Muth behalten, und, anſtatt unter ſchönen Schwärmereyen zu erliegen, uns empor ſchwingen zu Wirklichkeit und Wahrheit; — wir müſſen auf dem Wege der Vorſehung, wenn er auch noch ſo dunkel ſcheint, demüthig fortwandeln; thätig ſeyn auf der Stelle, wohin ſie uns geſetzt hat; die große Weltmaſſe voran wälzen helfen: denn zurück wälzen werden wir ſie nie. — Die Zeit iſt vielleicht nahe, wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zuſammen fließen wird, — eine reinere und beſſere. — Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerke aufhalten? Der unſichtbare Geiſt, der einmal entwichen iſt, wird in die verlaſſene Hülle nie zurück kehren; er hatte ſie ausgebraucht; im Gebrauch ſie zerſtört. Nachbilden — ja, das können wir einigermaßen: aber was iſt dieſe Nachbildung? — Eine hohle Wachspuppe, in welcher auch nicht einmal die innere todte Geſtalt zu finden iſt; — geſchweige bewegender Organismus; —

und geſchweige die Seele! — Wir irren überhaupt, wenn wir glauben, ein gewiſſer Geiſt müſſe nothwendig in eine gewiſſe Form, und in eine gewiſſe Form nothwendig ein gewiſſer Geiſt gebannt ſeyn. Man nenne mir irgend Eine, und gebe an, was man als ihre nothwendigen Folgen anſieht; und ich will zeigen, daß, unter verſchiedenen Umſtänden, an mehr als einem Orte dieſe Form da geweſen iſt — ohne dergleichen Folgen hervor zu bringen. Ich will Geſellſchaften aufweiſen in unſeren Tagen, von denen ſich beweiſen läßt, daß ſie die Hauptcharaktere an ſich haben, über deren Abgang, als die einzige Quelle unſeres Elendes, ſo ſehr gejammert wird; und ich will darthun, daß dieſe Geſellſchaften demohngeachtet aus den nichtswürdigſten Menſchen beſtehen.

Dorenburg bat um ein ausdrückliches beſonderes Beyſpiel.

Ihr dürft euch nur an die Stadt X* und ihren Bezirk erinnern, antwortete Woldemar. Ihr wißt, die Einwohner dieſer volkreichen Gegend ſind die emſigſten und ordentlichſten Leute von der Welt; ſie hangen mit Leidenſchaft an ihrem Beruf, an ihrer

Familie, an ihrer Verfaſſung, an ihrer Religion, an ihren Wohnplätzen: und dennoch, was für elende unglückliche Menſchen? Wie voll Neid und Bosheit gegen einander; wie voll Mißtrauen, Ungerechtigkeit und Frevel? Ihre tückiſchen Herzen ſind dem Wohlwollen, der Freundſchaft — ſind jeder frohen und edlen Empfindung verſchloſſen; ihre Stirnen mit dem gehäſſigſten Eigenſinn bezeichnet, mit Feindſeligkeit gegen alles, was den menſchlichen Geiſt zu erheben dient.

Dorenburg wollte dies Beyſpiel näher unterſucht haben.

Nein, unterbrach ihn Woldemar, wir gehen kürzer in die Zeiten der Patriarchen ſelbſt, eurer beſten Originale, zurück. — Sagt, war es nicht in Abrahams Tagen, da Sodom und Gomorrha untergiengen, und bewohnte nicht eine von dieſen Städten der Erzvater Lot? — War es nicht Abrahams Sohn, der dem Hunger, dem Raube, der Gewaltthätigkeit, bald hierhin, bald dorthin entlaufen mußte? — Waren es nicht die Söhne des noch ängſtlicher herumgetriebenen, kummervollen, geplagten Erzvaters Jacob, welche ihren Bru-

der Joſeph, aus Mißgunſt wegen eines bunten Rocks ermorden wollten, und hernach aus Barmherzigkeit an Sclavenhändler verkauften? — Und die andern Thaten dieſer Söhne? . . . Verfolgt in dieſem Sinne die Jahrbücher der Welt, die ganze Reihe von Denkmalen in gebundener und ungebundener Rede: Ihr werdet überall etwas finden, was eure Formen-Syſteme ziemlich erſchüttern, auch euern Unwillen gegen die Tage, worin wir leben, ein wenig mäßigen wird.

Schwerlich! erwiederte Bilderthal; denn was iſt das alles gegen den ſcheußlichen Unglauben der heutigen Welt an Tugend und beſſere Menſchheit, gegen ihre Verachtnng alles Ueberirrdiſchen und allein die Seele Beglückenden? — Ich fürchte mich daran zu denken.

Allerdings, antwortete Woldemar, iſt hier ein Abgrund des Verderbniſſes; eine ſchreckliche, aber unvermeidliche Kluft, die, wie Tod und Verweſung, zum Uebergang in ein neues, vielleicht beſſeres Leben vor uns liegt. Der von uns betretene Weg brachte dieſer Kluft uns immer näher und näher. Wir haben ſie erreicht, und müſſen nun hinüber. Lange ge-

nug fuhren wir fort perſönliche Eigenſchaften, Tugenden, Umſtände und Zuſtände anzupreiſen, für die wir keinen Sinn mehr hatten, oder vielmehr, die unſern Sinnen ganz entrückt waren. — Wir ſollten und wollten unſere Glückſeligkeit mit Verachtung — mit Hintanſetzung wenigſtens, der Wolluſt und der Reichthümer ſuchen; und es war doch nichts mehr da, wofür wir etwas thun konnten, als — Wolluſt und Reichthümer. Keine der Bedürfniſſe, welche die Seele mit Gewalt erheben, waren mehr vorhanden; keine Gegenſtände mehr, beſſere und freywillige Beſtrebungen zu erwecken.

Und nun? ſagte Biderthal vor ſich.

Und nun, fuhr Woldemar fort, ſtand ein Mann auf, der es frey heraus ſagte: Wir ſchätzten nur die Wolluſt, hätten nur unſere Sinne, gerade fünfe an der Zahl, und kein Herz und keinen Geiſt; nur Begierden, und kein unmittelbares Gefallen am Menſchen, keine Liebe: die Tugend die ſich ſelbſt lohne, ſey ein Hirngeſpinnſt.

Wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Ganz Europa fiel der neuen Lehre bey. Man wußte ihren

Urheber nicht genug zu rühmen, und nicht genug ihm zu danken.

Und in der That war es ein großes, den Geiſt ſeiner Zeit ſo zu faſſen, wie es Helvetius gethan hatte; die leeren Schatten vollends zu verjagen; alle bloße Dunſtgeſtalten zu zerſtreuen; und aus den einzig wirklich vorhandenen Materialien ein neues Syſtem von Tugend und Glückſeligkeit aufzuführen, das ſo ſchön und bündig war, als es aus dergleichen Materialien nur immer werden konnte. —Daß er aber dieſe Materialien durchaus und überall für die einzigen hielt, und nun glaubte und zu behaupten wagte, Sokrates und Epiktet, und Curius, Metellus, Sülly, Alfred — Helden, Heilige und Weiſe, alle, groß und klein, hätten im Grunde nichts anders vor Augen gehabt, als was auch Er, Generalpachter von Frankreich, vor Augen hätte, und wären nur nicht klug genug geweſen, um, wie er, genug zu wiſſen was ſie wollten, — wodurch ſie denn in den mancherley Irrgärten der Tugend wären herum getäuſcht worden, und darüber das Eins das Noth iſt, den beſſern Theil, wirklich zu erhaſchen verſäumt hätten:

— dies zeugte von einer Taubheit des Herzens, und einer Verſunkenheit der Lebensgeiſter, welche in jeder geſunderen Seele die widrigſte Miſchung von Mitleiden, Unwillen und Ekel erregen mußte.

Allein dieſer geſunderen Seelen waren nicht viele unter denen, welchen die Stimme des Propheten der Sinnlichkeit erſcholl; weit die meiſten fanden, daß er wunderbar ihr eigenes Herz ihnen offen gelegt hatte, und ſie riefen laut: dieß wäre die reine volle Stimme der Natur. — Das hörten die Jünglinge — und ſie wurden weiſe wie ihre Väter; lernten die Vorſchriften der alten Sittenlehre verſpotten; den blinden Enthuſiasmus für Tugend und Ehre in ihrem Herzen verlachen; alle das unnütze Zeug von ſich wegthun, „was doch keine Freuden verſchaffen könn„te, die ſich nicht auf eine weit vollkommenere Art „aus dem roſenbekränzten Becher, und von den Lip„pen einer ſchönen Cyane ſaugen ließen." Jeder demnach eiferte die kahlen Umſchweife zu vermeiden, und gerade auf das Ziel loszugehen; niemand wollte der Betrogene ſeyn, und ſich durch Alfanzereyen von Tugend und Ehre hinter das Licht führen laſſen, Spiel-Marken anſtatt des Geldes einſäk-

keln. Und ſo verſchwanden vollends Tugend und Ehre, wie auch das Geld verſchwinden würde, wenn die Metalle ihren eigenthümlichen inneren Werth bey uns verlören. Die Folgen dieſer Vernichtung des Edelſten und Beſten haben wir geſehen, und ſehen ſie, leider! noch. Aber die Menge der Hinabgeſunkenen wird, hoffe ich, die Kluft bald gefüllt haben. Zu umgehen war ſie nicht; alles nahm zu gewaltſam die Richtung nach ihr hin. Unſre Herzen waren durchaus eitel geworden, und da der Menſch den Trieben des Herzens allein doch am Ende folgt; wozu hätte es genützt, daß dieſe länger geläugnet, länger verſtellt geblieben wären? Daß ſie offenbar würden, daß ſie eine Zeitlang allein herrſchten, ungehindert alle ihre Wirkungen hervorbrachten, war unendlich beſſer. Denn ſo tief konnte bey dem allen der Menſch nicht ſinken, daß er irgend eine Eigenſchaft ſeiner Gattung ganz verloren hätte. Eben ſo wenig konnten alle und jede Veranlaſſungen aufhören, diejenigen Kräfte in ihm aufzurufen, in deren Anwendung er den beſten Genuß ſeines Daſeyns von jeher gefühlt hat und auf alle Zeiten hinaus fühlen wird. Er mußte alſo bey ſeinem unſeli-

gen Verſuche bald der Dürftigkeit des Zuſtandes inne werden, auf den er ſich ſo treuherzig einſchränken wollte. Aus dem wiederholten, obgleich nur dunkeln Gefühl dieſer Dürftigkeit mußte allmählig eine deutlichere Erkenntniß hervorgehn; aus dieſer Erkenntniß, ſo lange der einmal gefaßte Unglaube an ein Beſſeres fortdauerte, Verzweiflung; und aus dieſer Verzweiflung, eine betrübte, niederſchlagende Reſignation. Wir kennen dieſe philoſophiſche Reſignation, dieſes höchſte Gut, oder vielmehr dieſes Ende der Weisheit unſerer Helden und Heiligen der Sinnlichkeit, der zufolge ſie über die Nichtswürdigkeit, über den unerträglichen Ekel, der ſie verzehrt, durch die Wiſſenſchaft dieſes Ekels und dieſer Nichtswürdigkeit ſich zu tröſten ſuchen. Eine dürre fürchterliche Wüſte!

Aber ſie hat einen Ausgang. Er iſt ſchwer zu finden; doch wird er gefunden. Ich ſelbſt kenne einige Zurückgekommene, die nun mit voller Seele an der Tugend höchſtes Weſen glauben. — „Da mich, ſagte einer von dieſen zu mir, ein guter Geiſt durch tauſend Krümmungen an einen Ausgang des Labyrinths geleitet hatte, und ich nun einen Pfad, der

ſich in gerader Richtung vor mir hinzog, betrat, gelangte ich bald in Gegenden, wo mir wurde, als erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht. Warmes Blut trat mir ans Herz, und mein Herz fieng an hoch zu ſchlagen. Mein innerſtes Bewußtſeyn erwachte. Ich erblickte eine neue Welt, empfing ein neues Daſeyn. Unerſchütterlich wurde nun meine Ueberzeugung, daß die thieriſchen Triebe nicht unſre ganze Natur ausmachen; daß der beſte Genuß unſeres Weſens uns nicht von unten herauf, ſondern von oben herab kommt, — der Menſch nicht allein vom Brodte lebt; — und daß die höchſte Glückſeligkeit nicht eine gewiſſe Art des äußerlichen Zuſtandes, ſondern eine Beſchaffenheit des Gemüths, eine Eigenſchaft der Perſon iſt."

Gewiß, meine Freunde, wird die Anzahl der Zurückkommenden ſich vermehren. Je weiter dieſe Unglücklichen von der Tugend entfernt waren; je unſchuldiger — oder je gewiſſenloſer durch eine gänzliche Verblendung: deſto tiefere Wurzeln wird der wieder erlangte beſſere Glaube in ihre Herzen ſchlagen. Sie haben empfunden, wie dem Menſchen bald zu Muthe wird, der, ohne Widerhalt, endlich

edem, auch dem kleinſten Reiz zur Luſt unterliegen muß; welche Schwäche, welche Niederträchtigkeit den Abgöttiſchen umfaßt und gefangen nimmt, dem auf jedem Schritt ein elender Gegenſtand voll Allmacht entgegen kommt; welcher Umgang in einer Geſellſchaft von lauter dergleichen Götzenſclaven iſt, die, ohne Selbſtſtändigkeit, ohne Zuverſicht und ohne Liebe, wie Geſpenſter durcheinander ſchweifen, — in dringendern Momenten ihre Sehnerven faſt zerreißen, um einen Zug der Wahrheit von einander zu erhaſchen; einen Blick, um ſich mit Vertrauen hineinzuhacken; — ſie haben empfunden, wie ſchwer die Errettung aus dieſem jammervollen Zuſtande iſt; wie es demjenigen, der lange jedem ſeiner Triebe nachhing, und nicht einmal die Vorſchriften ſeines Eigennutzes zu befolgen wußte, wie es dem ſo ſchwer, ja beinah unmöglich werde, ſich den unwandelbaren Geſetzen der Rechtſchaffenheit treulich zu unterwerfen; und wie dennoch eine ſolche Unterwerfung ohne Ausnahme und nachherige Klügeley, Tugend und Charakter allein zu ſichern vermöge.

Einen Augenblick! ſo ungern ich Sie unterbreche; fieng Henriette an. — Sollte das wahr ſeyn,

daß die Erfahrung des Laſters den, der glücklich durchkommt, zu einem deſto beſſeren und weiſeren Menſchen mache? Ich glaube beobachtet zu haben, daß der volle Abſcheu, welchen die Unſchuld vor dem Laſter fühlt, mit dieſer Unſchuld unwiederbringlich verlohren gehe. Eben ſo die volle Liebe zum Guten und Schönen. — Die bezaubernden Reize des Laſters verderben die Einbildung, verwirren, durch die Einbildung, den Verſtand, und laſſen in dem Herzen, das ſich ihnen hingab, eine unheilbare Schwäche zurück. Die reinſte Seele, wenn übrigens keine zu große Verſchiedenheit der Kräfte vorhanden iſt, wird ſich immer auch als die ſtärkſte beweiſen. Ich weiß auch kein Beyſpiel, daß ein Laſterhafter, durch Erfahrung belehrt, bloß aus ſich ſelbſt anderes Sinnes geworden wäre: immer hatte er ſeine Veränderung einer glücklichen Begebenheit zu verdanken, wo ihm Unſchuld in den Weg trat, ihn anblickte, oder ihren unbefleckten Mund wider ihn aufthat. — — Zuverläßig, mein Freund, liebt derjenige am meiſten das Gute als gut, der es nie verließ! Die andern unterwerfen ſich blos der Tugend, oder liebkoſen ihr; dieſer iſt der Tugend Freund!

Wahr! wahr! rief Woldemar aus — Kein Licht leuchtet ſo hell, als das Licht einer Seele voll Unſchuld, und der Friede aus der Höhe übertrift alle Vernunft und Erfahrung. Ich denke mit Schaudern an den Wetterſtrahl, der aus einer einfältigen Rede oft in mein Herz fuhr und mich zu Schanden machte. — Aber, liebe Henriette, ich glaube nicht wider dieſe Wahrheit geredet zu haben. — Hören Sie mich ganz!

So weit die Geſchichte reicht, ſehen wir Tugend und Laſter in wunderlicher Vermiſchung; in einer Vermiſchung, die wie ein Vergleich ausſieht: beyde überall mit gewiſſen äußerlichen Formen der Lebensart, der Geſetzgebung und der Religion gleich unzertrennlich verknüpft; nirgend Tugend in eigener Geſtalt. — Die bloßen Triebe zum Guten und Edeln, ungeläutert und ſich ſelbſt überlaſſen, dieſe Triebe mit ihren unmittelbaren zufälligen Aeußerungen, ſind noch nicht die Tugend, ſie ſind nur ihre Elemente. Dieſe Elemente hat die Zeit analyſirt, eine Menge Scheidungen damit vorgenommen, mit dem Geſchiedenen allerhand Miſchungen verſucht. Jede dieſer Miſchungen erhielt ihr eigenes Gefäß

und Siegel. Einige läuterten ſich ſchön. Zerbrach nun aber das Gefäß, oder bekam es eine Oefnung; ſo verflog der Geiſt, und hinterließ wenig mehr, als Geruch. Mit allen bisherigen Formen der Menſchheit iſt es ſo ergangen. Gute und ſchlechte haben unter einander ſich zertrümmert; alle in Unweſen ſich entbildet; ſind zuſammen ein ungeheures Chaos geworden, das noch gährt: die Oberfläche eine ſcheusliche Lache; die vermiſchte Ausdünſtung Geſtank!

Einige Form — muß jedem Dinge bleiben; und ſo behält auch der Menſch auf alle Fälle wenigſtens die Form ſeiner beſondern Thierheit. Dieſe war es nun, wohinein er alles flüchtete, was er noch zu retten gewußt hatte, und er wendete an ihre Ausbildung ſeine geſammten Kräfte.

Der Erfolg war zum Erſtaunen; nichts war ihm noch in dem Grade gelungen. Verfeinerte, ausgearbeitete Thierheit, dachte er, müßte alſo wohl ſeine eigentliche wahre Beſtimmung ſeyn; und er verdoppelte die Schritte. — Nicht lange, ſo wähnte er ſich nahe an der höchſten Vollkommenheit ſeiner Natur. Er jubelte, taumelte vor Stolz. Das Thier, und das Thier allein, ſollte und

wollte ſich nun alles in allem ſeyn; ſollte und wollte von keinem Geiſte mehr wiſſen, weder in ihm, noch über ihm. Und damit entfloh der letzte Funken ächter und alter Tugend.

Aber auch ohne Tugend kann der Menſch nicht dauern, ſo wenig als ohne Speiſe und Trank. Er mußte alſo — oder vielmehr er muß, denn in dieſem Zeitpunkte befinden wir uns eben, — er muß — er wird, durch ſeinen menſchlichen Inſtinkt gezwungen, aus den Tiefen ſeines Weſens ſich eine Tugend wieder hervorſchaffen.

Und dieſe Tugend, da ſie, allen nur erſinnlichen Hinderniſſen zuwider, aus ſeinen nothwendigſten und dringendſten Trieben, wie von ſelbſt hervorgegangen iſt, muß und wird ihm die Geheimniſſe ſeiner Natur und ſeiner Glückſeligkeit heller offenbaren, als es noch keine Form bisher zu thun vermögend war *).

---

*) Plato ſagt im zweyten Buche der Republik: „Kein Einziger von euch, lieben Freunde, die ihr euch Lobredner der Tugend nennt, von den Heroen der Vorzeit an, deren Sprüche uns aufbehalten ſind, bis zu unſern Zeitgenoſſen; kein Einziger hat jemals auf eine andre Weiſe das La-

Ich weiß nicht, erwiderte Biderthal, ob du wirklich neue Ideen in mir erweckeſt, meinem Verſtande eine wahrhaft neue Erleuchtung mittheilſt, oder ob du mich nur blendeſt. — Ich finde doch am Ende immer den Gedanken wieder, daß Tugend aus Begriffen nicht viel mehr als ein Fantom ſeyn kann. Die erſte gute Handlung, wenn ich ſo reden mag, die ausgeübt wurde, ohne Vorſchrift, ohne Geſetz, ohne Abſicht auf ihre Güte ausgeübt; ihren Lohn hatte ſie bey ſich in der Befriedigung des Triebes der ſie foderte; und ſo wurde ſie jedesmal wiederholt,

---

ſter geſcholten, die Tugend gelobt, als um des guten Namens, um der Ehre, um der Geſchenke willen, die uns die Tugend gewährt. Beydes an ſich ſelbſt, wie es mit ſeiner eigenthümlichen Kraft in des Beſitzers Seele wohnt, verborgen vor Göttern und Menſchen: dies hat keiner jemals, weder in Gedichten noch in gewöhnlicher Sprache kund gethan. Daß nemlich die Ungerechtigkeit von allen Uebeln der Seele das größte; Gerechtigkeit aber, das größte Gut ſey. Hättet ihr alle, von Anfang an, ſo gelehrt, und dieſen Glauben in uns gebracht, ſo würden wir nicht einer den andern davor hüten, Unrecht zu thun; ſondern ein jeder würde ſein eigener vornehmſter Wächter ſeyn, aus Furcht, wenn er Unrecht thäte, dem größten Uebel in ſich Raum zu geben.

wenn eine ähnliche Gelegenheit ſich hervor that. Wo Tugend lebendig iſt, da beſteht ſie auf dieſe Weiſe. Es iſt damit wie mit der Freundſchaft, die ſich nicht machen, nicht zuſammenſetzen läßt, ſondern durch gegenſeitiges Verhältniß, wie aus Einem Stücke, entweder da iſt, oder nie da ſeyn wird; ohne unmittelbaren Geſchmack iſt ſie eitel Heucheley. — Alles was ſich von den Vortheilen der Tugend, von den Freuden, die ſie begleiten, von ihren Triebfedern in Gedanken aufbewahren, gleichſam, verzeihe mir ein niedriges Gleichniß — einſalzen und in den Rauch aufhängen läßt — iſt ſo weit hergeholt, ſo ſchwach und ſo ſchwindend! — Und dergleichen Gedanken ſollen denn doch ſinnliche Begierden überwältigen; mit ihrer Vereinigung ſoll eine Form ſich bilden, worin unſere Kräfte coagulirt, zu einem undurchdringlichen Ganzen höchſter Vortreflichkeit werden! — Ich faſſe das nicht — begreiſe noch weniger von einer Tugend in eigener Geſtalt, die aus unſeren dringendſten Trieben wie von ſelbſt hervor gehen könnte. Denn es giebt doch wohl kein innerliches Beſtreben im Menſchen, das nicht durch den Reiz eines Gegenſtandes außer ihm

zuerſt wäre in Bewegung geſetzt worden. So wenig unſer Angeſicht ſich in ſich ſelbſt beſchauen kann: ſo wenig kann es unſere Seele. Sie wird ihres inneren Weſens nur durch Anſtoß und Gegenwirkung gewahr. Zur Entdeckung unſerer beſten, reinſten, unſinnlichſten Freuden gelangten wir indem wir ſinnlich handelten. Und obſchon wir dergleichen Empfindungen nachher abzuſondern, einigermaßen in uns aufzubehalten vermögen; ſo können ſie doch in dieſer Abgezogenheit nur auf eine ſehr düſtere und hinfällige Weiſe beſtehen; ſie gleichen, wie ich ſchon vorhin bemerkte, einem Traumgeſicht, und bedürfen einer immerwährenden Erfriſchung durch wiederholte That. Tugend alſo muß mit Bedürfniß und Leidenſchaft zuſammen fließen, wenn ſie zuverläßig ſeyn ſoll; Lage und Umſtände müſſen zu Hülfe kommen, damit ſie durch täglichen Gebrauch zur Angewöhnung werde! — Wenn nun dieſe Lage, dieſe Umſtände ...

Du verfällſt in Wiederholungen, ſagte Woldemar: ſo kommen wir nicht weiter. Was du vorbringſt, iſt mir ſo wenig entgegen und fremd, daß ich meine eigenen Wendungen und Worte in deiner

Rede wieder finde; nur gehſt du im Verbinden und Folgern ziemlich einſeitig und flüchtig zu Werk.

So viel iſt gewiß, daß ſich Tugend nicht erklügeln läßt, und daß gute und edle Geſinnungen nur aus guten und edlen Trieben hervorgehen können.

Auch das mag wahr ſeyn, daß unſre Seele, eben ſo wenig als unſer Angeſicht, ſich in ſich ſelbſt zu beſchauen im Stande iſt, und daß ſie ihres Weſens nur durch Anſtoß und Gegenwirkung inne wird.

Aber ſie wird es denn doch inne, und ſie gelangt zur Beſchauung ihrer ſelbſt in unausſprechlichen Gefühlen. Sie, ihr inneres Weſen, ihr wunderbares Ich, wird und iſt in allen Menſchen ſich ſelbſt ein Gegenſtand der Betrachtung, der Beurtheilung, und in dieſer Beurtheilung, der Freude und des Schmerzes, des Wohlgefallens und des Abſcheus, und zwar der nächſte, unmittelbarſte, wirklichſte, fruchtbarſte und intereſſanteſte von allen. Da wir den Werth der Dinge außer uns nach ihren Wirkungen auf uns beſtimmen, ſo muß unſere eigene innerliche Beſchaffenheit, weil ſie uns unmittelbar angeht, uns unendlich über alles andre wichtig ſeyn. Die Quaalen des Gewiſſens und der heimlichen Schaam,

die Freuden der Tugend und die Gewalt der Ehre nehmen daher ihren Urſprung, und geben, in ihren wunderbaren Erſcheinungen, tauſend Beweiſe für mich an die Hand. Freylich muß, wie du erinnerteſt und ich zugab, unſer Bewußtſeyn durch Einwirkung von außen zuerſt geweckt werden; beſtehen aber und fortdauern kann es nur in ſich ſelbſt durch deutliche Erkenntniß, die dem Menſchen Perſönlichkeit, Freyheit, inniges Gefühl der Seele, eigentliches Leben giebt. Alſo iſt der Begriff, wenn gleich ſinnliche Empfindung unmittelbarer und früher iſt, dennoch wichtiger, fruchtbarer, höher und beſſer. Wir ſehen auch die Menſchen viel weniger durch wirkliche, angenehme und unangenehme, Empfindungen, als durch Meinungen und auf Meinungen gegründete Vorurtheile regiert. Und was am merkwürdigſten iſt, und eine tiefe Erwägung verdient: wir werden jeder ſinnlichen Vorſtellung und ihres Gegenſtandes überdrüßig, ſo bald ſich die innere Vorſtellung, der Begriff vollkommen gebildet hat. Der Kern iſt alsdann genoſſen, die Hülſe leer, und wir laſſen ſie liegen. Unſer Leben hienieden iſt nichts anders als eine ſolche fortgeſetzte Ent=

ſinnlichung der Körperwelt, und eine Verwandlung von Seele in Seele durch geſellſchaftliche Bewegung. Wir würden unſeres liebſten Freundes, wir würden unſerer ſelbſt überdrüßig werden, wenn in ſeinem oder unſerem Daſeyn ſich ein Stillſtand ereignete. Willkührlich demnach und unwillkührlich, aus Inſtinkt und Ueberlegung ſtreben wir insgeſammt, unſere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen, und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, immer weiter ſich ausdehnender Vortreflichkeit den höchſten Grad unſeres Daſeyns zu erhalten.

Worin aber menſchliche Vortrefflichkeit beſtehe, darüber iſt unter Menſchen von geſundem Verſtande nie ein Zweifel geweſen. Die Gaben ſind mancherley; aber jeder iſt vortreflich in ſeinem Maaß, deſſen Vernunft ſeine Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften überſchaut und beherrſcht.

Ich ſage beherrſcht! denn Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften müſſen da ſeyn, wenn ſich menſchliche Vernunft hervorthun ſoll. Aus ſtumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden

iſt, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüſtiger die Menge, deſto größer das Fürſtenthum!

Und gleich einem Fürſtenthum iſt die Vernunft, von der ich rede. Ihr gehört jenes herrſchende Gefühl, jene herrſchende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewieſen wird, und ein höchſter unveränderlicher Wille in die Seele kommt; ſie entwickelt in ſich ſelbſt jenen auf unüberwindliche Liebe gegründeten unüberwindlichen Glauben, und mit dieſem Glauben jenen heiligen Gehorſam, der die edelſte und höchſte Kraft des Menſchen, der die Krone ſeiner Freyheit iſt.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten iſt hierüber nur eine Stimme geweſen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für ſich allein, ſondern den ſtarken Geiſt, der Herz und Sinn nach Geſetzen zu lenken wußte, haben ſie über alles bewundert. Einen Ageſilaus bewunderten ſie, wenn er den Preis der ſauerſten Arbeit, die Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche, den Ruhm Aſien er-

obert und den Thron des großen Königs umgeſtürzt zu haben, auf den erſten Wink der Ephoren dahin giebt, und nach Sparta zurück eilt, indem er, wie Xenophon ſagt, dem Gehorſam gegen die Befehle ſeines Landes und einem durch die Geſetze einge=ſchränkten Anſehen, vor jenen großen Beſitzthümern in Aſien und vor der unumſchränkten Gewalt, die ſich ihm anbot, den Vorzug ertheilte. — Eben die=ſen Ageſilaus, wenn er ſich dem Kuſſe der Liebe entzieht; ſeiner Leidenſchaft, der Betrübniß ihres Gegenſtandes, und dem gefälligen Rathe ſeiner Freunde widerſteht, und endlich zu dieſen ſagt, nach=dem er eine Zeitlang nachdenkend und ganz in ſich ge=kehrt da geſtanden hatte: — „Laßt mich; denn ich kann euch verſichern, daß ich eine größere Wonne genieße, indem ich von neuem dieſem Kuß entſage, als wenn ich in dieſem Augenblicke die Gewalt er=hielte, alle meine Wünſche zu befriedigen.“ — Ei=nen Lyſander bewunderten ſie, wenn er von ſei=nem Freunde, den er zum Könige, und, was in den Augen dieſes Freundes noch mehr war, zum Heerführer der verbundenen Griechen wider die Per=ſer gemacht hatte; wenn er von dieſem Freunde auf

die ſchändlichſte Weiſe gekränkt, ſeine andern Freunde ermahnt, von ihm ſelbſt abzulaſſen, und ſich an den König zu hängen; wenn er dann dieſem Könige in den gemäßigſten Ausdrücken Vorſtellungen thut, und aus Pflicht gegen ſein Vaterland ſich als den emſigſten in ſeinem Dienſte zeigt. — Einen . . .

Woldemar! fiel Biderthal lächelnd ein — Bruder! Mit wem redeſt du? Woher ſind die Leute, die du anführſt? — Sind ſie aus unſerm Jahrhundert? Oder reißt das Feuer dunkler Weiſſagung dich hin?

Ich rede mit dir, antwortete Woldemar treuherzig, und meine Leute ſind Lacedämonier, gerade aus dem Volke, welches du vor andern angezogen haben würdeſt, um deine Lieblingsmeynung zu unterſtützen, und welches am eigenthümlichſten den Ruhm der Tugend beſaß. Und da wollte ich nur ganz ſachte dich auf die Bemerkung leiten, daß es nirgend Menſchen gegeben hat, die weniger nach Trieben und Leidenſchaften gehandelt, und ſich mehr um kaltes Blut und ruhige Vernunft bemüht haben, als eben dieſe Lacedämonier. Ihre ganze Zucht und Einrichtung gieng dahin, ſich von allen menſch-

lichen Gefühlen unabhängig zu machen, und nachher nur ſo viel davon wieder anzunehmen, als nöthig war, um einen brauchbaren Spartaner vorzuſtellen. Sie ſind der auffallendſte Beweis von der Uebermacht des Begriffes über die Empfindung; ſind, von dieſer Seite betrachtet, die erhabenſten Menſchen geweſen.

So zeigten ſie ſich aber nur in dem magiſchen Bezirk ihrer Verfaſſung, welches die zweyte Bemerkung iſt, worauf ich dich zu führen dachte. Wurden ſie aus dieſem magiſchen Kreiſe herausgeſetzt, ſo verloren ſie alle Haltung und begingen die niederträchtigſten und ſchändlichſten Dinge. Die Urſache hievon? — Sie waren nur für Sparta, nicht für die Menſchheit erzogen; ihre Tugend war eine blos bürgerliche Tugend!

König Pauſanias zog, als die Ehre ſeines Landes, gegen den Mardonius zu Felde. Als dieſer in der Schlacht gefallen war, und ein Bundesgenoſſe vorſchlug, an deſſen Leichnam die dem Leonidas von den Barbaren zugefügte Schmach zu rächen, ſo ſchalt ihn der Held, und ſagte: Sparta ſuche ſeinen Ruhm in der Mäßigung,

nicht in einer niedrigen Rache. Er ſtellte kurz darauf zwey Gaſtmale an; das Eine mit Aſiatiſcher Pracht, das Andre mit Lacedämoniſcher Einfalt. Der Contraſt war auffallend; und Pauſanias rief aus: Welche Narrheit von einem Mardonius, der ſo köſtlich zu leben gewohnt iſt, Leute anzufallen, die alles entbehren können! — Und nun, wie plötzlich fiel er dennoch ab, und wie häßlich iſt nicht die Geſchichte ſeiner Verrätherey?

Andern Lacedämoniſchen Heerführern, die in ähnliche Umſtände verſetzt wurden, gieng es auf eine ähnliche Weiſe; dergeſtalt, daß ſogar ein Gylippus, der Befreyer von Syrakus, nachdem er eine Menge großer Thaten verrichtet hatte, der Verſuchung unterlag, die ihm anvertrauten zugeſiegelten Geldſäcke heimlich aufzutrennen, und ſein Vaterland auf die niederträchtigſte Weiſe zu beſtehlen. — Eine Prüfung von Lyſanders Leben würde uns noch weit andere Dinge ſehen laſſen; aber ich übergeh ihn lieber und laſſe auch den Ageſilaus unangefochten. — Genug: wenn ich die Tugend dieſes Volks an ſich, und dabey noch die Hinfälligkeit dieſer Tugend betrachte; ſo ſcheint ſie mir der Mar-

tern, womit ſie erkauft wurde, und des Opfers ſo vieler herrlichen und ſchönen Gefühle der Menſchheit nicht werth. Ich wenigſtens, wenn ich Kinder hätte, würde nie, um ihnen dieſe Tugend zu verſchaffen, ſie einer jährlichen Geiſſelung auf den Tod um den Altar der Diana, den Vorübungen zu dieſem gräßlichen Schauſpiel, und der Auſſendung auf Straßenraub und Meuchelmord dahin geben.

Was die wirklich großen und tugendhaften Männer aus den übrigen Staaten Griechenlandes angeht, ſo hatten dieſe ſicher ihre Vortrefflichkeit nicht allein der bürgerlichen Verfaſſung, worin ſie lebten, und den öffentlichen Sitten zu verdanken, ſondern eben ſo ſehr, und vielleicht in merklich höherem Grade, den Lehren der Weisheit wovon ſie durchdrungen waren. Der große Haufe, den allein die Form und gemeine Sitte bildete, war ſchlechter als bey uns. Wer die alte Geſchichte aus ihren Quellen geſchöpft hat, kann dies mit Händen greifen. In Wahrheit, man weiß nicht wie einem geſchieht, wenn man die Geſinnungen, die Meinungen und den Wandel dieſer Völker, ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten, etwas näher ſich vor Augen ſtellt. Ich

las erſt neulich den Thucydides wieder, und mir fiel darin, als hätte ich ſie noch nie geleſen, jene Rede auf, welche vor dem Peloponneſiſchen Kriege von Atheniſchen Geſandten zu Lacedämon gehalten wurde. Die Athener hatten ihren Bundsgenoſſen allerhand Drangſale angethan, ſo daß dieſe zuletzt ſich empörten und zu Sparta um Beyſtand flehten. Da vertheidigten ſich die Athener nun, unter andern, durch folgende Gründe: „Auch ihr, o Lacedämonier, ſagten ſie, habt ja des Peloponneſes Staaten, die ihr beherrſcht, nach eurem Vortheil eingerichtet. Und hättet ihr euch damals, als Sparta ganz Griechenland anführte, auf immer behauptet, und bey der Herrſchaft verhaßt gemacht, gleich wie wir; ſo würdet ihr wahrlich die Bundsgenoſſen nicht weniger drücken, und euch gezwungen ſehen, entweder mit Nachdruck zu herrſchen, oder euch ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Eben ſo iſt auch unſer Verfahren weder ſeltſam, noch der menſchlichen Sitte entgegen, wenn wir die angetragene Herrſchaft angenommen haben, und dieſe nicht vermindern, von den wichtigſten Gründen genöthigt, von Ehre, und Furcht und Nutzen! Auch iſt ſolches keine Neuerung von uns; ſondern

ein beſtändiges Geſetz: daß der Schwächere von dem Stärkeren gebändigt werde. Ferner dünkten wir uns ſelbſt der Herrſchaft würdig, und ſchienens auch euch, ſo lange bis ihr, die ſonſt den Nutzen erwogen, die Gerechtigkeit jetzt in Anſchlag bringt; welche noch keiner, wenn auch mit Gewalt etwas zu gewinnen war, vorzog, und den höheren Vortheil vernachläßigte. . . Wer die Macht zu zwingen hat, bedarf keiner Gerichte" u. ſ. w.

Eben dieſe Athener hören wir, einige Jahre ſpäter, den Meliern, die von ihnen unabhängig waren, drohend einſchärfen: daß ſie Leute vor ſich hätten, die wohl wüßten, daß man das genaueſte Recht in menſchlichen Angelegenheiten, nur unter Perſonen, die ſich unter einerley Umſtänden befänden, zum Maaßſtabe der Entſcheidung mache; wer hingegen die überlegene Macht in Händen habe, der gehe ſo weit, als er könne, und der Schwächere müſſe ſich darein ergeben . . . So hielten es die Menſchen alle, mit Bewilligung der Götter, die nicht anders wären.

Perikles, in der Ermunterungsrede an ſeine augenblicklich feig gewordenen, ſchon vor Sparta kriechenden Mitbürger, beſchwört ſie, bey ihren tyranniſchen Anmaßungen ſelbſt, nicht davon abzuſtehen, da ſowohl Gefahr als Ehre, eine billigere Denkungsart auf das dringendſte verböten.

Dieſelben Geſinnungen finden wir in den übrigen Staaten Griechenlands, ſo daß ſie auch die Bürger unter einander entzweyten, wovon immer der eine Theil den andern zu unterjochen ſtrebte, und den Vortheil des Stärkeren für den allgemeinen Geiſt der Geſetze anſah. Nicht die Entfernung willkührlicher Gewalt, ſondern ihren Beſitz wünſchte ſich das Volk; nicht die allgemeine Herrſchaft der Geſetze, ſondern die Herrſchaft über die Geſetze. Welcher Despotismus aber kann wohl ſchlimmer ſeyn, als Pöbel-Despotismus? Was verderblicher, als das Ringen nach Anſehen und Einfluß bey einer thörichten, ungeſchlachten Menge, die alles ſtraft, was ihr nicht gefällt: Tugend, oft und hart; das ſchlaue Laſter aber, ſelten? „Auch die beſte Erziehung,

ſagt Plato *) und die edelſte Seele iſt nicht im Stande hiegegen auszuhalten, und wir werden niemals unter ſolchen Umſtänden einen wahrhaft tugendhaften Mann erblicken, es ſey denn, daß ſich unmittelbar ein Gott zu ihm herab laſſe." Daher das Lob derjenigen, als der weiſeren und beſſeren Menſchen, die ihr Leben in der Stille hinzubringen ſuchten, ſo daß auch vom Epaminondas gerühmt wird: Er hätte ſich nie eine Partey gemacht, als nur, um mit öffentlichen Aemtern verſchont zu bleiben. Die nemliche Denkungsart finden wir bey den Römern, wo Geiz und Herrſchſucht, auch ſchon in den früheſten Zeiten, die gemeinen Triebfedern waren.

Ich kenne die gute Seite neben dieſer ſchlimmen, und verhülle mir nicht ohne Mühe ihren Glanz. Aber folgende Sätze bleiben unbeweglich: — Daß, wo Menſchen bloß durch Neigungeu und Leidenſchaften, welche Lage und Umſtände in ihnen erwecken, zu Tugenden geführt werden, ihre Tugenden nicht

*) Im VI. B. d. Rep.

anders als ſehr unrein und mit großen Laſtern vermiſcht ſeyn können. Ferner: Daß ſelbſt auch dieſe unreinen und mit ſo vielen Laſtern vermiſchten Tugenden, nur ſehr ſchwankende und hinfällige Tugenden ſeyn können. Erſteres iſt an ſich ſo klar, wird durch die alltäglichſte Erfahrung ſo ſehr bewieſen, und von eines jeden eigenem Herzen, wenn er es aufrichtig fragen will, ſo tief erkannt, daß es ekelhaft ſeyn würde, es noch lange beweiſen zu wollen. Das zweite iſt eine nothwendige Folge des erſten, und findet ſich überdem in der hiehin einſchlagenden Geſchichte, durch die auffallendſten Begebenheiten, auf jeder Seite beſtätigt. Umſtände und Lagen verwandeln ſich beſtändig; und ſie werden um ſo weniger durch vorhandene Anſtalten und Geſetze befeſtigt, je mehr die eigentliche bürgerliche Verfaſſung ſelbſt nur ein Umſtand — eine Folge blos natürlicher Triebe, eine Art von Ungefähr war. Ein Ruck nach dem andern muß da bald erfolgen, und immer größere Unordnungen zu Wege bringen. Das Uebel erſcheint deſto größer, je eingeſchränkter die Lage, und je angemeſſener dieſer eingeſchränkten individuellen Lage die Verfaſſung war. Alle Tugenden kom-

men um ihre Krücken und fallen danieder. Neigungen und Meinungen ſind nicht mehr dieſelben; jeder Privatmann hat ſeinen Sinn geändert: der öffentliche Verſtand muß zu raſen ſcheinen und die alten Geſetze leerer Dünkel werden. Da iſt keine Rettung, wenn nicht irgend woher ein freyer, aufgeklärter — philoſophiſch-heroiſcher Geiſt ins Mittel tritt und dem Unweſen abhilft. — — Es iſt nicht zu erzählen, und iſt nicht abzuſehen, was ein Solon, Numa, Pythagoras, Sokrates, Zeno, mit ihren Schülern, gewirkt und Gutes geſtiftet haben. Des göttlichen Nazareners, der in dem kleinen Judäa, wie verborgen, eine kurze Zeit umher wandelte; von jedermann verlaſſen, unter Spott und Schlägen, den Tod am Kreuze litt, und deſſen hinterlaſſenes Wort die Welt umgeſtaltet hat, erwähne ich nicht, weil ich nur menſchliche Kräfte und Mittel in Anſpruch nehmen, wägen und vergleichen will. — Und da iſt es unläugbar, daß philoſophiſcher Geiſt, das iſt überlegende, durchgreifende, nach ewigen Geſetzen waltende Vernunft, von jeher das Salz der Erde geweſen iſt. — Aber es will jetzt Mode

werden, ſetzte Woldemar, etwas aufgebracht, hinzu — von Kenntniſſen zu reden, als wenn ſie dumm, von Theorie und Weisheit, als wenn ſie thöricht machten. Man verſchmäht Unterricht, Studium, Gelehrſamkeit, Bücher, als unwirkſame Dinge, und erwägt nicht, oder weiß nicht, wie viel das zu allen Zeiten gewirkt hat; erwägt oder weiß nicht, daß es die Gelehrten waren, die zu allen Zeiten im Grunde die Welt regierten.

Biderthal war in Nachdenken verſunken. Dorenburg aber faßte Woldemars letzten Worte auf, verbreitete ſich darüber, und führte, um es Woldemarn entgegen zu ſetzen, nach und nach alles herbey, was von Antiſthenes an, bis auf Mohamed, Montaigne und Rouſſeau, über das Unnütze in den Wiſſenſchaften, und das Schädliche in den Künſten: wider Philoſophen und Philoſophie — Wahres, Falſches und Scheinbares geſagt und gefabelt worden. Biderthal erwachte darüber und half. Henriette hetzte. So glitten ſie über die Hauptſache weg; ließen bey Seite und vergaßen alles andere, um nur auffallend darzuthun: daß die Wiſſenſchaften der Schlamm und die Grundſuppe

menſchlicher Erkenntniß wären, die Geſpenſter des ehmals Wirklichen und Lebendigen, welche nun im Hauſe umgiengen und es unwohnbar machten. Ein Gelehrter, wurde behauptet, wäre das unthätigſte Geſchöpf unter dem Monde, das am Weſenloſen ſeine einzige Luſt hätte, eben ſo träge als unfähig, einen wahrhaft nützlichen Bürger abzugeben. Verſtand hätten wir immer genug, um gut zu ſeyn; die Einſichten giengen nicht in den Willen über, und machten — wie ſchon geſagt — das Herz nicht anders, worauf es doch allein ankäme; es wäre noch niemals nur ein einzelner Menſch, geſchweige denn eine Geſellſchaft, durch Geiſtes-Anbau beſſer geworden.

Woldemar hörte geduldig zu. Er ſah gern die Unterredung dieſe neue Wendung nehmen. Der Eifer ſeiner Freunde ergötzte ihn; er ließ ihm den Lauf. Zuweilen ſah er aus, wie betroffen, und als ob er nachdenkend würde. — Endlich fieng er an, an ſeinen Fingern auf und ab zu zählen, und dabey mit dem Kopfe, bald zu nicken, bald zu ſchütteln, wie einer, der nicht wüßte, was er von dem Dinge ſagen ſollte, das er dächte.

Eine Pauſe kam, und er fiel ein. — Epami-nondas! — Xenophon! — Dion! — Archytas! — Perikles! — Thucydides! — Phocion! — Demetrius von Phalera! — Scipio und Polyb! — Cato! — Cäſar! — Brutus! — Cicero! — Plinius! — Antonin — Mark Aurel! — und wie viele andre? Lauter Männer, welche der Philoſophie und den Wiſſenſchaften ergeben; gröſtentheils mit Leidenſchaft ergeben waren! — Und man muß geſtehen, daß ſie in bürgerlichen Geſchäften ſich doch auch noch ziemlich thätig zu beweiſen pflegten.

Eine wunderbare Sache! meinte Woldemar: denn im Ernſte ließe ſich nicht wohl das für etwas leeres und nichtswürdiges achten, was Männer, die gewiß im Falle geweſen wären, den Werth der Dinge und ihren Einfluß auf die menſchliche Seele aus eigenem Gefühl und aus eigener Erfahrung zu ſchätzen, für ein ſo groſſes Gut gehalten hätten, daß ſie ſich nicht geſcheut, es gegen jedes andre auf die Wage zu legen.

Der erſte auf meiner Liſte, fuhr er fort, war Epaminondas. Von ihm merkte ich ſchon vorhin

an, daß er öffentliche Bedienungen geflohen habe. Liebe zu den Wiſſenſchaften, denen er alle ſeine Muße widmete, ſoll hievon die Haupturſache geweſen ſeyn. Dabey, ſagt die Geſchichte, ſang er und ſchlug die Zitter wie Damon; ſpielte wie Olympiodorus auf der Flöte; tanzte wie Calliphronus. Und dennoch wo iſt ein Held, der größer, wo ein Bürger, der beſſer genannt zu werden verdiente? — Ich übergehe die andern Namen, weil es mir genug ſcheint, an ſie erinnert zu haben, und weil mir ſo eben noch etwas viel ärgeres einfällt.

Es ſind die drey Mönche aus dem Hieronymiter-Orden, welche Ximenes, ſelbſt ein Mönch, mit unumſchränkter Vollmacht nach Amerika ſchickte, um in den Colonien neue Einrichtungen zu treffen. Dieſe Mönche, welche aus der Einſamkeit des Kloſters und dem ſogenannten Müßiggange der Studierſtube auf einmal in die Geſchäfte der Welt verſetzt wurden, ſah man Wunder der Thätigkeit, der Standhaftigkeit und der Weisheit verrichten. Sie bewieſen ein ſo tiefes Einſehen, eine ſo weit umfaſſende Klugheit, eine ſo große Mäßigung, Uneigennützigkeit und Herzhaftigkeit, daß ihr Ver-

dienſt über alles Lob erhaben iſt. — Ein ähnliches Beyſpiel finden wir an Petro de la Gasca, welcher, um den Aufruhr des Pizarro beyzulegen, nach Peru abgeſchickt wurde. Er wollte keinen Ehrentitel, kein Gehalt, keine Begleitung; ſondern machte ſich allein, mit einem Bedienten, ſeinem Kirchenrock, und ſeinem Brevier auf den Weg. So langte er an, und verſuchte alles Mögliche, um in dieſer unſcheinbaren Geſtalt ſeine Abſichten zu erreichen, und weiter nichts als ein Diener des Friedens zu ſeyn. Als aber Nothwendigkeit und Pflicht es ihm geboten, ergriff er den Degen, ſtellte ſich an die Spitze des Heers und der Flotte, ſiegte, ordnete, kam wieder nach Spanien, und zog ſich in ſeine Einſamkeit zurück. Ueberhaupt waren die Geiſtlichen noch zu jener Zeit, durchgängig, die beſſeren, tüchtigeren Menſchen, weil ſie faſt die einzigen waren, deren Verſtand durch einen gewiſſen förmlichen Unterricht einige Ausbildung erhielt, und deren Lebensart ſtilles anhaltendes Nachdenken begünſtigte, und an Ordnung gewöhnte. Wie viele Grauſamkeiten haben ſie nicht in Amerika verhindert; wie vielen ſich mit Nachdruck und Gefahr, obgleich

vergeblich, widerſetzt; wie manches Gute hie und da noch geſtiftet: ſie, und ſie allein!

Was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung vermag, davon erblicken wir im Großen ein ſehr auffallendes Beyſpiel, wenn wir die Eroberung von Mexico durch den Cortes, und die von Peru durch den Pizarro, mit einander vergleichen. Bis zu den kleinſten Umſtänden iſt hier alles lautſchreyendes Zeugniß wider Eure Lehre.

Und haben wir nicht an den Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland ein Beyſpiel in der Nähe? Wo liegt die Urſache, daß ſich unter dieſen ſo bald, in jedem Fache, die tüchtigeren Männer fanden? Daß ſie nicht nur in allen Wiſſenſchaften entſchieden ſich hervorthaten, ſondern auch die beſten Geſchäftsmänner, die größten Aerzte, Künſtler und Erfinder lieferten? Daß ſittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe, und Völker verbindende Betriebſamkeit gleichſam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert dieſe Erſcheinung fort: denn noch ſind die Proteſtanten überall, bis zur niedrigſten Claſſe herab, und Zahl gegen Zahl, bey weitem die Geſchickteren, Sittlicheren, Emſigeren

und Klügeren. Der Unterſchied iſt auffallend, wo beyde Partheyen neben einander wohnen. — Wie erklären wir dieſes? Doch wohl nicht aus der Verſchiedenheit des theologiſchen Lehrbegriffes! Wie denn Frankreich? das ganz katholiſch iſt, und doch keinesweges auf die angeführte Weiſe contraſtieren könnte. Alſo nicht in der Religion, ſondern in etwas Zufälligem, wenigſtens mit ihr nicht weſentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutſchland eigenthümliche Erſcheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfſinns um dieſen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er, vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredſamkeit auf hohen Schulen, an beyden Seiten iſt und nicht iſt, zu entdecken. Die erſten Beförderer der Reformation waren Humaniſten, und ſo wurden die Humaniora bis zum ABC Buche herab bey der Gegenparthey verdächtig. Das Wort ſollte nicht weiter Fleiſch werden!... Genug an dieſem Winke, da es an ſich ſchon klar iſt, und keiner Ausführung an Beyſpielen bedarf, daß mit fantaſtiſchen oder abergläubiſchen Vorſtel-

lungen verſchonte Köpfe, deſto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundſätze nur in ihnen recht gedeihen können: daß Verſtändigung des Gewiſſens das Herz nothwendig läutert, ſeine Bewegungen richtiger und zuverläßiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menſchen, unter allen Umſtänden, auch beſſert, und darum ſelbſt die geringſte wirkliche Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts, von unendlich guten Folgen ſeyn muß.

Noch eine ſehr merkwürdige Erfahrung! fuhr Woldemar fort; und die ganz hierhin gehört — dieſe nemlich: daß, gewöhnlich, wir den proteſtantiſchen Miſſethäter getroſter zum Gerichtsplatz wandeln ſehen, als den katholiſchen. Gleichwohl kann der Katholiſche, wenn er es von ganzer Seele iſt, ſich des Himmels vielleicht gewiſſer glauben, als der Proteſtant. Aber dieſer iſt durch das bischen mehr Unterricht, das er in ſeiner Kindheit genoſſen hat, eines geiſtigern Enthuſiasmus fähig, ſein Begleiter weiß lebhaftere und zuſammengeſetztere Vorſtellungen in ihm hervorzubringen, und das iſt genug, um ſeinen Muth und ſeine Kräfte ſo merklich zu erhöhen.

Noch ein letztes Wort, und ich ſchweige!

Die Welt iſt voll von dem Ruhme der Männer, welche die Stoiſche Schule hervorgebracht hat; und gewiß ſind ihre Tugenden und großen Eigenſchaften doch mehr dem Geiſte dieſer mächtigen Philoſophie, als dem Patriotismus oder irgend einer aus bürgerlichen Verhältniſſen entſprungenen Geſinnung beyzumeſſen. Eines Brutus, eines Cato will ich nicht einmal erwähnen, ſo ungünſtig jeder Tugend auch ſchon damals Roms Verfaſſung war; ſondern eines Soranus, eines Helvidius, eines Thraſea, die in Zeiten lebten, deren Verderbniß ſchaudern macht. Von Soranus und Thraſea ſagt Tacitus, daß Nero, nach Hinrichtung ſo vieler großer Männer, in dieſen beyden endlich die Tugend ſelbſt auszurotten geſtrebt habe. Ich weiß nichts rührenderes und nichts größeres als das Ende des letzteren. Da man ihm die Botſchaft ſeiner Verurtheilung brachte, war er in einer Unterredung mit dem Philoſophen Demetrius über die Natur der Seele begriffen. Er ging dem Quäſtor entgegen, und hierauf mit Helvidius und Demetrius in ſein Zimmer, hielt die Adern an bey-

den Armen hin, und als das Blut floß, rief er den Quäſtor näher, ſpritzte es über die Erde und ſagte: libemus Jovi liberatori! Jupitern dem Befreyer! .... O Freunde! — Der Menſch iſt durchaus gebrechlich und wandelbar in ſeinem Thun; aber wo er noch einige Größe, einige Standhaftigkeit zu beweiſen vermag, da vermag er es allein durch irgend einen hohen Begriff, der in ſeiner Seele herrſchend geworden iſt; da handelt er aus Vernunft, die das Leben des Geiſtes — Gefühl der Gottheit und ihrer Kraft iſt.

Henriette ſprang auf, ergriff Woldemars Hand, drückte ſie an ihr Herz und wollte ſie küſſen. In den Augen der übrigen ſtand es deutlich, daß ſie Theil an Henriettens Empfindungen nahmen, in ihren Dank willigten, und im Grunde des Herzens ihn beſtätigten.

Die Sonne iſt untergegangen, ſagte Woldemar; wir ſind tief im Walde: laßt uns aufbrechen, meine Freunde!

Es war ein ſchöner Heimweg für alle.

Woldemar wurde noch über ſeine Ausſichten in eine beſſere Zukunft befragt: Was er eigentlich hoffe;

ob er ein Ende ſehe; und welche Ordnung der Dinge alsdann ſeyn werde?

Woldemar bekannte, daß er kein Ende ſehe. Alle Veränderungen, die mit der Menſchheit vorgiengen, ſagte er, veränderten nur hie und da ihr äußerliches Anſehen, ohne jemals ihre Art zu verändern, und dem Sittlichen über das Unſittliche wirklich die Oberhand zu verſchaffen. Der große Hauſe der Menſchen bliebe in demſelben Grade eigenſüchtig, gewaltthätig, thieriſch — von Herzen laſterhaft. Zu einem äußerlich ſittlichen Verhalten bequemten ſie ſich nur aus Noth, der Verträglichkeit wegen; und ſo würden auch ihre innerlichen freywilligeren Tugenden nur aus Unbehagen erzeugt, nur um mit ſich ſelbſt einigermaßen leben zu können. Dieſe wie jenes, Gerechtigkeit und Weisheit, würden zu den Mühſeligkeiten des Lebens, zu den beſchwerlichen Ausgaben gerechnet, und man hielte für die Einnahme, was ungeſtraftes Laſter, willkührliche Gewalt, leichter und vollkommener verſchafften. Kurz, die Menſchen im Durchſchnitte ſähen es für ihren Vortheil an, dem beſſeren Theile ihrer ſelbſt, der eigentlichen Humanität, allen möglichen Abbruch zu thun,

und ihre Brutalität in Freyheit zu ſetzen. Da es immer ſo geweſen wäre; und, nach ſeinem Urtheil, immer ſo bleiben würde, wenn nicht in dem Weſen ſelbſt des Menſchen eine Veränderung vorgienge, wodurch das Verhältniß ſeiner Neigungen und Kräfte umgekehrt würde: ſo hätte er aus voller Ueberzeugung wider die zu hohe Meinung ſeiner Freunde von den vergangenen Zeiten ſich auflehnen und die gegenwärtige Periode, als — vielleicht — mit beſſeren Dingen ſchwanger in Schutz nehmen können. Denn der ſittliche Trieb im Menſchen könnte zu wirken und auch in Abſicht des Ganzen der Menſchheit ſich thätig zu beweiſen nicht aufhören: er wäre die wahre eigentliche Menſchenenergie; Gott im Menſchen. Der Gegenſtand dieſes Triebes wäre — Tugend in eigener Geſtalt; nämlich: reine Tugend, Tugend als Zweck an ſich. Auf eine bewundernswürdige Weiſe hätte ſich dieſe Energie in Zeiten, wo Unſittlichkeit und Unvernunft alles zu verſchlingen drohten, mehrmals bewieſen. Welcher Geſtalt ſie unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen zu Hülfe kommen würde, darüber hätte er keine Vermuthung;

nur dünkte ihm, eine große Veränderung zum Beſſern — oder der jüngſte Tag müſſe vor der Thüre ſeyn. Er verließe ſich darauf, daß Gott im Verborgenen regiere. Das Vergangene wäre ihm eben ſo räthſelhaft, als die Zukunft dunkel; doch hätte Geſchichte und Beobachtung ihn ſo viel gelehrt, daß in allem und durch alles ein freyes Weſen herrſche, welches wir vergeblich zu binden ſuchen. Dies nicht ſehen — dem Gotte mit Gewalt entfliehen, ſo gar ihn unterwerfen zu wollen, wäre Geiſt der Zeit — Aber Er würde ſich zeigen — unüberwunden!

Das Waldgeſpräch, und was auf dem ſtillen Rückwege bey zunehmender Dämmerung, während ein Stern nach dem andern hervor kam, und man beym Zuhören gleichſam dem Himmel in die Augen ſah, noch war geredet worden, hatte tiefe Eindrücke und einen lebhaften Reiz zum weiteren Nachdenken zurück gelaſſen.

Woldemar war entſchloſſen, es auf alle Fälle hiebey bewenden zu laſſen, und ſeinen Freunden nicht weiter einzureden. Er zweifelte nicht, daß bald ein

ſehr gutes Gleichgewicht von ſelbſt ſich machen, alles ſich aufs beſte fügen und einrichten würde.

Der Erfolg rechtfertigte dieſe Muthmaßung. Oefter ſcherzte Woldemar nachher mit ſeinem Bruder und Dorenburg über ihre Streifereyen in ſein Gebiet, und wollte hoffen, es würde ihm doch wohl Noch einmal in ſeinem Leben ſo gut werden, daß er über ſie, als Sonderlinge — Schwärmer und Separatiſten den Kopf ſchütteln, und die gute Sache des Gemeinſinnes und herrſchender Gebräuche, als derſelben Stellvertreter, wider ſie in Schutz nehmen könnte.

Aber weit davon entfernt, daß dem Uebermüthigen dieſer Genuß zu Theil wurde, ſollte er im Gegentheil an ſich ſelbſt Dinge erfahren, die er keinem Seher geglaubt hätte, und wodurch er, wie es die Folge dieſer Geſchichte zeigen wird, auf einem langſamen äußerſt ſchmerzhaften Wege erſt zu einer tieferen Selbſterkenntniß gebracht wurde.

Biderthal hatte den Wunſch und die Hoffnung, ſeinen Bruder mit Henriette vermählt zu ſehen, unter allen dieſen Vorgängen behalten, und redete oft davon mit ſeiner Luiſe und bey Dorenburg. Allein

ſie ſahen miteinander keine Möglichkeit dazu, ſo lange Hornich lebte, und enthielten ſich bey Henriette und Woldemar, die ſie von Herzen beklagten, dieſen Gegenſtand zu berühren, weil daraus nur mehr Mißmuth und eine höchſt unangenehme Verlegenheit entſtehen konnte.

Nun begab es ſich aber, daß Hornich, nach langem Kränkeln, ſichtbar ſeinem Ende ſich nahte; und da fiel es Biderthalen unmöglich, länger an ſich zu halten.

An einem Abend, da die Geſchwiſter bey Dorenburg ſehr vergnügt zuſammen bey Tiſche ſaßen, und Henriette unverſehens, ihres Vaters wegen, abgerufen wurde, hub er an —

Zuerſt von dem vielen Guten des thätigen, verſtändigen, von ſo manchen Seiten verdienſtvollen Greiſes, der nun bald von ihnen ſcheiden würde — und wie einem dieß alles ſo klar vorſchwebte, wenn man jemand dem Tode ſich nahen ſähe; wie man dann nicht begriffe, manches in einem ſo harten Lichte geſehen zu haben, und ſich nun Einſeitigkeit, Ungerechtigkeit, Perſönlichkeit, mit bitterer Reue, vorwürfe.

— Aber, ſetzte er hinzu: — Etwas Gutes, womit es hohe Zeit war, wird dieſer Tod hervorbringen.

. . Die unſelige Quälerey hatte überlange gedauert, und iſt mir vielleicht noch peinlicher als dir geweſen, lieber Woldemar! — Jetzt wird dir und noch Jemand bald geholfen ſeyn.

Woldemar verſtand nicht gleich.

„Unſelige Quälerey? — Geholfen, mir und noch Jemand? . . . .“

Biderthal lächelte. Luiſe, Dorenburg und Caroline mit ihm.

Nein, in Wahrheit! ſagte Woldemar. — Doch mußte er anfangen mitzulächeln.

Auf einmal verſtand er, fuhr zuſammen — ſprang, die Serviette wegwerfend, vom Stuhle auf und lief zu Biderthal, dem er um den Hals fiel: — „Meine unſelige Quälerey, du guter Biderthal! mein peinlicher, hülfsbedürftiger Zuſtand! — und küßte den Bruder, lachte, und küßte wieder. — Niemand begriff was ihm begegnete. Alle ſahen ihn verwundert an: Dorenburg und Biderthal mit Lächeln;

Caroline und Luiſe betroffen und ernſthaft. Er beſann ſich; erröthete.

Beſter! ſagte er zu Biderthal: deute mir das nicht unrecht, daß ich deiner zärtlichen brüderlichen Aufwallung ſo ungereimt begegne. Du kamſt mir zu unerwartet. Gleich verſtand ich dich nicht; und da ich dich verſtand, machten deine Ausdrücke mir den Contraſt meines wirklichen Zuſtandes, mit dieſem Zuſtande in deiner Einbildung ſo auffallend, und ſtellten mir die Sache in ein ſo comiſches Licht, daß ich mir nicht anders als mit Lachen und Aufſpringen zu helfen wußte.

Sieh, Lieber, fuhr er ſehr ernſthaft fort, ich bin gewiß, daß mir bey Henriette auch nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen iſt, daß ich ſie wohl zum Weibe haben möchte. Mein Verhältniß mit ihr nahm gleich von Anfang einen Charakter an, der jenen Gedanken ausſchloß, ihm allen Zugang wehrte — jetzt ihn eben ſo unmöglich gemacht hat, als den Gedanken, eine Perſon meines eigenen Geſchlechts zu heyrathen. Ihr wißt, daß ich Henriette häufig Bruder Heinrich nenne: ſo iſt mein Gefühl in Abſicht ihrer. Wie ihr dies nicht

ſehen, wie ihr alle euch in Abſicht meiner Geſinnungen ſo gewaltig irren konntet, iſt mir unbegreiflich.

Du biſt ſehr platoniſch geworden, antwortete Biderthal! So habe ich dich ehmals nicht gekannt — das weißt du!

Aergere mich nicht mit dieſem Worte, erwiderte Woldemar; du weißt wie ich ſeinen gleißneriſchen Mißbrauch haſſe, von jeher ihn gehaßt habe, und du ſelbſt bezeugſt es mit deinem Vorwurfe! Gebe ich denn jetzt platoniſche Liebe vor? Bedarf ich eines ſolchen Vorwandes, irgend Eines? — Und was willſt du damit, daß du mich ehmals ſo nicht gekannt hätteſt? Was dir auch im Sinne liegen mag, ſo bin ich mir dagegen bewußt, immer noch platoniſch genug geweſen zu ſeyn, um nie an mein Herz zu drücken, was ich verachten mußte; platoniſch genug ſelbſt in den früheſten Jahren jugendlicher Ausgelaſſenheit, um doch nie dieſe Lippen, die ich allein der Freundſchaft und Liebe geweiht glaubte, mit einem leichtfertigen Kuſſe zu beflecken. — — Du wirſt mir auch nicht Schuld geben können, daß ich mich in ſogenannten — ehrbaren Liebeshändeln viel herum getrieben, mich leicht und

gern darin verwickelt hätte. Gerade wegen der Reizbarkeit meiner Sinne, der Heftigkeit meiner Begierden, und wegen meiner überhaupt ſehr leidenſchaftlichen Gemüthsart, lernte ich bald das Zerſtreuende, Schwächende, Verwüſtende, das mit dergleichen verknüpft iſt, als etwas unerträgliches, mir ganz unleidliches erkennen; und bemühte mich nun aus allen Kräften, meiner Einbildungskraft Meiſter zu werden. Der feſte Entſchluß und das Gelingen war beynah Eins. Nachdem ich mir alle Anſchläge dieſer Art ſchlechterdings unterſagt hatte; keinen ſolchen Gedanken mehr aufkommen ließ: konnte ich mit den ſchönſten und angenehmſten Weibern vertraulich umgehen, ohne im mindeſten meine Ruhe zu verlieren. Wirklich, mein Freund, iſt das bey weitem nicht ſo ſchwer, als es verdorbene Menſchen uns überreden wollen; denn ſelbſt derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenſchaft erweckt, kann die Seele wie lange entzücken, ehe ſich Begierden merken laſſen.

Gut, ſagte Biderthal: Wenn aber dies letzte nun dein Fall wäre?

Bin ich ein Knabe? erwiderte Woldemar —

Ich ſollte Liebe, leidenſchaftliche Liebe im Herzen haben, und es ſelbſt nicht wiſſen?

Ach! rief Biderthal wehmüthig aus — Du biſt ein ſo unbegreiflich ſonderbarer Menſch — Haſt dich ſchon oft ſo unglaublich getäuſcht . . . Wenn du abermals dich hintergiengeſt, dich verwickelteſt — Wenn ich dich wieder unglücklich ſehen müßte! O, Woldemar! . . .

Ein tiefer Seufzer brach ihm das letzte Wort im Munde, und er ſaß da — das rührendſte Bild zärtlicher Sorge und ächter Liebe und Treue.

Ueber Woldemar hatte ſich mit Biderthals Rede eine Fluth von Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen ergoſſen; ſo, daß ihn der Anblick ſeines Bruders mit zehnfacher Gewalt erſchütterte. Er wollte ſprechen, ſeine Lippen öffneten ſich; aber ihrer zitternden Bewegung folgten keine Worte. Plötzlich traten ihm Thränen in die Augen. Er ſtand auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, näherte er ſich Biderthalen, faßte ihn herzlich bey der Hand: — „Sey ruhig, Beſter! ſagte er zu ihm; ich bitte dich, ſey ruhig! Ich ſchwöre dir in dieſem feyerlichen Augenblick, daß

ich für Henriette nichts, als die reinſte, heiligſte Freundſchaft empfinde; und alle Kenner des menſchlichen Herzens ſind darüber einig, daß Freundſchaft nie in die Leidenſchaft der Liebe ausarten könne. Warum willſt du, daß ich — wider die Stimme meines Herzens — die Freundinn zu meiner Gattinn machen ſoll? . . . Lieber! Es iſt unmöglich — Ich kann nicht!"

Woldemar wurde gefragt: Ob er denn entſchloſſen ſey, nie zu heyrathen? — Ob Henriette willens ſey immer ledig zu bleiben? — Nach letzterem hatte er nie geforſcht; über das erſtere erklärte er ſich zweifelhaft. So ſchieden ſie auseinander.

Henriette erfuhr dieſe Unterredung am folgenden Morgen von ihren Schweſtern. Ueber Biderthals Anrede erröthete ſie; und daß Woldemar laut gelacht hatte, machte ſie ſtutzig. Nie war in ihre Seele der Argwohn gekommen, daß über ihre Freundſchaft mit Woldemar ein unrichtiger Gedanke möglich ſey; — ein Gemiſch von Unwillen und Schmerz bewegte ihr Inwendiges. — Und Woldemar — hatte nur gelacht! . . Doch fand ſie dies am Ende minder außerordentlich, und verwieß ſich ihre

Befremdung. Aber lebhaft fühlte ſie in dieſem Augenblick den Unterſchied — zwiſchen Mann und Jungfrau?

Ihre Schweſtern, denen die kleine Verwirrung, worin Henriette gerathen, nicht entgangen war, machten ihre eigenen Auslegungen darüber. Henriette ließ ſie nicht lange im Irrthum; ſie erklärte einerley mit Woldemar, und that es noch bündiger als er, und durchaus beſtimmter.

Du biſt alſo wohl feſt entſchloſſen nie zu heyrathen? ſagt Caroline.

Man kann nicht feſter, erwiderte Henriette.

Und Woldemar auch wird nie heyrathen?

Woldemar wird heyrathen, und du ſollſt ſehen, er heyrathet bald.

Ich bitte dich, Henriette, fiel Luiſe ein — aber du mußt nicht böſe werden — Da Woldemar erſt zu uns gekommen war . . .

Schon genug! ſagte Henriette. — Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenſchaft ſie leicht zu Leidenſchaft würde beleben können. Woldemar kannte ſein Herz beſſer;

und ich — habe ſeitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der innigen Freundſchaft, die unter uns entſtanden iſt, kann ich mir Woldemar gar nicht mehr als Liebhaber nur denken. Ich bin gewiß, daß ihm in Abſicht meiner nicht anders zu Muthe iſt. Aber den Fall geſetzt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — ſieh! es würde dies eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung ſich entſetzt — es wäre das Unglücklichſte, was mir begegnen könnte. Gut, daß ich eher des Himmels Einſturz zu befahren habe!

An demſelben Tage, gegen Abend, gieng Woldemar zu Henriette, um ihr den Auftritt bey Dorenburg zu erzählen. — „Ich weiß ſchon alles, unterbrach ſie ihn, da er anfangen wollte: Sie ſollen heyrathen; das ſteht Ihnen nicht an, und wir werden uns zanken — denn ich will es, Sie müſſen!" —

Wenn ich muß; Wohlan!

„Deine Hand darauf!"

Woldemar zuckte — Henriette lächelte: „Nun?"

Henriette! Schweſter! — Was ſoll dieſer Scherz!

„Scherz! — Warum Scherz?“

Ach! rief Woldemar unwillig.

Sacht, ſacht! ſprach Henriette; ich habe Ihr Wort, und darauf fordere ich Ihre Hand. — Her, lieber Woldemar; her Ihre Hand — für Allwina Clarenau! —

Ey! rief Woldemar, das iſt ja wieder etwas Neues! —

„Etwas Neues? Nichts weniger! Ich hatte Ihnen meine Freundinn beſtimmt, noch ehe Sie bey uns waren. Dieſer Gedanke iſt mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ich hätte Ihnen längſt davon geſagt, wenn nicht die Gewalt, welche Allwinens Vater dem meinigen über das Schickſal des guten Kindes gelaſſen hat, der Erfüllung meines Wunſches bisher im Wege geweſen wäre. Auf der ganzen Welt iſt ſo kein Mädchen für Sie wie unſere Clarenau.“

Allwina iſt ein liebes herrliches Geſchöpf, ſagte Woldemar; aber um des Himmels willen, warum ſoll ich denn durchaus eine Frau haben?

Henriette zuckte mitleidig die Achſeln: „Wunderlicher Mann! — um deſto glücklicher zu ſeyn; auch um mich deſto glücklicher zu machen.“

Sie heyrathen dann wohl auch?

„Wie mögen Sie nur ſo albern thun, Woldemar? Mit mir, mit Ihrer Henriette dergleichen — ja, Complimente? Als wenn nicht der Unterſchied in die Augen fiele? Mich verlöhren Sie beynah ganz, wenn ich meinen Stand änderte; Sie im Gegentheil, bringen mich um nichts, wenn Allwina Ihre Gattinn wird: vielmehr gewinne ich unendlich. Muß ich etwa der Länge nach dies auseinander ſetzen? — Hiezu kommt noch, daß ich, nach meines Vaters Tode, bey euch am liebſten meine Wohnung aufſchlüge.“ —

Woldemar umarmte ſeine Freundinn — Aber, ſagte er, ich fühle keine eigentliche Liebe, nicht die erſte Spur einer Leidenſchaft für Allwina; ſie iſt gewiß in demſelben Falle gegen mich, und ich kann nicht begreifen . . .

Halten Sie ein, Woldemar, erwiderte Henriette lebhaft; Sie würden mich zum erſtenmal in Ihrem Leben ungeduldig machen. — Haben Sie nicht hun=

dertmal verſichert, daß Sie nie aus Leidenſchaft heyrathen — nie von einem Mädchen Leidenſchaft verlangen würden; man dürfe von keinem Mädchen, das ein ächtes Kind der Natur ſey, eigentliche Leidenſchaft erwarten: denn Mutter Natur habe das Weib nur zu Einer, der Leidenſchaft für die Kinder angewieſen; Mutterherz ſey ihr wahres, eigentliches Weſen. „Wo ein Weib — ſagten Sie — die Leidenſchaft der Liebe, gleich uns Männern, zu empfinden ſcheint; da wird faſt immer etwas unlauteres, verkehrtes zum Grunde liegen. Nicht ein herrſchender, unmittelbarer Trieb; ſondern Leichtſinn, Eitelkeit, ſchnödes Gelüſt reißt es hin. Und darum — fügten Sie hinzu — iſt ein ungetreues, buhleriſches Weib mit Recht für das niederträchtigſte aller Weſen zu halten" . . . Alſo, mein Freund, wäre das, was ſie eben vorzubringen gedachten, wohl nur eine Ausflucht geweſen; und was haben Sie Ausflüchte nöthig? Sie ſind in Verlegenheit, ich ſeh' es — das kränkt mich eben. Ueber meinen Antrag zu ſtutzen, war natürlich; wie Sie ihn aber von ſich weiſen — darin iſt . . .

Nicht wahr, ſagte Woldemar — darin iſt Ver-

ſtellung? — — Liebe Henriette! ich will Ihnen meines Herzens Gedanken treulich offenbaren. Allwina Clarenau iſt allerdings ein ſehr reizendes Geſchöpf in meinen Augen. Wohl iſt es mir auch einmal durch den Kopf geflogen: das wäre gerade eine Frau für dich! und vielleicht wäre der Gedanke öfter wiedergekommen, und hätte nach und nach mehr Raum gewonnen: wäre nicht das ſchöne innige Verhältniß mit Ihnen geweſen. So aber mochte ich mir nicht einfallen laſſen zu heyrathen, weil ich mir nicht wollte einfallen laſſen, daß Sie heyrathen könnten. Und dann: ich fühlte mich ſo glücklich in meiner Lage, — liebe Henriette, ſo weit über alle meine Hoffnung glücklich, daß ich mich vor der Sünde fürchtete, noch glücklicher werden zu wollen. — Noch glücklicher? — Sage, liebe Henriette, wäre es nicht Frevel? —

Und wäre es nicht Frevel auch von dir, deiner Freundinn einen Mann anzurathen, der doch an dir allein, obgleich nur in Freundſchaft, aber doch an dir allein nur mit ganzer Seele hängt? — Nein; laß, laß! — ich bitte dich, Engel, laß! —

Woldemar! ſagte Henriette, indem ſie ſich auf-

richtete, und mit durchdringendem Blicke ihn faßte — Woldemar! Lieber! — nur ein wenig Beſinnung! — Für ſo gering wollten ſie Ihre Seele ausgeben, daß ihre Kraft an einem einzigen Gefühl erſchöpft wäre? Sehen Sie nicht, was für eine Schmach Sie auf unſere Freundſchaft werfen; was für ein läppiſches, ärgerliches Ding Sie daraus machen, ſo bald Ihnen dieſe im Wege iſt, alles ſeyn zu können, wozu Sie von der Natur den eigentlichſten Beruf haben? Antworten Sie mir nicht, dies laſſe ſich gegen mich ſelbſt zurückwenden. Sie wiſſen, was ich ſeit Jahren beſchloſſen hatte, und mit beſtem Grunde. Ueberhaupt iſt mit einem Mädchen der Fall durchaus anders. In meiner Lage nun gar, die ſo voll herzlicher Geſchäftigkeit, ſo voll wahres Lebens und Genuſſes iſt, daß ich ſchwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Beſtimmung für ſo ſchön und gut und vollkommen achte, als irgend Eine. — Man bedenkt, man erwägt nicht genug, fuhr ſie lächelnd fort, welche nützliche Sache in einer großen Familie, ja im Staat, eine ledige Tante iſt. Sie hat alles Gute und nichts von dem Böſen einer milden Stiftung. Daß die mehrſten langwei-

lig, verdrießlich, zänkiſch, läſtig, unerträglich ſind, iſt die Schuld der Perſon, nicht des Berufs. Dieſer ehrwürdige Beruf und Stand ſoll durch mich einmal ein Muſter bekommen; ich will — was noch keiner Tante eingefallen iſt — den Tanten zum Exempel leben — — Genug hievon — Und genug überhaupt. Wenn Ihre Freundſchaft zu mir das iſt, wofür ich ſie immer gehalten habe (und das muß ſie ſeyn, oder es iſt Grillenfängerey damit) ſo kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am wenigſten dereinſt Ihrer Gattinn, wer ſie auch ſey. Allwina, die bisher ſo merklich dadurch gewonnen hat; die ſelbſt mich ausſchweifend liebt; wie könnte ſie dadurch verlieren? Allwina hat von jeher ihren eigenen Antheil an Ihrem Herzen gehabt, einen ſo eigenen vielleicht, als immer ich, und gewiß einen mehr unmittelbaren. Die Lieblichkeit des Mädchens, ihre köſtliche Unſchuld, die es einem ſo hell entgegen ſtrahlt, daß ſie unverführbar iſt, wie die Unſchuld eines Engels; ihre frohe Laune; ihre Argloſigkeit, Genügſamkeit, Selbſtvergeſſenheit... wie waren Sie nicht tauſendmal davon entzückt, ſind es alle Tage noch? — Und, Woldemar — die

Schönheit des holden Kindes! — Oder iſt Allwina vielleicht nicht ſchön? — (Woldemar mußte lächeln) — und auch vielleicht nicht jung? — Doch iſt ſie ſieben Jahre jünger als ich, eben im neunzehnten. Gewiß, lieber Woldemar, es iſt kein geringes Wunder, daß Sie neben Allwina Zeit behielten, mich ihre Freundinn werden zu laſſen. Wären Sie nicht der ſeltſame Mann, mit einem Kopf, der Ihnen wenigſtens eben ſo viel zu ſchaffen macht, als Ihr Herz, und mit dieſem ähnliche Bedürfniſſe hat: es wäre nie geſchehen — Und deſto ſchlimmer für Allwina! Wie vieles in Woldemar, das ohne mich nie an Allwina gelangt wäre!

Nicht weiter, Henriette! rief Woldemar. Ich verſtehe, ich fühle alles; aber ich bin betäubt. Wenn der Engel mir beſtimmt iſt, ich will ihn nicht von mir weiſen. Laſſen Sie mir Zeit.

Es war im März, da dieſe Unterredung vorfiel.

Einige Zeit darauf glaubte Hornich ſich von neuem zu erholen, und drang ſelbſt in Henriette, daß ſie die Clarenaus auf ihren Landſitz nach Pappelwieſen begleiten ſollte.

Dahin kam nun Woldemar öfter zum Beſuch. — Gieng und kam wieder. — Wollte nicht bleiben, und blieb jedesmal länger.

Henriette ſtand in ſehr geheimen Verträgen mit der Natur! Dieſe ſchien hier ganz mit ihr dazu verſchworen zu ſeyn, daß des guten Woldemars Herz von der Liebe beſchlichen würde. Wie ihm bald zu Muthe wurde, erhellt aus einem ziemlich dithyrambiſchen Briefe, den er in die Stadt an ſeinen Biderthal ſchrieb.

Am 28ſten April.

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben ſich hieher in unſere Büſche beſchieden! Es iſt ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. Alle die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in unterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe ſchweben. Rund herum die ganze vollſtändige Symphonie. Und dann — höre! — die Wechſellieder der Nachtigallen durch alle den Geſang durch. Man weiß nicht, wohin man ſich kehren und wenden ſoll. Ruht das Ohr einen Augenblick, dann fallen alle

die Baum- und Hecken-Blüthen über einen — alle das neu gewordene Laub . . .

Und ſiehe da, die herrliche Ebene; — das viel-farbene Grün dort im Thal! — O, und jene Hügel hinauf! Seitwärts die darüber ragenden Höhen! Hier — durch die Oeffnung — noch weiter! Alle Gipfel durchſichtig; alles ſo lüftig, ſo voll lebendigen Othems, ſich anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausſtrömend ſeine beſte Kraft in Schönheit und Anmuth . . .

Heute — Wir waren ausgewandert nach Brinken, ſtanden in dem unermeßlichen Obſtgarten, ſchauten in den Blumenhimmel ſchweigend, wonnevoll.

Man ſollte uns Milch in die Kirſchenlaube an dem einen Ende des Baumgartens bringen. Sie war gekommen; man rief uns; wir giengen.

Ausgeruht, erquickt, machten wir uns auf zum Rückwege — traten aus der Laube, ſchauten, entzückter, noch einmal in den Blumenhimmel, konnten die Füße nicht bewegen zum Weggehen.

„Nur Eins fehlt hier, ſagte Allwina; ich habe keine Nachtigall gehört.“

Da plötzlich, dicht über uns vom nächſten Zweige, das hellſte Schlagen, heller, ſtärker, fort bis zum Entathmen des Sängers — Es fuhr durch alle Glieder, in die Seele!

Wie mir nur wurde — auch ſo plötzlich! . . . Ich weiß, ich verſtehe es nicht.

Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen ſtanden da vor dem Verzückten. — Gott! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Geſicht . . .

Die Sonne neigte ſich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwieſen. Ich, zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich ſammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeſchlagen hatten, daß ſie nicht verhallten, wenigſtens nicht ſo geſchwind verklängen. Ein vieljähriges Gemiſch dunkler Empfindungen ordnete ſich in Accorde, und dieſe Accorde wieder in Melodie. In den ſchwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erſchienen die übrigen Sterne. — —

— So weit hatte ich geſtern Abend geſchrieben. Jetzt komme ich von einem Spaziergange im großen Engliſchen Garten, mit Allwina zurück. Henriette hatte zu ſchreiben.

Du erinnerſt dich der offenen Seite, wo das Wäldchen — und alles, die ganze Gegend, ſchön, wie ein Paradies, vor einem liegt.

Wie ein Paradies! hatten wir öfter geſagt.

Es ſchwebte mir auf der Zunge, heute zu ſagen: — wie im Paradieſe!

Ich konnte nicht, fühlte, daß ich erröthete.

Wir wendeten uns linker Hand nach dem Waſſerfall, ſetzten uns nächſt dem großen Teiche, der ſo hell und ſchön da ſtand, daß man ſich nur gleich hätte hineinſtürzen mögen. —

.... Am Sonnabend ſchreibe ich dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar.

... Es giebt eine Menge lieblicher Scenen, wo die verborgenſten Quellen der Seele ſich öffnen, und die ſich auf kein Schaugerüſt bringen — ſich weder malen noch beſchreiben laſſen.

Allwina ruhte an Henriettens Buſen. Da empfieng ſie Woldemars Gelübde, da ergab ſich ihre Seele dem Edlen.

W o l d e m a r.

Zweiter Theil.

In der Nacht kam Biderthal mit einer Poſtchaiſe, um Henriette eilends abzuholen. Der alte Hornich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein ſchleuniges Ende.

Biderthal wurde von der Nachricht, daß ſein Bruder mit Allwina verlobt ſey, wie verſteinert; er konnte — er wollte ſie nicht glauben.

Seit jenem Abend, an dem ſich Woldemar ſo entſcheidend über ſein Verhältniß mit Henrietten wider Biderthals Meynung und Wünſche erklärt hatte, waren beyde Brüder über eben dieſen Gegenſtand öfter, und ein paar Mal ziemlich ernſthaft an einander gerathen. Biderthal ermüdete nicht; mit Begierde ergriff er jede neue Gelegenheit, das Aergerniß, welches er an der ſo verkehrten Denkungsart des Freundes und der Freundinn nahm, nachdrücklicher an den Tag zu legen. — „Endlich müßten ſie es doch einmal begreifen, meynte er, daß ſie unvermerkt gegen-

ſeitig ſich nur überſpannt hätten, unverzeihlich jetzt ſich täuſchten, und in der drohendſten Gefahr einer ſchmerzlichen, zu ſpäten Reue ſchwebten.“ — Er redete vortrefflich, aber umſonſt, und mußte zuletzt, troſtlos und ermüdet, in Woldemars und Henriettens Vorſchlag willigen: dieſe Sache, nach ſo vielen von beyden Seiten mißglückten Verſuchen, den Gegner auf andre Gedanken zu bringen, wenigſtens eine Zeitlang bloß auf ſich beruhen zu laſſen.

Während dieſes Waffenſtillſtandes nun, war die Verlobung zwiſchen Woldemar und Allwina zu Stande gekommen.

So ſchnell und unvermuthet; ſo ſchlau; ſo tückiſch! . . . Biderthal empfand die peinlichſte Beſtürzung darüber. Er mußte nun auf immer ſchweigen, und ſchwieg.

Aber was bisher nur Tadel in ihm geweſen, wurde von dieſem Augenblicke an Bekümmerniß, Sorge, böſe Ahndung. Denn das blieb auch nach ſeines Bruders wirklicher Verlobung mit Allwina gleich ausgemacht bey ihm, daß im Grunde von Woldemars Seele Henriette die Braut ſey. Warum nahm er ſie denn nicht zum Weibe? — Daß

ſie nicht gewollt hatte: dieſe Thorheit war Woldemars Werk; er hatte ſie ihr eingegeben, ſie dazu verführt. Nun blieb das treffliche Mädchen, ohne eigentliche Haltung unter Menſchen, auf eine eben ſo grillenhafte als unſichere Beſtimmung eingeſchränkt. — Warum? — Und wer konnte dafür ſtehen, daß Henriette nicht bald verſucht würde, das Glück irgend eines würdigen Mannes zu machen, und ſich mit ihm einen eigenen Heerd zu bauen? — Würde Woldemar dieß ertragen? Ertragen, daß Henriette einen andern näher anginge, einem andern mehr zugehörte und anhinge, als ihm; daß ſie, zerſtreut durch mannichfaltige Geſchäfte, in mannichfaltiger Liebe, nicht mehr die Eine, die Seine heißen könnte? — Wenn dieß geſchähe, glaubte Biderthal .... Ja, noch viel eher! Auf den bloßen Verdacht eines dahin gehenden Wunſches in Henriettens Seele, einer Möglichkeit, daß er ſich in ihr erregen ließe, würde ihm das Geheimniß ſeines eigenen Herzens offenbar werden; würde ihn unausſprechlich foltern; endlich ihn unter die Erde drücken.

Biderthal dachte ſich noch andre Möglichkeiten,

wie ſeines Bruders Gemüth in Beziehung auf Henriette angegriffen, in Verwirrung geſetzt, und das künſtliche Gebäude ſeiner Glückſeligkeit auf die ſchrecklichſte Weiſe zerſtört werden könnte.

In dieſe Betrachtungen vertieft, ſaß er ſtumm neben Henriette im Wagen, und war nur froh, daß er zu Pappelwieſen nicht hatte weilen dürfen, und daß ſeine ſichtbare Verwirrung auf ſeine Verwunderung, auf die Umſtände, auf den Wechſel und Contraſt ſeiner Empfindungen ſo füglich hatte geſchoben werden können.

Henriette fragte ihn, worüber er ſo in ſich gekehrt wäre; was ihn ſo ſonderbar ſtille machte? — Ich habe ausgeredet! antwortete Biderthal. — Henriette verſtand dieſe Antwort, und fragte nicht weiter.

Sie fand ihre Geſchwiſter in des Vaters Hauſe verſammelt. Er war etwas eingeſchlummert; und ſo konnte nun, nachdem Henriette von dem Zuſtande des Kranken alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelaſſener daſaß, die Wundergeſchichte von Woldemars Verlobung vorgenommen,

erzählt, erläutert, und von allen Seiten betrachtet werden.

Biderthal ſah mit Befremdung, daß beyde Schweſtern und Dorenburg mehr erfreut und weniger erſtaunt waren, als er es erwartet hatte. Auch erſchien ihm etwas geheimnißvolles in ihren Mienen, welches ihn noch mehr verwirrte und beklemmte.

Eben dieſes nahm auch Henriette wahr, und ſo wie es ihr auffallender wurde, hub ſie plötzlich an: „Ihr habt etwas unter einander; was iſt es?"

Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgeſtottert: der Vater befände ſich in einer Art von Höllenangſt wegen Woldemar und Henriette, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geiſt aufgeben, wenn er nicht von ſeiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielte, daß ſie nie Woldemarn als Gattin angehören wollte. Denkt euch die Beklemmung, worin wir uns befanden, ſagte Dorenburg, und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht, die ihr mitbrachtet, auf uns machen mußte. — Aber damit iſt nicht geholfen, erwiderte Henriette: denn ſo lange noch einige Hof-

nung zur Geneſung bey meinem Vater iſt, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünſcht, zu beruhigen, das iſt mir unmöglich. — Wie? warum denn nicht? fragten die geängſteten Schweſtern wie aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth — Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Beſten unter den Menſchen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief ſie, die Augen gen Himmel gewendet, und verließ ſchnell das Zimmer.

Als Hornich erwachte, war ſein erſtes Wort nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt ſich zu faſſen, und war ſchon an ſein Bette geſchlichen: und ſobald man dem Alten geantwortet, ſie wäre da, ſtand ſie vor ihm. Wie er ſie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit. — „Liebe Henriette — ſagte er, und konnte vor Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen — „ſieh! — du haſt mir Wort gehalten!“

Der rührende Sinn dieſer Rede ging Henrietten in die Seele; ſie ſank in die matten Arme ihres Vaters, und er liſpelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod, du gutes Kind! — Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — Henriette ſaß jetzt neben ſeinem Bette ihm nahe gegen über — „Es kommt mir hart vor, daß ich ſterben muß, ſagte der Greis, denn du hatteſt mich vergeſſen laſſen, daß ich ſo alt war; du haſt mich ſo ſüß und ſanft ans Grab geleitet. — Aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen; wenn du es mir davon nähmeſt — Ja, liebe Tochter; auch hinunter in die Grube könnteſt du mich ſanft geleiten!

Lieber Vater! rief Henriette, ich weiß ſchon, was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Anſprüche auf mich gemacht; und eben ſo wenig habe ich den entfernteſten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müſſen ſich erinnern, daß ich Ihnen das ſchon mehrmals bekräftiget habe. Ich wiederhole es, und ſchwöre Ihnen bey allem was heilig iſt, daß ich die lautere Wahrheit ſage. Wozu denn

ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne Noth, ſich ſo gehäſſig gegen einen Mann beweiſen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbeſonnener Weiſe zugefügt hat — vorſetzlich beleidigte er Sie nie — lange genug beſtraft haben? O, beſänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemar; thun Sie es, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe!

Beſte Tochter, antwortete der Alte, ſey verſichert, ich denke nicht daran, daß mir durch Woldemar je eine Minute unangenehm geworden iſt. Wollte Gott, er hätte mich aufs äuſſerſte gekränkt, und wäre nur ein anderer Menſch! Du ſollteſt ſehen, daß ich kein ſo unverſöhnlicher Mann bin. Und weſſen Herz iſt nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Bloß um dich iſt es mir zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das du ihm gewähren könnteſt. Aber ſieh! ich habe genau auf dieſen Menſchen Acht gegeben; bin ihm um deinetwillen, da ich ſah, daß du dich immer ſtärker an ihn hängteſt, auf allen ſeinen Wegen nachgegangen; habe mich auf das ſorgfältigſte überall nach ihm erkundigt; und bin je mehr und mehr überzeugt

worden, daß er ein Menſch von durch und durch verkehrtem Sinn, ohne Geſetz und Gott, ein wahrer Freygeiſt iſt. Dabey hitzig, ausſchweifend, unbeſonnen. . . Kurz, ich weiß kein Unglück, das du nicht mit ihm zu befahren hätteſt; du wäreſt verloren für dieſe Welt, und wahrſcheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach dieſe Unterredung. Hornich errieth aus ihren Mienen, daß es um ihn geſchehen wäre, und er drang in ſie, um ſo genau wie möglich zu erfahren, welche Friſt ihm noch bliebe. Aus ihren Antworten ließ ſich abnehmen, daß er es höchſtens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen würde. Henriette, die einen ſo plötzlichen Wechſel nicht vermuthete, gerieth in die äuſſerſte Beſtürzung. Der Alte ſchien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen ſeiner Tochter ängſtigte. Er eilte die Aerzte von ſich wegzuſchaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erſchrak über die Nachricht. „Das gute Blut! ſagte er. Ach! dawider

kann ich nichts; es iſt zu ſpät — doch vielleicht wird es noch rückgängig. Bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen. Da du aber anderer Meynung biſt, ſo ſehe ich nun gar nicht mehr, was dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angſt von mir abzuwälzen, die mir bitterer als der Tod iſt.“ —

Henriette weinte heftig. Sie ſtürzte neben ſeinem Bette auf die Kniee, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit ſo viel Stärke, auf eine ſo zärtliche und rührende Weiſe vor, daß der alte Vater äuſſerſt davon bewegt — aber nicht überwältigt wurde. Dieſer Kampf vermehrte die Unruhe ſeines Gemüths bis zum Tumult; unverſehens ſah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken ſo fürchterlich zunahm, daß Henriette laut um Hülfe ſchrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus mit ihm. Henriette glaubte zu vergehen, ſo unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzt zu haben. Er kam wieder zu ſich. Unterdeſſen waren zwey der nächſten Anverwandten, und mit Alkam, der um ſeinen ſterbenden Freund ſehr

geſchäftig war, der Beichtvater gekommen. Dieſer, ein guter rechtſchaffener Mann, wußte um Hornichs Bekümmerniß, und hatte ſich viele Mühe gegeben, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Jetzt ſuchte er, mit der größten Sanftmuth, Henriette zum Nachgeben zu bewegen. Alkam redete nach ihm, und vertilgte die Eindrücke des frommen ehrwürdigen Mannes durch ſeinen hämiſchen Eifer. Henriette konnte den Haderer, der, voll Haß gegen Woldemar, ihr die kränkendſten Dinge ſagte, nicht länger anhören. Sie floh zu ihren Schweſtern.

Dieſe ſetzten ihr mit Bitten und mit Thränen zu. Dorenburg mit Bitten und mit Gründen. Er meynte: Woldemar ſelbſt würde es ihr nicht gut heißen, — es wäre wider ſeine Grundſätze — wenn ſie einer eingebildeten Pflicht, einer bloßen Grille wegen, wirklich übel thäte, und mit ihrem Gewiſſen ſich entzweyte. — Das paßt hier nicht, antwortete Henriette — Ach, Dorenburg! Was man ſo ſpricht — das iſt nur geſprochen; wo es gelten ſoll, findet man die Sache anders — O, da iſt ſie oft ſo ganz anders!

Luiſe gab leiſe den Rath, man ſollte heimlich ei-

nen Boten zu Woldemar ſchicken, damit er in die Stadt käme. Dieſer Gedanke gefiel Biderthalen. Aber Henriette, welche aus dem Hin- und Herflüſtern Verdacht ſchöpfte, und hinter den Anſchlag kam, äuſſerte ſich mit Unwillen darüber. — „Ihr verſteht meinen Eigenſinn nicht, ſagte ſie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es ſehr verkehrt wäre, ihr die mindeſte Wichtigkeit zu geben . . .“

Biderthal entfernte ſich.

Sie unterlag endlich. Der kommende Tod, den ſie immer näher und näher ſich an ihren Vater lagern ſah; ſein fürchterlicher Arm ſchon zwiſchen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureißen — das erſchreckte ihren Geiſt bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angſtvolle Blick, den der Sterbende auf ſie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte, wie Blitz in der Nacht, der Gedanke ihr durch die Seele: Wenn er noch zu retten wäre? Könnte, wie ſo mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn dieſe Blicke um Leben fleheten? — um Leben — bey ſeiner Tochter! — daß ſie

ihm die Hand böte umzukehren: — und ſie weigerte die Hand — und ſie ließe ihn hinabſinken! . . . Sie fiel in Ohnmacht über dieſe Vorſtellungen: und da ſie wieder zu ſich kam, ſtammelte ſie bebend, blaß und blind: — — ich will es thun!

Die Sache wurde ſchnell ins Werk gerichtet, und der befriedigte Vater verſchied ungefähr vier und zwanzig Stunden nachher gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun ſein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, um ſie zu bewegen, von allem Vorgegangenen Woldemarn doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, ſagte das betrübte Mädchen. Wie ſollte ich in aller Welt es angreifen, Woldemarn dieſe Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringſte. Was geſchehen iſt, ich fühl' es, iſt nicht gut . . . Gott! Nach ſo langem heftigen Widerſtreben — wenn ich unterliegen — mich doch zuletzt ergeben ſollte: Warum nicht lieber auf das erſte Wort? . .

O ich weiß — ich weiß nur zu wohl, daß ich ſchweigen muß! — Und mit einem ſchmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß du nicht entſchloſſener, daß du nicht ſtärker wareſt!“

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in ſeinem Hauſe zu bleiben; und ſchleunig wurde Anſtalt gemacht, daß ſie zu ihrer älteſten Schweſter, der Dorenburginn, ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, ſich hier ſo lange aufzuhalten, bis ihre Freundinn Mutter würde; dieſen Sommer durch aber bey ihr auf dem Lande zuzubringen.

Sie litt nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt verweilte, und von Allwina hatte ſie zum voraus ſehr ernſtlich begehrt, daß ſie gar nicht herein käme: — dagegen wollte ſie, ehe ſechs Wochen um wären, ſich in Pappelwieſen zu ihnen geſellen.

Nachricht von dort erhielt ſie unterdeſſen mit jeder Gelegenheit; oft an demſelben Tage mehr als einmal. Es waren nicht immer B r i e f e, ſondern mehrentheils — ich weiß keinen eigentlichen Namen dafür; und wozu brauchen wir Namen?

Hier ſind zwey dieſer Stücke; denen zu mehr als einem Ende hier ein Platz einzuräumen iſt.

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwiſchen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen- Finken- und Lerchengeſang daher wandelte; der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendſtille! Dünnes mit Lichtſtreifen durchſchoſſenes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieſer ſüßen Tagesdämmerung nun allmählich Dämmerung der Nacht — und tüſchender Schauer. Aus den Dörfern umher das Maygeläute, — nicht mit dem Wehen der Lüfte, — kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte — es ſchlich von ſelbſt an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zuſammen: und eben ſo an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein raſcher Lichtſtrahl, der mir die Gegenſtände aufdrängte; ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, ſchwebte im Meere der Allmacht ... Und eben ſo ſanft und leiſe, wie der Alliebende, wie ſein Frühling um mich her — eben ſo leiſe, ſanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige: nicht damit ich umblickte; — auch blickte ich nicht um: — aber vor mir hin auf dem ſchönen Pfade lächelte

ich mit verdoppeltem Entzücken die ganze Schö-pfung an."

Den 20ſten May.

„Wir hatten am Abend dieſes etwas ſchwülen Tages am Waſſerfall geſeſſen, und den ſchönſten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Fluſſes her, und blieben ſtehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil ſeiner Krümmung überſchauet. Ein bezaubern-der Anblick: wie die ſchlanken flammenden Pappeln ſich in ihm ſpiegelten. Es ſchien, als hätten ſie zur Luſt ſich untergetaucht, und es durchführe ſie das ſüße Schrecken der angenehmſten Empfindung. Wun-derbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blät-tern. Uns wurde als ſchwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwiſchen den Aeſten liſpelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur ſich ergötzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel ſchwamm zu unſern Füßen. Es hatte der Unermeßliche ſich in niederes Gebüſch zu uns gelagert.

Waſſer der Himmel — in Waſſern der Erde!

. . . Leben — in Leben hinübergeſtrahlt! — . . . Kraft — mit Kraft ſich begattend! . . .

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geiſt. Meine Seele wähnte, dem Unbegreiflichen ſich zu nähern. Sie, die einſt nicht Einer Vorſtellung ſich bewußt war, nun ſo voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daſeyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!"

Dergleichen Aufſätze floſſen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht beſtimmt, von jemand außer ihm geſehen zu werden. Er nannte ſie die Schatten ſeiner abgeſchiedenen Stunden, in dem nemlichen Sinne, wie man auch die Seelen pflegt Schatten zu nennen.

Die Vermählung wurde nicht lange verſchoben; aber man hielt ſie, aus Familienurſachen, geheim. Erſt im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen ſeyn würde, ſollte ſie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand ſich wie in eine neue und beſſere Welt verſetzt. Es war ganz über ſeine Erwartung, was er Allwina in ſeinen Armen werden ſah, und er konnte es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf

dieſe Weiſe Theil an ihm genommen, ſo wunder lieb und lauter, ſo aus ganzer Herzensfülle, bis zur blindeſten Parteylichkeit, und doch ohne Leidenſchaft. Es ſchien ihr ausgemacht, ſeitdem Woldemar ihr Mann ſey, habe ſie weniger Recht an ihn als zuvor; ſie hatte ſich ihm völlig hingegeben, alle ihre Anſprüche mit, auch die an ihn ſelbſt. Seiner Liebe zu ihr freute ſie ſich; aber in der That mehr, weil ſie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß ſie dabey an ſich gedacht hätte: nur ſein Wohl war ihre Sorge, ihr Wunſch; und wie das alles in ihr beſtand und aus ihr hervorging — man mußte glauben, ſie wäre durch eine unmittelbare Einwirkung des Himmels dazu begeiſtert worden. — Ich wiederhole, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das ſchwellte ſein Herz nur deſto höher von Wonne; es ſtand unter einer Fluth ſüßer, nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hob ihn empor und trug ihn zurück — ſanft hinauf den Strom bis zu den Quellen ſeines Lebens. Von allem erwachte wieder in ſeiner Seele die Erſte friſchblühende Empfindung. Der Frühling ſeines Daſeyns wurde ihm wiedergegeben, — eine zweyte

Jugend, voller und kräftiger als die Erſte, — Unſchuld, Zuverſicht und Paradies.

Henriette, welche um die verſprochene Zeit angekommen war, und zu Pappelwieſen für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte, ſah das alles, und konnte faſt die Wonne nicht tragen, die ſie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke ſüß, daß ſie die Glückſeligkeit ihrer Freunde, großen Theils, als ihr Werk anzuſehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieſer Gedanke ſie manchmal beklommen: er erlaubte ihr nicht, ihren Jubel auszulaſſen. Wenn nur ein Mittel wäre, wünſchte ſie tauſendmal, Woldemars und Allwinas Dankbarkeit gegen ſie aufzuheben; beyde zu der Erkenntniß zu bringen, daß ihr Verdienſt um ſie nur dem Anſchein nach ſo groß; aber im Grunde — ſo gar nichts ſey — „Denn," ſagte ſie, „was habe ich aufgeopfert? War wohl ein widerſprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünſche befriedigt — alle meine Wünſche? . . — Das habe ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer

Seele liebte — gethan, was ich nicht laſſen konnte: — Und dafür — Dank? . . . .

Aber auch die Art Verſchloſſenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henrietten neue Seligkeit bereiten; leiſe, aber tief und beſtändig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina fand oft die Liebenswürdige, ſitzend oder wandelnd in ihrer Demuth, mit eingekehrtem Blick; — ſchlich dann geſchwind ſich hin an ihren Hals — liſpelte alle Namen des Himmels in ihren Buſen — drückte mit geſchloſſenem Auge die Freundinn ſanft an ſich, und verſchwand. — Woldemar aber konnte nicht immer ſein Herz übermannen; gemeinſchaftlich mit Allwina zwang er Henriette, daß ſie ſich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preiſe — — „Ja," rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank ſey dem Höchſten, ich habe euch glücklich gemacht; ewig, ſollt ihr mir danken: und ich gelob' ihn, ich weih' ihn dem Himmel, allen dieſen Dank!"

Woldemar kam ſelten, nur wenn es die äußerſte Noth ſeiner Geſchäfte wegen erforderte, in die Stadt. Den ganzen Auguſt und noch einen Theil des folgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande,

und ohne allen Beſuch: denn Biderthal hatte ſeine Frau ins Bad begleitet; Dorenburg konnte wegen Biderthals Abweſenheit nicht wohl aus der Stelle; und ſeine übrigen Freunde oder Bekannten waren zerſtreut. Von den Briefen die er während dieſer Zeit an ſeinen Bruder ſchrieb, wollen wir nur Einen, aber dieſen auch ſeiner ganzen Länge nach, mittheilen, wie er vor uns da liegt.

Woldemar an Biderthal.

Pappelwieſen, den 23ſten Auguſt.

Liebſter Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beynah drey Wochen Dich ohne Briefe von mir laſſen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich worauf ſehr deutlich zu leſen iſt — Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche ſogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweyen, mit dreyen — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr wie ich es ehmals an-

fing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir biſt, ſo lange Briefe ſchreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten ſchuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde zornig. Mir däucht, es müßte mein Feind ſeyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen auf den Grad herunter zu bringen, in welchem ſie ſich ſchreiben laſſen. Die edle unwiederbringliche Zeit auf dieſe Weiſe zu verlieren! Ich ſoll aufhören zu leben, damit ein andrer zu leſen habe! Im ganzen Ernſt, wenn ich mir einen ſo theuren Freund gedenke, der das will, und mit zärtlich verdrießlichem Geſicht daſitzt, und zwiſchen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will — Ich kann hämiſch gegen ihn werden, vom Stuhl aufſpringen und ihn nicht mehr anſehn.

Freylich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich ſträflich bin; wo ich gegen mein Gewiſſen nicht aufkommen kann: — Und das iſt eben mein Unglück!

Aber nun, was ſoll dieß alles hier? — Viel-

leicht eine Entſchuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal ſo tief im Unrecht ſitzt, dann rede ſich einer heraus!

. . . Lieber, ich habe eben Deine zwey letzten Briefe zur Hand genommen und ſie wieder durchgeleſen. Mir wurde doch ganz bange ums Herz dabey, und ich dankte Gott, daß wenigſtens Allwina und Henriette an Deine Frau geſchrieben hatten, und letzte eine ziemlich lange Epiſtel auch an Dich. — Du kennſt mich; Du fühlſt meine Lage: alſo verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; danken ſollſt Du dem Himmel, der mich ſo glücklich machte, daß ich Dirs nicht ſagen konnte, und Dich verſäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fodern: und dieſes Zutrauen — Lieber! iſt es nicht mehr werth, als tauſend Briefe, und ſagt es nicht alles?

Seit geſtern bin ich hier ganz allein. Die beyden Tanten mit Allwina und Henriette ſind nach Schellenbrug, kommen aber dieſen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf dieſe kurze Zeit in Einſamkeit verſetzt zu werden; ich habe köſtliche Stunden zugebracht. Noch war

ich nicht Einmal zu einem ſolchen alleinigen, ganz ſtillen Anſchauen meiner Glückſeligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach geſehnt; aber mir geſchah unausſprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir einigermaßen nur bedeuten, wie mir war, und wie mir iſt!

Sobald meine Reiſenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein ſtarker Wind. Man hörte ſein Anfallen an das dichte Gebüſch, wie er die Aeſte bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum ſanfteſten Lüftchen wurde — und zwiſchen den jungen Eſchen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haſeln in vieltönigem Geliſpel ſich verlor; — dann wieder majeſtätiſch rauſchte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeſte! — Unter und über das

luftige Laub=Meer! — Ergriffen von ſeinen Wogen ſchwamm mein Auge hinweg in die ſchöne Fluth, und ließ ſich von ihr verſchlingen. — — Leiſe rieſelte unterdeſſen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; — und die Fiſche hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatſchen. — — Der mächtige Stamm, an den ich geſtützt war, ſchwankte, faſt unmerklich, hin und her — bald ſtärker bald ſchwächer; wiegte meinen Rücken und bewegte ſanft ſchauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele ſo in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Weſen! — Ewigkeit, mein fliehendes Daſeyn!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denſelben Zuſtand. Alles entzückte mich ſo wie es war. Ich freute mich ohne Ausſicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugſamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag ſich gelegt, es war etwas ſchwül geworden, und gegen Abend regte ſich

kein Blatt. Ich ging umher, und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob ſie in die Höhe ſchienen, und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Eſſen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte, und die Nacht wollte kommen ſehen. Ich war bald fertig; ſaß ſtille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie du vielleicht eben jetzt auch an mich dächteſt; — Deine Geſpräche mit Luiſe; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bey den Eichen, ſah ich ihn unverſehens in die Caſtanienbäume ſcheinen. Er zog heran — wie mit ſpäter Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; — lächelte zwiſchen dem dunkeln Laube; glich einem Freunde, der ſich zur Ueberraſchung herbeyſchleicht, bebend von den Schlägen ſeines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufſchauen, als wäre es ſo in der That, und ich fürchtete, ihm die Freude zu verderben. Da kam er end=

lich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelsluſt!

Ich ging, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtſtille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unausſprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich ſchien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Geſang der Grillen, das Rieſeln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fiſches. — Hell und immer heller wurde das Waſſer — und ich ſchwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöſt, und an mich ziehend aus dem feinſten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biderthal — wie iſt mir ſo anders! — — Du weißt, ſchon als Kind hatte ich die ſüße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiſte in Schönheit entgegen kam; — war in beſtändigem Ringen; und ſo voll Luſt und Muth — und ſo voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens ſo froh — Ach! und ſo müde! — — Ich erfuhr,

daß ich Etwas im Buſen trug, welches mich von allen Dingen ſchied, von mir ſelbſt mich ſchied, weil es zu heftig mit allen Dingen ſich zu vereinigen ſtrebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles ſo liebte; aber was mein Herz ſo liebend machte, ſo thöricht, ſo warm und ſo gut — das fand ich in Keinem . . . — Von den meiſten dachte ich deswegen nicht ſchlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur deſto beſſer; aber ich glaubte zu ſehen, daß überhaupt die Menſchen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menſchen im Menſchen. — — Ich wurde duldſam und ſtille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einſamen Wehmuth! — Jede Luſt machte mich betrübt, weil ſie nur Staub war vom Winde aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtſtrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigſtens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltiger mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angeſichte gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem

Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde ſeiner Göttinn . . .

Lieber, wie iſt mir ſo anders!

Mein Herz, das einer Bruſt glich, worin der Lebensſaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefreſſen hat — Es iſt geneſen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Jeder Sonnenſtrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen ſehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: ſo wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Othem iſt in den Erdenklos gedrungen; er iſt Menſch geworden! — Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geſchlungen an meine Bruſt, und erwiedernd meine Küſſe!

O, Lieber — wie iſt mir ſo anders! . . . .

Und wie das begann? . . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den

Weg zeigte? — Du warſt es! Du, den ich zuerſt, den ich am längſten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an dieſen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umſtand meinem Gedächtniſſe zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten . . .

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorſorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir, noch mehr als ich gehofft hatte. Du wareſt mir um vieles näher; — verſtandeſt mich in tauſend neuen Dingen; — hatteſt ein Weib lieb gewonnen, und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingſt nicht mehr an dieſem und jenem, womit ich nichts zu ſchaffen haben konnte; — von allen Seiten erſchienſt Du mir liebenswürdiger und beſſer. — Dein Gewerbe, Deine Wirthſchaft mit Dorenburg; Euer ganzes Weſen — das mit andern Leuten, die Prunkgeſellſchaften und Gaſtmahle ausgenommen — ich ſage, Euer ganzes Weſen untereinander, gefiel mir zum Entzükken. In Dorenburg erhielt ich einen zweyten Bru-

der; und, was ich nie hatte, zwey Schweſtern in Euren trefflichen Frauen.

Du hatteſt mir Henriette zur Gattinn auserſehen. Aber das ſollte nicht ſeyn. Sie war beſtimmt, meinem Schickſal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmliſche Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundſchaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an dieſen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngeſpinnſt denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenſchaftlicher Anſtrengung die Menſchen beobachtet, mich ſelbſt zu erforſchen geſucht — hatte gefunden: daß wir ſammt und ſonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltſam von den Sorgen, Geſchäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her geriſſen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in dieſen Zeiten, zwey Menſchen ſo Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen laſſen.

Das andre Geſchlecht hatte ich flüchtiger ange-

ſehen, und war über ſeinen Character, der mir wenig Localfarben zu haben ſchien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bey dieſen zarteren Geſchöpfen ſich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenen zu einem gewiſſen Grad der Stärke — von dieſen zu einem gewiſſen Grade der Deutlichkeit ſich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen feſten eigenen Geſchmack gehabt hätte; nicht einmal was Geſtalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Weſen die ſchönſten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbſtverläugnung; holdſelige Luſt, nur andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbeſieglichen Zauber, der uns alle feſſelt. Ich ſagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen ſie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem edelſten Pudel. Das ſagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein ſehr ernſthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit ver-

miſcht; aber nicht ſowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menſchen.

Ich ſah Henriette. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geſchlecht zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich, und betrachtete das Mädchen aufmerkſamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir ſichtbar; ſichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte ſie nichts in mir von, ſogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenſchaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geſchlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede ſeyn: daß ſie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könnte ſich überwinden, Einen Gedanken zweymal zu denken; noch weniger, — im Handeln, auf Veranlaſſung, inne zu halten: alles ginge bey ihnen ſo in einem fort. Wenn ſie in ſchwierigen Fällen zur Ueberlegung ſchritten, ſo begnügten ſie ſich, den ſo oder anders geſponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedreh-

ten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haſpeln; ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln; ohne je ſich einfallen zu laſſen, ihn an dem einen oder andern Ende aus einander zu drehen und zu unterſuchen, ob ſie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten ſie mit ſtetem, ſcheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entſchloſſenen, Geduld fähig; wären, auſſer ſich und in ſich, ewig zerſtreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beſchaffen; ja, aus Urſachen, mit dieſem noch etwas ſchlechter, u. ſ. w. — — Henriette widerſprach nicht ſonderlich: ich möchte wohl nicht ſo Unrecht haben, ſagte ſie; ſie hätte über Denken und Empfinden nie ſehr tiefe Betrachtungen anſtellen können; überhaupt ſich wenig den Kopf zerbrochen, ſondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umſtänden gehandelt.

Unterdeſſen ſah ich häufig die Loſe mich an Einſicht weit übertreffen, ſo, daß ich dumm vor ihr

da ſtand; und nicht ſelten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beſchämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verſtande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewiſſen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuſchung ſey.

Nun aber ſtand mir das Gegentheil vor Augen; ich ſah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht; bis ich durch Henriette von ungefähr zu Aufſchlüſſen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und unterſuchten ſehr ſcharf an den verſchiedenen Kirſchbäumen, den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verſchiedner Meinung waren, da entſchied Allwina; und ſobald ſie den Ausſpruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr Eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durſt gelitten hätte,“ ſagte unverſehens Henriette, „und käme über dieſe Bäume!“ — Himmel! rief ich, und ſah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, ſagte ſie, und

gleich alles Angenehme, Liebliche, Köſtliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durſt, den Geſchmack dieſer Früchte, ihre lieblichen Eigenſchaften ſo wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes geweſen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geſchlungen.

Ich gab das zu.

Alſo, hub ſie an, wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben ſo wenig für den Heißhungrigen, als für den Ueberſatten; und der mäßig gereizte allein genöſſe ſie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht was ſie wollte, und geſtand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine verſuchen ſehen; da warteten Sie nicht eine Stunde des Durſtes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch ſcharfe Speiſen Ihre Zunge; ſondern Sie wollten mit friſchem Munde, in einem begierdenloſen Zuſtande ſie koſten. — Was meynen Sie, mein Freund, ſollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit

Sicherheit behaupten können: daß ein gewiſſer Mit-tel-Zuſtand, ein Zuſtand, worin die Kräfte des Menſchen wie in nüchternem Erwachen, frey und unbefangen ſind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, ſo auch zum reineren, beſſeren Genuß, die ſchicklichſte Faſſung ſey?

Ich merke, wir fangen ein platoniſches Geſpräch an, ſagte ich lachend; und da Sie den Sokrates vorſtellen, ſo warten Sie, daß ich meinen Bleyſtift nehme, um ihre Reden aufzuſchreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will ſehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing ſie an, und brachte, mittelſt eines kurzen Ueberganges, mein Syſtem von den Mängeln des weiblichen Characters auf die Bahn. Sie zeigte, daß allen meinen Vorwürfen, in ſo fern ſie nicht erdichtet und nicht übertrieben wären, nur Ein Hauptvorwurf zum Grunde läge: Mangel — an ſinnlicher Begierlichkeit! — Und ſie bewies, daß eben dieſes Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, ſchärfer, vollkommener wäre, als der männliche; die wahren Eigenſchaften der Dinge,

ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverläßiger unterſchiede; daß endlich, und eben dieſes Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede ſchöne Bewegung leichter hevorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtige Geſchäfte des Lebens in euren Händen ſind,“ fuhr ſie fort, „ſo habt ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung, — des ſorgfältigen Unterrichts zu geſchweigen, den ihr von Kindesbeinen an genießt: — Aber bey Gelegenheiten, wo euch dies alles verläßt; wo ihr euch mit uns in gleichem Fall befindet; wer von uns ſieht da richtiger und weiter, wer ahndet tiefer und ſchneller?...“

„Neben euren andern Sinnen habt ihr auch ein Herz, und ſeyd der edelſten Entſchlüſſe fähig. Ich will ſogar euch zugeben, wenn ihr wollt, euer Herz ſey größer als das unſrige. Was hilft es, wenn ſeine Stimme durch den Tumult eurer Begierden beſtändig unterdrückt wird? — Daß ihr irgendwo in alleiniger Rückſicht des Edeln und Schönen handeln ſolltet, und euren Leidenſchaften entgegen; daran iſt nicht zu denken: Leidenſchaft muß überall euch unterkrücken, — ſelbſt in der

Freundſchaft. Wo ihr nicht eifert, da ſeyd ihr kalt und todt!

„Hingegen ein Weib .... Aber das begreift ihr nicht, ſeht ihr nicht, — das läſtert ihr ſogar; — läſtert, weil ihr ſelbſt nur nach Luſt dürſtet; ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenſchaft euch an niemand hingeben, nur in ihrem heftigſten Rauſche euch ſelbſt außer Acht laſſen könnt; — läſtert, weil ihr lieber mögt gelüſtet, als geliebt ſeyn, lieber geprieſen, als hochgeſchätzt.“

Sie ſchwieg. — Ihr Auge ſenkte ſich — öffnete darauf ſich wieder: — — Es verklärte ſich ihre ganze Geſtalt. — Dann hub ſie an, in himmliſchen Tönen, die Wonne einer ſchönen Seele zu beſchreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Muſen hat ſo geſungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Weſen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieſer Stunde. — — Unſre Geiſter näherten ſich von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde

die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel geweſen; ein Gräuel wie Blutſchande. — Jener Selbſtbetrug, den wir platoniſche Liebe zu nennen belieben, konnte eben ſo wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben; und Henriette, die Erzwiderſacherinn aller Schwärmerey, hätte dieſe keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabenſten Sinne des Worts; Freunde, wie Perſonen von Einerley Geſchlecht es nie werden können; und Perſonen von verſchiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts; als ihr unter einander eine Heyrath zwiſchen uns, faſt unwiderruflich, beſchloſſen hattet. Die Eröffnung dieſes Anſchlags beſchleunigte meine Verbindung mit Allwina, die ſich längſt ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlaſſung, durch Henriette nun bald zur Wirklichkeit gekommen wäre. — Henriette war mir eben ſo wenig Mädchen als Mann; ſie war mir Henriette, die Eine Einzige Henriette: und es wäre geweſen, als hätte ich ſie verloren, als hätte ich ſie zu Grabe gebracht, wenn in Abſicht ih-

rer in meiner Vorſtellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müſſen, — in unſerem Seyn, in unſerem Thun und Weſen irgend eine Veränderung. — Nicht ſo Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Character; ganz geſchaffen zur Gattinn und zur Mutter; der Ausbund ihres Geſchlechts. — Ich nahm ſie mit Freuden; ſie mit Freuden mich: ich war, entſchieden, für ſie der einzige Mann; ſie, entſchieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgeſehen, auf keine Weiſe geahndet hatte, und doch ſo natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundſchaft zwiſchen Henriette und mir. Allwina, als ich um ſie warb, hatte hundertmal ihre Freundinn gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für dich ſeyn?" — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabey verlieren?" — Wir hatten beyde die Frage auf ſie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß ſie nachher weniger an ihrer Freundinn hangen würde? — „Ach Himmel! rief ſie dann, „was für ein Ge-

danke!" — Dennoch behielt ſie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Verſicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab; jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies; jede Liebkoſung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine ſorgliche Allwina; ſie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabey im Herzen geſchah; was aus uns allen dreyen in einem ſolchen Umgange werden mußte — kannſt Du Dir vorſtellen, und haſt es, zum Theil, geſehen. — Wir wurden je länger je vertrauter unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwey unverheyratheten Perſonen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geſchah bald: wir wurden Bruder und Schweſter — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich ſelbſt fühlte mich kaum vor Wonne; wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Weſen, und dabey meine Seele doch ſo ſtill, mein Geiſt ſo heiter! . . . — Die frohe, freye, volle Liebe war es; die

hatte dieß alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erſchüttert; und erweckt, an ſich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es ſchlummern mochte; hatte ſo erneuert, vervielfacht alle meine beſten Kräfte; unausſprechlich mein Daſeyn erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe ſeinen Lohn giebt, den ſie zu ſich erhöhet, den ſie vollendet!

Beſter, komm! — Auf einmal entſinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, preſſe Dich an mich, und mir iſt, als ſenkte ich mein Herz in Deinen Buſen.

Woldemar.

Biderthal an Woldemar.

Pyrmont, den 3. Sept.

Kaum, mein trauter Lieber, und nur mit genauer Noth, erhältſt Du auf Deinen köſtlichen, lieben langen Brief, einige flüchtige Zeilen von mir zur Antwort. Es läßt ſich auf einen ſolchen Brief hier nicht antworten. Die Zerſtreuung iſt zu groß,

zu mannichfaltig, zu allgegenwärtig; man kommt nicht zu ſich ſelbſt: und das ſoll man ja auch nicht, ſagen die Aerzte. Uebrigens geht es uns hier fortdauernd wohl, und ich kann Euch nicht allein, was wir Euch von unſerer Zufriedenheit mit dem hieſigen Aufenthalt gleich anfangs geſchrieben haben, beſtätigen; ſondern ich muß hinzuſetzen, daß dieſe Zufriedenheit ſeitdem noch zugenommen hat, und es uns immer beſſer hier gefällt. Aber Montag brechen wir auf; und nun der Tag beſtimmt iſt, wünſchten wir auch, es wäre ſchon der morgende. Mit jeder Stunde wird meine Sehnſucht größer — nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch mit einander, nach Stadt und Land wo Ihr ſeyd, nach eigenem Haus und Heerd.

Sey Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar! Das iſt mein Morgen- und Abendgebet; mein ſtündlicher Seufzer: Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar! — Ich bin feſt überzeugt, ſo liebend Dein Herz auch iſt, daß Dir nichts ſo beſtändig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegſt. Jetzt, da Dir ſo wohl iſt, jetzt iſt mir vor lauter Freuden angſt.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epiſtel; mein Ermeſſen ihrer Länge; wie ich ſie erſt allein, hernach mit meiner Luiſe las, — und alles was folgte; von dem miteinander — finde ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. — . . . Lieber! O, ſey doch immer glücklich! — — Ich danke Gott ſo von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es nicht genug thue . . . Ich weine; ich bin zaghaft wie ein Weib — Was iſt das? . .

Wären wir nur erſt ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich ſähe Dich einmal recht eingeniſtet auf dieſer Erde! Immer kamſt Du mir vor unter den Menſchen wie ein Fremdling — als könnteſt Du nicht bleiben.

Unter uns, das iſt wahr, haſt Du Dich ſehr gut gewöhnt; aber daß Du Dich ſo gut gewöhnteſt, haben wir das nicht größten Theils der Traumdeuterinn zu verdanken? —

Und hat ſie wirklich in Dir gedeutet, Deinen alten Traum; ihn erfüllt, ihn wahr gemacht, wie Du ſagteſt; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erregt? — Wende Dich nicht weg von mir, lieber Guter! es iſt nicht Läſterung, was

ich ſage; am wenigſten Läſterung gegen Henriette. Du hältſt nicht mehr von ihr, als ſie verdient; und es iſt nichts anders, als ihr wahrer wirklicher Eindruck, was Du für ſie empfindeſt: aber in Dein Verhältniß mit ihr bringſt Du eine Fantaſie, vor der mir bange wurde, ſobald ich ſie entdeckte. Ich hatte eigentliche Liebe unter Euch vermuthet, ſah Euch wie Verlobte an, und ſo lange war ich ruhig; ruhiger, als ich in Abſicht Deiner je in meinem Leben geweſen bin. — . . Armer Woldemar, ich kenne Dich ſo gut! und wenn ich Dich recht ins Auge faſſe, ſieh, ſo will mir das Herz zerſpringen vor Liebe und Wehmuth. Es iſt etwas in Dir, etwas — was Dich mit allem Gegenwärtigen bald entzweyen muß. Man kann nicht ſagen, daß Du Dich überſpannſt; aber wohl, daß Du überſpannt biſt. So wurdeſt Du geboren, und mußt darum auch alles außer Dir zu überſpannen ſuchen, damit es Dir natürlich ſcheine und zu Dir ſtimme; mußt Dein Weſen hauptſächlich in der Einbildung haben, und kannſt auf kein Zureden hören. So wird Dir in die Länge kein Menſch genügen; Du wirſt es keinem Menſchen

in die Långe aushalten — Woldemar! — Keinem!

Es iſt traurig, daß Dir nie wohl ſeyn kann, als im Irrthum. Wo Du auch am Wahren, am Wirklichen hångſt: Du machſt ſo lange, bis ein Hirngeſpinnſt daraus geworden iſt, und dann — zu Boden damit! — Ach, Dein letzter Brief hat mich an ſo vieles erinnert; dieß und jenes mir ſo klar aufgedeckt! . . Die volle Wonne, die er athmet; die hohe, allerhöchſte Himmelsfreude — Lieber! wenn Du das alles nur an einem Haare feſthielteſt — durchaus nur an einem Haare feſt halten wollteſt — Und das Haar zerriſſe — zerriſſe vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? — Lieber! . . . O, erbarme Dich Deines Biderthal!

Es iſt Zeit, daß ich abbreche. — Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich hoffe, daß ich es bin; und mir ahndet, daß ichs fühlen werde, ſobald ich Dich wieder ſehe. Was ich geſchrieben habe, wird Dir weiter das Herz nicht ſchwer machen. Und ſo lebe wohl. Gruß und Kuß an Allwina und Henriette! Auch von Luiſen. — Beſter,

Theureſter, lebe wohl! Lebe wohl und bleibe meiner Liebe eingedenk.

Dein Biderthal
heute wie geſtern und immerdar.

Zwey Tage nach dieſem Briefe kam Biderthal ſelbſt an. Sein Trübſinn verlor ſich in der Freude des Wiederſehens, im Anſchauen der vollen Zufriedenheit ſeines Bruders.

Woldemar mußte nun, der Pflichten ſeines Amts wegen, öfter in die Stadt. Er pflegte, wechſelsweiſe, dann bey Biderthal, dann bey Dorenburg abzutreten. Sie ſahen ihn nie, ohne daß ſich neue Ausſichten von Glückſeligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbräche.

Einſt traf es ſich, daß Woldemar unverſehens in die Stadt kam und niemand als Luiſe zu Hauſe fand. Er hatte eine Zeichnung mitgebracht, einen Entwurf zu einem Familien-Gemälde, worauf Henriette die hervorſtechende Figur war, und mit ihrem Vater den Mittelpunkt des Ganzen ausmachte. Es war eine Hauptliebhaberey von Woldemar, Por-

träte aus dem Gedanken zu machen, und ſie geriethen ihm ungemein. Dieſsmal hatte er alle ſeine Kunſt aufgeboten, den alten Hornich auf die vortheilhafteſte Weiſe darzuſtellen, und es in ſeiner ganzen Figur möglichſt auszudrücken, wie ihn Henriette in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht allein glücklich, ſondern auch gefällig, gut und liebenswürdig gemacht hatte. Luiſe war außer ſich vor Freude über dieſe Zeichnung, und wurde nicht müde eine Figur nach der andern durchzugehen, und die ſchöne gefühlvolle Zuſammenordnung des Ganzen zu bewundern. Woldemar gab ihr das Blatt bis zu ſeiner Abreiſe in Verwahrung, damit ſie nach Herzensluſt ſich daran ergötzen und müde ſehen könnte. Er wollte nur bis zum dritten Tage bleiben.

Den zweyten, Abends nach Tiſche, foderte er das Blatt zurück, und es wurde bey dieſer Gelegenheit noch einmal vorgenommen, durchgeſehen, unterſucht, darüber geſprochen. Den mehrſten Stoff gaben die zwey Hauptfiguren. Luiſe kam, voll Rührung, immer wieder auf dieſe zurück.

Unglücklicher Weiſe begegnete es ihr, in ihrem Entzücken die Worte auszuſtoßen: — „Sie können

das nicht ſo fühlen, wie ich! — Sie wiſſen nicht alles!" —

Sobald ihr die Worte aus dem Munde waren, erſchrak ſie, und wurde glühend roth. Dieß machte Woldemars Aufmerkſamkeit rege. Er fragte; und nun verwandelte ſich die Röthe der armen Luiſe in Bläſſe. Je ängſtlicher ſie ſich weigerte mehr zu ſagen, deſto dringender wurde Woldemar. Endlich drohte er, daß er durch Henriette das Geheimniß ſchon heraus bringen wollte; er hätte Faden genug. So kam es dahin, daß die arme Luiſe, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit, zuletzt nachgab, und ihm alles offenbarte.

Während dem Anhören nahm ſich Woldemar ſo gut zuſammen, und hielt ſich auch nachher ſo feſt, daß Luiſe gar nicht ahndete, was für einen Stachel ſie ihm ins Herz geſenkt hatte.

Er brachte die Nacht im Seſſel zu. Ehe er ſichs verſah, hatten ſeine Gedanken ſich ſo gehäuft, ſich ſo vielfältig durch einander geſchlungen, daß er wie erſtarrt davon war. Seine Henriette weniger hochſchätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er jetzt erfahren hatte, nicht; er mußte eher ſie

bewundern, ihr Dank wiſſen. Und doch fühlte er, daß er unzufrieden mit ihr war.

Unzufrieden mit Henriette? — Er erſchrak vor dieſer Vorſtellung. — Und warum unzufrieden? — Durfte er wohl jemand es bekennen? — Konnte er es nur ſich ſelbſt erklären?

„Es iſt die erſte Befremdung, ſagte er zu ſich; morgen werde ich ruhig ſeyn“ — und wollte aufſtehen, und ſich zu Bette legen. Aber ſchnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt.

„Mir entſagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geſchwiſter vermochten ſie dahin zu bringen! — Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar! — O, ich bin ihr nicht was ich dachte! — Henriette iſt nicht. . . . Er fuhr in die Höhe — wieder zurück — wußte ſich nicht zu laſſen.

Der Morgen graute ſchon, da legte er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn gewaltig, es kam Schwindel dazu; ſo ſchlummerte er endlich ein. Um neun Uhr ſtand er auf, ſehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luiſen gänzlich die

Urſache ſeiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er ſchalt ſich ernſtlich über ſeine ausſchweifende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehäſſige Namen. Viel lieber wollte er ſich der verkehrteſten Eigenliebe, als ſeine Henriette einer Sünde gegen die Freundſchaft ſchuldig finden. Es gelang ihm endlich, die Gefühle ſeiner erſten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste feſt entſchloſſen nach Pappelwieſen zurück, ſich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu ſchlagen. Bey ſeiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in ſeinen Zügen wahr. Er ſchob es auf eine Unpäßlichkeit, die ihn in der Nacht überfallen hätte; doch geſtand er zuletzt: einer von ſeinen böſen Geiſtern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Noch keinmal war ihm die Freude, ſeine Allwina, ſeine Henriette wieder zu ſehen, ſo warm durch Herz und Adern gelaufen; es kam ihm vor, als nähme er zum erſtenmal wahr, daß er ſo ſehr geliebt ſey. Tief in ſein Innerſtes drang Henriettens ſanftes Forſchen mit Blicken und Liebkoſungen: — Ob etwas ſeine Glückſeligkeit ſtörte? — ob ſie

es nicht von ihm nehmen könnte? — für ihr Glück, für ih Leben? — Woldemar ertrug es kaum. Der Zuſtand, worin er ſich zu B** befunden hatte, ſchien ihm jetzt zu Pappelwieſen ſo thöricht, ja ſo raſend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wäre es nicht um Luiſe geweſen, er hätte alles entdeckt. — Er warf ſich ſeiner Freundinn in die Arme: — „Engel, rief er, mit beklommener Stimme, — wie du mich liebſt! — Ich verdiene es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen.“ ... —

Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weiſe der Gedanke an Henriettens Gelübde — an das Geheimniß zwiſchen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur ſichtbaren Unbehaglichkeit beſchwerlich wurde.

Sie verließen erſt im November das Land. Von Allwinens Verheyrathung war zu B** nichts ruchtbar geworden. Die Frage war dort ſchon lange geweſen, lange vor Hornichs Tode: Welche von beyden — Allwina oder Henriette, Woldemars Gattin würde? Aber nach vielem emſigen Gewäſche war nun ſeit kurzem ſo gut als ausge-

macht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut ſey; und ſo konnten die guten Leute bis dahin andere Dinge ſich angelegen ſeyn laſſen.

Sie geriethen außer ſich vor Beſtürzung, die guten Leute, da ſie jetzt ſo ganz unverſehens mit der Nachricht überraſcht wurden: Allwina wäre — nicht erſt die Braut — ſie wäre ſeit ſechs Monaten ſchon mit Woldemar vermählt!

Unmöglich konnte das mit rechten Dingen zugegangen ſeyn! — Es mußte etwas dahinter ſtecken! Und nun hatten ſie keine Ruhe, bis ſie das Wahrſcheinlichſte nach ihren Begriffen herausgebracht hatten.

Man kann ſich die Vermuthungen, die zum Vorſchein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgſten wurde Henriette mißhandelt; nicht, daß man ihr vorzüglich gram geweſen wäre, ſondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weiteſten aus dem Wege lag. Selten haben Verläumdungen, auch die ſchlimmſten, eine andre Quelle: es iſt nur, daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verſtandes

urtheilen; daß ſie ihre eigentliche Meynung entdekken, nach beſtem Gewiſſen.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligſtes in den Koth treten zu ſehen. Ihre Freundſchaft mit Woldemar wurde auf die ſchnödeſte Weiſe geläſtert; ihre Unſchuld mit Schmach angethan.

Ich habe ſie geſammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte, daß Eine der meinigen ſich dazu miſchen möchte! — Sollte ich ſie ausgießen vor der Menge? — Dieſe Menge mit keuſcher jungfräulicher Thräne — mit der Weihe der Unſchuld beſprengen?

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht ſeyn. Henriette blieb dieſelbe in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grade vermochte ſie ihre Einbildung nicht zu beherrſchen — und ſie wäre lange nicht ein ſo treffliches Geſchöpf geweſen, wenn ſie es gekonnt hätte — daß ihr dabey nicht ſehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeſchwebt, und ihr einen Schauder durchs Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz wurde dadurch vergrößert, und unvermerkt ſchlich

ſich einiger Unwille gegen ſie ſelbſt, und ihm nach, einige Bitterkeit gegen die Menſchen in ihr Herz, das bis dahin den reinſten Frieden genoſſen hatte.

Woldemar hatte von allen den Verläumdungen, welche zu B** herumgeflüſtert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu ſehr geliebt, und von den Andern zu ſehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieſer Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß ſein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, ſich um ihretwillen zu bequemen, oder Wege der Klugheit einzuſchlagen, ſchien ihm unerträglich; in allen ſolchen Fällen war ſeine ganze Seele lauter Trotz.

Was ſich mit Henriette zutrug, entging eine Zeitlang ſeiner Beobachtung. Ihm war ſo wohl in ſeiner neuen Lage, und dieſe Lage führte in den erſten Monaten ſo viele unvermeidliche, im Ganzen ſüße, Zerſtreuungen mit ſich, daß er davon in eine Art von angenehmer Betäubung gerieth, die ihn unfähig machte, widrige Eindrücke anzunehmen. Allwina beſaß im höchſten Grade jene Eigenſchaften, wodurch eine Frau ihr Haus zu einem Himmel

macht. Sie gönnte unſerem Philoſophen ſeine vornehmen Künſte; wollte von ihrer Seite aber es nie darauf ankommen laſſen. Sie meynte, wenn es eine ſo ſchöne Sache ums entbehrlich machen wäre, ſo ließe ſich nichts rühmlicheres denken, als wenn ſie Woldemarn am Ende ſogar auch ſeine Philoſophie entbehrlich machte. Zu gutem Glücke hatte ſie an ihm den Mann, der wenigſtens eben ſo gut zu genießen, als dem Genuß zu entſagen wußte, und ſo gelang es ihr wirklich, daß ſeine Philoſophie allmählich nur in den Hinterhalt zu ſtehen kam. Wir haben gehört, warum er die äußerlichen Verſchönerungen und Bequemlichkeiten des Lebens gern bey Seite ließ: weil er nämlich die damit verknüpften Bemühungen haßte; weil ihm eine Unterbrechung des Genuſſes unangenehmer als eine gänzliche Beraubung desſelben war; weil er an Disharmonie, Flick- und Stückwerk einen gewaltigen Eckel hatte; und weil ihn Sorge, Anſtrengung und Verlegenheit um geringfügige Dinge in die peinlichſte Ungeduld verſetzten. Dieß alles fiel jetzt weg durch Allwinens und Henriettens vereinigte Klugheit, Behendigkeit und zärtliche Liſt. Was ihm von jenen Annehmlich-

keiten dargeboten wurde, war immer wie ein Zauberwerk vor ihm entſtanden, umgeben von Fröhlichkeit und Scherz, von Luſt und Liebe. Es konnte nicht fehlen, er mußte mit ins Spiel gezogen werden.

Eine gewiſſe Befreundung mit Dingen dieſer Erde, iſt ſüßer als die Weiſen denken. Wir können ja doch nicht von dieſer Erde weg, ſo lange wir unſere Schwere behalten, und würden übel dran ſeyn, wenn ſie uns nicht mehr tragen wollte.

Und wer von uns erinnert ſich nicht froh an jene Zeiten, wo wir, vor lauter Luſt, nicht weiter ſahen, und eine jede vergängliche Gabe wie mit unvergänglicher Liebe an uns riſſen; nach Tagen, nach Augenblicken ſtrebten, als ob es Ewigkeiten wären; vollkommene Glückſeligkeit leibhaftig vor uns ſahen, und zwiſchen ihr und uns nur Raum, nur Zeit, nur weichende Hinderniſſe; — Ach! und immer nur der Menſchen Thorheit bejammerten, die Menſchheit ſelbſt aber nie? . . . Es war nicht ganz leerer Dunſt, was uns ſo ſelig machen konnte. Und wohl dem, der es wieder findet, „den Frühling ſeines Daſeyns, eine zweyte Jugend, Un-

ſchuld, Zuverſicht und Paradies!" Klüger als ehmals, wird er nicht mehr nach jeder Freude taumelnd haſchen, ſondern die gewählte ſanft an ſeinen Buſen ziehen, und an ſich herzen, damit ſie nicht früher entfliehe; inniger, auch darum, weil ſie vergänglich iſt.

Dieſe ſtille beſonnene Wolluſt war um ſo mehr in Woldemars Geſchmack, weil er dabey glauben konnte, wie Xenokrates, eine Lais zu beſitzen, ohne von ihr beſeſſen zu werden. Sein Zuſtand däuchte ihn mehr ein Zuſtand der Beſchauung, als des Genuſſes zu ſeyn, und er freute ſich, ſein Herz für alles Schöne ſo reizbar und der Luſt ſo offen zu fühlen, ohne daß die Freyheit ſeines Geiſtes davon angefochten würde. Alles vereinigte ſich, ihn die Ergötzlichkeiten der Sinne und der Einbildung, in einem ungewohnten Glanz von Unſchuld und Reinheit erblicken zu laſſen. Er entblößte ihnen ſeine Bruſt; verſuchte ſich an ihnen, und genoß ſie doppelt, indem er ſie in immerwährendem Siege zu genießen glaubte.

Endlich wurde er denn doch auf Henriette aufmerkſam, als ſey etwas verändertes an ihr wahrzu-

nehmen, beſonders in ihrem Betragen gegen ihn. Lange ſuchte er, es ſich auf alle Weiſe auszureden. Er war ſeit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luiſe gemacht hatte, äußerſt ſchüchtern, und gegen ſich ſelbſt mißtrauiſcher geworden. Aber eben dieſes mußte ſeine Aufmerkſamkeit, da ſie nun doch einmal wieder gereizt war, und fortdauernd gereizt wurde, nur in deſto ſtärkeren Trieb ſetzen. Selbſt indem er darauf bedacht war, ſie abzulenken, ſtellte er, wider ſeinen Willen, Beobachtungen an; und ſo gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er ſeine Freundinn, bald hie, bald da, auf die Probe ſtellte.

Seine erſten Verſuche mit Henriette fielen zweydeutig aus. Er machte neue und ließ ſie ſchneller auf einander folgen. Endlich erhielt er Reſultate, welche ſeine Bemerkungen zu beſtätigen ſchienen — das wollte er nicht! Falſch ſollten ſie befunden werden, durchaus falſch! Sie mußten es — o, ſie mußten, ſie mußten!

Der Unglückliche ſtand am Abgrunde des Verderbens, und durfte nicht einmal fürchten.

„Keine Sorge! rief er ſchwindelnd aus, keine Sorge! Bey allem was heilig iſt, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor! — und es wird offenbar werden!“

So drang er immer weiter voran; ging unabläßig hin und her in dem Nebel, der zwiſchen ihm und ſeiner Freundinn aufgeſtiegen war — ob er nicht verſchwände?

Zuweilen, nahe bey, ſchien er weg zu ſeyn; einige Schritte davon, ach, da war er wieder! — Dann ſchwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles vergeblich; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verſchaffte.

Schon vorher, nämlich ſeitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von ſeiner Seite, mehr Ungleichheit in ſeinen Umgang mit ihr gekommen. Alle ſeine Empfindungen für ſie waren bey dieſem Vorfall auſſerordentlich erregt, und in eine Art von Gährung geſetzt worden; und wie einer, dem ein theures Geſchöpf, das ſeine ganze

Wohlfahrt trägt und bindet, in Gefahr ſchwebt, fühlte er jetzt doppelt ihren Werth und alle ſeine Liebe zu ihr. Da ergriff er ſie denn manchmal und ſchlang ſie feſt und feſter in ſeine bebenden Arme. — „Du bleibſt mir doch, Henriette? ſagte er zu ihr — ich verliere dich nie? — nicht wahr, ich verliere dich nie? — Tauſendmal eher den Tod — als dich miſſen! — O, du weißt nicht, wie an dir mir alles gelegen iſt, alles gelegen ſeyn muß, und was das für eine Liebe iſt, mit der ich dich liebe!"

Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Urſache, als ſeiner gegenwärtigen Lage zuzuſchreiben, welche alle Saiten ſeines Weſens geſtimmt zu haben ſchien, von jeder Empfindung den höchſten Ton in vollem Klange anzugeben.

Aber nun, ganz neuerlich, hatte ſie angefangen etwas bedenklich zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumal bey dem Gemüthszuſtande, worin wir ſie erblickt haben. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit deſſelben vermehren, und da ſie je länger je auffallender wurden, nach und

nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geſchah. Bisher hatte ſie ihrer Freundſchaft für Woldemar weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteſte Gedanke an Zurückhaltung war ihr jemals gekommen. Und nun auf einmal — Was? — Es ließ ſich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer ſolchen Freundſchaft — Woldemars und Henriettens Freundſchaft! — Grenzen? — Schranken? — Welche? — Warum? Was war geſchehen? Was trug ſich zu?

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß ſie Woldemarn ſich offenbaren mußte. — Ja, ſie wollte! — Aber in fürchterlichen Finſterniſſen lag ihr Entſchluß.

Daß in Woldemars Gemüthe ſich eine Veränderung zugetragen habe, war nach und nach von allen in der Familie bemerkt worden; aber niemand mochte zuerſt aufmerkſam darauf machen, nicht einmal das Weib den Mann, oder eine Schweſter die andre. Jeder ſuchte ſeine Bemerkungen ſich auszureden, und niemand mehr und ernſtlicher als Biderthal.

Keinem aber wollte es in die Länge auch weniger damit gelingen als Biderthalen. Nach langem Säumen und Zweifeln nahm er endlich zu Henriette ſeine Zuflucht. Er entdeckte ihr, was er zu deutlich geſehen hatte, und ſich nicht mehr auszureden vermochte; nämlich, daß Woldemar durchaus verſtimmt, ſeltſam verändert wäre. Er fragte: ob ſie keine Urſache wüßte, ob ſie ihm kein Licht darüber geben könnte?

Woldemars Verſtimmung, ſagte Henriette, ſeine abwechſelnde Laune, und das oft ſo Unnatürliche und Plötzliche in dieſen Abwechſelungen hätte auch ſie ſchon oft nachdenkend gemacht, und bekümmerte ſie. Sie wüßte nichts, vermuthete aber jetzt, und dieß würde ihr mit jedem Tage wahrſcheinlicher, daß Woldemar Eins und Andres von den bey Gelegenheit ſeiner Heyrath ausgeſtreuten häßlichen Verläumdungen erfahren, und vielleicht auf eine höchſt verkehrte, unangenehme, empörende Weiſe erfahren hätte. Es ſchiene in der That unmöglich, daß ihm davon gar nichts ſollte zu Ohren gekommen ſeyn. — Dieß nun hätte ihn aufgejagt. Er hätte ſich bemüht auf den Geſichtern ſeiner Freunde zu leſen, was er

zu wiſſen begehrt, und zu fragen ſich geſcheut hätte: nämlich Sache und Zuſammenhang, und wie man ſie empfunden, unter ſich darüber gedacht, geredet, überhaupt, ſich dabey benommen hätte. — Auf meinem Geſicht, fuhr Henriette fort, mag er leicht geleſen haben, was ihn noch mehr zum Forſchen antrieb, ihn beunruhigte, quälte — was er tadelte, und dann bald zu entſchuldigen, bald zu verzeihen ſich bemühte, ohne damit für ſich allein recht fertig werden zu können. Wer unſern Woldemar ein wenig kennt, ſetzte ſie hinzu, begreift die Unmöglichkeit für ihn, aus dieſer Flocke nicht eine Menge Unglücksfäden zu ſpinnen, und damit das ſonderbarſte Gewebe anzufangen. Darum muß und will ich nun unverzüglich ſehen, wie ich ihm beykomme, und ihn zu einer Erklärung bringe.

Biderthalen wurde das Herz während er Henrietten zuhörte immer leichter und leichter. Er zweifelte nicht, ſie hätte das Wahre getroffen, begriff alles, und bat ſie nur inſtändig, doch ja den erſten Anlaß, mit Woldemar aufs reine zu kommen, nicht unbenutzt vorbey gehen zu laſſen.

Leider, wollte ein ſolcher Anlaß je länger je weniger ſich anbieten. Täglich erſchreckte Woldemar die zarte Seele ſeiner Freundinn durch neue Erſcheinungen, trieb das edle Mädchen aus einer Verwirrung in die andre, ſo daß ſie an ihm, daß ſie ſogar an ſich ſelbſt irre wurde, und beynah verzweifeln mußte.

Dieß entging Biderthalen nicht ganz. So viel ſah er, daß ſeines Bruders Gemüth ſich immer tiefer beunruhigte; ſah mit zunehmender Gewißheit, daß ſein leidenſchaftlicher Zuſtand ſich ganz auf Henriette bezog, und daß nun auch dieſe betroffen, geängſtigt, verlegen, in der peinlichſten Ungewißheit ſich fühlte. Gegen ihn ſelbſt, auch gegen die andern Geſchwiſter, bewies ſich Woldemar in dieſer Zeit liebevoller, erkenntlicher, genießender in der Freundſchaft als je zuvor. Dieß vermehrte Biderthals Bekümmerniß. Mit Recht ſchrieb er dergleichen affectvolle Aeußerungen einer innerlichen Beklemmung zu, erblickte darin ein bewegtes, gepreßtes Herz, welches ſich zu helfen, ſich zu tröſten und zu ſtärken ſuchte. Oefter wurden ihm in Woldemars Gegenwart die Augen naß. Dieſer bemerkte auch einige

Mal ſeine Rührung; ergriff Biderthals Hand, ſchloß ihn in ſeine Arme, herzte und küßte ihn; aber ließ ihn nicht reden; beugte vor, daß es nicht zu Fragen, nicht zu Erklärungen käme.

Unterdeſſen arbeiteten ſich Biderthals Beſorgniſſe mit jedem Tage ſchrecklicher in ſeinem Gemüthe aus. Was er voll Wehmuth ſeinem Bruder voriges Jahr aus Pyrmont geſchrieben hatte, jene Worte: „Lieber! „Wenn Du das alles nur an einem „Haare feſthielteſt — durchaus nur an „einem Haare feſthalten wollteſt — „Und das Haar zerriſſe — zerriſſe vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand . ." — Dieſe Worte, mit dem Ausruf: „Lieber! O erbarme Dich Deines Biderthals!" lagen ihm unaufhörlich in Gedanken, tönten ihm vor den Ohren, und zerriſſen ihm das Herz.

Es iſt zu ſpät! ſeufzte, klagte und jammerte es in ſeinem Innern. Woldemar liebt Henrietten! Ich hatte Recht zu behaupten, er ſey mit ihr verlobt. Er war es im Grunde der Seele, und wollte es nicht wiſſen. Ihm, auch Henrietten,

war ich nur ein Thor. Daß ich es nicht war — — Gott! — Dieß wird Henriette bald; Woldemar erſt, wenn er mit dem Tode ringt, erfahren.

Nach der vorhin erzählten Unterredung mit Henriette, hatte Biderthal ſie nur zweymal an ihr Verſprechen, Woldemar zu einer Erklärung zu nöthigen, erinnert. Er ſchwieg nachher, weil er wohl ſah, daß ſie keine Ermahnung nöthig hatte. Ihr alle ſeine Sorgen zu entdecken, durfte er nicht wagen; er würde ſie dadurch nur wider ſich empört, ſich ihres Vertrauens, ſo gar ihrer Liebe — wenigſtens auf eine Zeitlang — beraubt haben. Jetzt aber ſchien es ihm ſo wichtig Henrietten aufs ſchleunigſte zur Entdeckung deſſen, was in Woldemars Herzen eigentlich vorginge, zu verhelfen, daß er alles daran zu wagen beſchloß, um dieſen Endzweck zu erreichen.

Früh an einem Morgen ging er zu ihr. Sie war aufgeſtanden, aber noch nicht zum Vorſchein gekommen. Er griff unterdeſſen nach einem Buche, das er auf ihrem Arbeitstiſche liegen fand. Es war der zweyte Theil von Plutarchs Lebensbeſchreibun-

gen. Beym Aufſchlagen traf er eine Stelle, die doppelt angeſtrichen war; folgende:

„Fremdling, die Geſetze und Gebräuche der Menſchen ſind verſchieden; einigen heißt dieſes ſchön und gut; andern jenes: aber das gilt allgemein, iſt ſchön und gut für alle, daß jeder unter ſeinen Mitbürgern, was gemeine Sitte iſt verehre, und dieſe Ehrfurcht in allen ſeinen Handlungen beweiſe."

Er behielt, da Henriette herein kam, das Buch in der Hand, und nachdem er ſie begrüßt, und ſie beyde ſich geſetzt hatten, zeigte er ihr die angeſtrichene Stelle, und fragte: warum ſie dieſe Irrlehren über Schönes und Gutes, dieſe ſklaviſche Maxime eines Barbaren, die ſie hätte durchſtreichen ſollen, angeſtrichen, und gar doppelt angeſtrichen hätte? — Wenn Woldemar das fände! . . . Indem gab er ihr das Buch in die Hand.

Dieſe Striche ſind ſchon alt, ſagte Henriette.

Dann laſſe ichs gelten, erwiderte Biderthal; machte das Buch zu, und legte es wieder auf die Stelle, wo er es genommen hatte.

Henriette wurde roth. — Nein, Biderthal, ſagte ſie, nein; dieſe Striche ſind von geſtern;

zog ihr Schnupftuch hervor, bedeckte ſich das Geſicht, und fing bitterlich an zu weinen.

Biderthal ſprang auf, umarmte Henriette, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte mit beklommener Stimme: Faſſe Muth du gute, liebe, ſchöne Seele du! Man kann nicht unſchuldiger, nicht ehrwürdiger und beſſer ſeyn, als du es biſt. — O, faſſe Muth. Ich fürchte Aergeres, gewiß viel Aergeres, als du; und doch hoffe ich, mein Woldemar, und wir mit ihm, ſind noch zu retten.

Henrietten ſanken die Arme. Sie ſah mit trokkenem Auge Biderthalen an — „Aergeres?“ — Wiederholte ſie todtenblaß, und ſich aufrichtend: „Aergeres?“ — Wo iſt Arges? Gewiß eher in meiner Seele, in der Ihrigen, in unſer aller Seele, als in der himmliſchen Seele meines Freundes. O, wenn er minder arglos wäre, ich weinte nicht, und Sie — bebten nicht an dieſer Stelle!

Biderthal wollte reden; aber Henriette flehte mit gefaltenen Händen, von neuem in Thränen aufgelöſt, daß er ſich entfernen, ſie allein laſſen möchte.

Er ging.

An der Thüre rief und holte Henriette ihn zurück.

Schluchzend ſtammelte ſie: Ich will anhören! Ich weiß nicht was vorgeht; nein, ich weiß es nicht. Ich werde Schuld haben, es wird auf mich fallen; reden Sie, lieber Biderthal, ſagen Sie mir — ſagen Sie mir alles.

Biderthal war tief bewegt. Er drückte und küßte Henrietten die Hand, weinte mit ihr, ſetzte ſich und ſtand wieder auf; verſuchte zu reden und hatte keine Stimme. Henriette, die zuerſt ſich faßte, half ihm, durch milde Anrede, zu Worten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit, ſagte ſie zu ihm; ich hatte ſehr Unrecht. Gewiß kamen Sie mit herzlicher Liebe, mit vertraulichem Rathe zu mir, und ich ſtieß Sie von mir! — O verzeihen Sie mir! Werden Sie mir wieder gut!

Sie bedürfen keiner Verzeihung, antwortete Biderthal, und ich ſelbſt verdiente keine, wenn ich einen Augenblick von Woldemar Arges denken, eine Furcht in Abſicht ſeiner haben könnte, die ihn erniedrigte. — Oder iſt es etwas Arges, wenn ich glaube, daß er Sie über alles liebt; Sie liebt, wie er außer Ihnen niemand lieben kann; daß er im Grunde — Sie allein liebt? —

Henriette fuhr etwas zurück. —

Iſt Ihnen dieſes neu, ſagte Biderthal? Sie wiſſen es doch!

Setzen Sie den Fall, Woldemarn wäre auch, was er längſt weiß, neu geworden; er fühlte, wie er Sie liebt, mehr als er es je gefühlt hat; und nun genügte ihm Ihre Gegenliebe nicht mehr. Irgend ein unbedeutender Zufall könnte ſein Gemüth in eine Bewegung geſetzt haben, die ſich ſelbſt vermehrte, ſtärker und ſtärker wurde. — Sie zweiflen doch nicht, daß der leidenſchaftliche Zuſtand, worin wir ihn ſehen, ſich auf Sie bezieht? — Auch verbergen Sie ſich nicht, daß dieſer Zuſtand von Tage zu Tage zunimmt, bedenklicher wird! — — Wie können Sie denn ſo gelaſſen zuſehen, und nicht fürchten, und das ſchlimmſte abwarten wollen?

Lieber Biderthal, antwortete Henriette, ich kann mich nicht fürchten, wie Sie; aber ich leide genug. Auch Allwina iſt bekümmert. Sie hat es mir lange abgeſtritten, daß in Woldemar etwas vorginge, was er uns verheimlichte. Sie ſah und fühlte nur, daß ſie ihm mit jedem Tage lieber wurde; war dabey in die Freude, bald Mutter zu ſeyn,

ganz vertieft. So lange ſie ſelbſt nichts bemerkte, wollte ich nicht, daß ſie fragen ſollte. Endlich wollte ſie bemerkt haben und fragte. Da hat Woldemar mit der größten Offenherzigkeit und Freundlichkeit geantwortet: „Ja, es gehe ihm etwas im Kopfe herum; es ſey eine ſo große Albernheit, daß er es ſich zu ſagen ſchäme; er wolle aber, um ſich zu ſtrafen, dieſe Schaam überwinden, und zuverläßig ihr und mir die kindiſche Grille beichten, ſo bald er ſie weggeſchafft hätte." — Nun verreiſt Allwina Ende dieſer, oder Anfangs künftiger Woche, mit der jüngern Tante nach Fließen, um bey dem Oberamtmann vollends wieder alles ins Gleiche zu bringen und gut zu machen; ſie warten nur auf Briefe, daß er dort angekommen ſey, und ſie gern erwarte. Bis dahin habe ichs, aufs längſte, verſchieben wollen, Woldemarn was ich auf dem Herzen habe zu ſagen, und ſeine Vorwürfe gegen die meinigen auszuwechſeln. Auf einmal und mit ein paar Worten wird es ſich ſchwerlich abthun laſſen. Aber abgethan, völlig abgethan ſoll es werden; das verſpreche ich Ihnen, wie ich mir ſelbſt es verſprochen habe.

Zufriedener, mit erhöhtem Muthe ging Biderthal von Henriette weg. Der reine, ſchöne Affect des Mädchens, ihre Faſſung und ihr hoher Geiſt, hatten ihn aufgerichtet und geſtärkt.

Henriette, im Gegentheil, hatte dieſer Auftritt ſehr angegriffen. Sie fühlte ſich, da ſie allein war, traurig, beklommen, in einer Bewegung, der ſie nicht Meiſter werden konnte. Auf den Mittag mußte ſie zu Woldemar, der eine große Geſellſchaft zum Eſſen hatte. — Dort ſollte ſie auch Biderthal wieder finden. — Ihre Angſt, daß ſie nicht genug ſich würde ſammeln können, nahm unter dem Ankleiden zu. Sie mußte endlich fort. Beym Einſteigen in den Wagen fühlte ſie, daß ihr die Kniee zitterten. Das Herz klopfte ihr gewaltig beym Fortrollen über das Pflaſter; noch heftiger, da der Wagen vor Woldemars Hauſe ſtill hielt. Man öffnete den Schlag, und ſie zweifelte, ob ſie ausſteigen ſollte.

Woldemar fuhr zuſammen über ihren Anblick. Er ſuchte ſeine Befremdung durch einen deſto wärmeren Empfang zu verbergen; aber ſtarr ſanken darauf ſeine Arme an ihr herab. Henriette fühlte

es, und beyde überlief es kalt. Woldemar ſah ſie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulaſſen. — „Verloren! verloren! ſchrie es in ſeiner Seele, verloren!“ — Er hatte ſich umgekehrt, und ſtand am entlegenſten Fenſter, ſein Geſicht an eine Scheibe geheftet, und ſah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten, und ſich nach ſeinem Befinden erkundigten, und ſeine Gäſte, die nach einander ankamen, erlaubten ihm nicht, in dieſer Stellung zu verweilen. — Er hätte ſein Leben gewagt, um einige Minuten mit Henriette allein zu ſeyn. — Sie litt Todesangſt. — Auf einmal ging ſie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm die Hand drückte; nicht wahr wir haben mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, ſey ruhig!“

Dieſe Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche ſie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum war er recht zu Gedanken darüber gekommen, ſo kehrte ſeine Unruhe deſto unerträglicher zurück. Sehnſucht, Erwartung

und Furcht trieben ihn bis zur Verwirrung umher. — „Es war alſo gewiß: Henriette hatte etwas auf dem Herzen; — etwas das ihn anhinge: — ſie hatte es ſchon lange auf dem Herzen gehabt; ſchon ſo lange ihm verheimlicht! Was konnte es ſeyn?" — Er verwickelte ſich je länger je mehr in dieſen Vorſtellungen, ſo daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geſchah, ſondern unabläſſig mit Forſchen an Henriettens Augen, an ihren Mienen und Geberden hing. Henriette wurde äuſſerſt verlegen; Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete, deſto verwirrter. Seine Zerſtreuung ſtieg aufs höchſte; und nun begab ſich alle Augenblicke etwas, wodurch ſie ihm ſelbſt auffallend wurde. Er erſchrak darüber, und begann in der Angſt allerley, um ſich zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen um ſich; unterbrach, bald hie bald dort, ein Geſpräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verſchiedenen Weinen, und in größerer Menge, als er gewohnt war.

Dieſe gewaltſame Erheiterung, bey dem ganz entgegen geſetzten Zuſtande, worin er ſich befand, brachte ihn vollends aus aller Faſſung. — Man

ſtand von Tiſche auf, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Fantaſie glühte; ſein Herz zerrann. Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widerſinn, der ſein ganzes Weſen aus einander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, ſah ſich oft verſtohlen nach ihm um. Von ungefähr bey einer ſchnellen Wendung, begegnete ſein Auge einem ſolchen Blick; da flog er auf ſie zu, faßte ihre Hand, und ſtand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlaſſen wollte. Henriette erſchrak zum Erblaſſen: — „Allwina winkt mir" — ſagte ſie, und ſprang ihr an die Seite.

Woldemar durchkreuzte einigemal den Saal; dann kam er wieder gerade zu auf Henriette; zog ſie bey Seite: „Ich muß, ſagte er, ich muß gleich dieſen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit." „Das kann nicht ſeyn!" erwiederte Henriette mit einem äuſſerſt gefaßten Ton; auf den Abend, ſagte ich Ihnen; dabey bleibt es."

Woldemar glaubte in ihrer Geberde etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und entfernte ſich mit zerriſſenem Herzen.

Der Reſt des Tages war für beyde entſetzlich. Woldemar ſtrengte ſich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch ſeine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar ſich noch ſichtbarer vergeſſen möchte; es däuchte ihr ſchon lange, alle Anweſende wären heimlich nur mit ihm und ihr beſchäftigt. — Und — weiter hinaus: Der Ausgang! Das Ende! — Und ohne Weiteres, an ſich die bloße Sache: Woldemar und Henriette in einem ſolchen Zuſtande, einer ſolchen Lage! — — Beyde folterte dieß mit Qualen der Hölle in gleichem Maaß.

Nachdem die Geſellſchaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hauſe. Ihrem gepreßten Herzen war ſo Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemar fiel ihr ſo unerträglich, daß ſie ihr Engliſches zu Hülfe nahm, um ſchon auf der Straße anzufangen, ſich ihm zu eröffnen, und nun ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Cabinet. Sie fühlte nicht die mindeſte Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jetzt klar heraus ſagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche

Gerüchte entſtanden wären; wie ihr dieſe zu Ohren gekommen; was ſie dabey empfunden; was ſich nachher in ihr zugetragen, was ſie darauf an ihm beobachtet hatte; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zuſtand ihrer Seele. . . . .

Dem Himmel ſey Dank, fuhr ſie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen iſt: aber nun, lieber Woldemar, auch in unſerm Leben keine ſolche wieder! Laſſen Sie uns in unſerem äuſſerlichen Betragen gegen einander, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau iſt, und ſchon vorher, haben wir unvermerkt angefangen, uns hierin weniger um öffentliches Urtheil zu bekümmern. Dieſes unſchuldige Vergeſſen war ſo natürlich, es floß ſo unmittelbar und rein aus den Wendungen unſerer Verhältniſſe, aus unſerer ganzen Lage, war ſo ſchicklich zu den Bedürfniſſen von Allwinens Herzen — war durchaus ſo ſchön. — O ich freue mich; ja, ich freue mich auch der Läſterungen, die über mich ergangen ſind, weil nichts in mir war, was mich vor ihnen hätte warnen können. Dieß Bewußtſeyn vergütet mir alles. Aber nun bin ich gewarnt. Unſere

Freundſchaft iſt mir heilig, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, irgend jemand zu reizen, daß er ein Aergerniß an ihr nehme und ſie läſtere; vielmehr möchte ich auf jeden den Segen bringen, ſie für das, was ſie iſt, zu erkennen. Vor allem muß mir daran liegen, daß in meiner eigenen Seele ihr reines Bild unangetaſtet bleibe. Ich habe Ihnen geſagt, was für eine Wirkung die boshaften Urtheile der Leute auf meine Fantaſie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir iſt, ſo haben Sie Nachſicht damit; ich bin kein Mann. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorſchlag gut zu heißen. Und ſo ſey denn dies hiermit feſtgeſtellt! — Unſere Freundſchaft iſt zu tief gegründet, und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung ſchämen ſollte, daß ſie nicht den mindeſten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht dieß alles ſie im Grunde an?

Henriettens Tafeluhr ſchlug. Erwünſcht für Woldemar! denn er konnte nun erſchrecken, daß es ſchon ſo ſpät war, und nach Haus eilen. Haſtig ſprang er auf; zog, als ob er zweifelte, ſeine Uhr aus der Taſche; griff nach ſeinem Hut, und ſagte

zu Henriette: Auf das, was Sie mir erzählt und vorgetragen haben, iſt nichts zu antworten. Ich wußte nicht . . . ahndete nicht . . . Ich erſtaune! — Es iſt ſehr gut, daß Sie endlich geredet, und mir aus dem Traum geholfen haben. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn: Gewiß! Verzeihen Sie mir, und beruhigen Sie ſich. — Schlafen Sie recht wohl, und vergeſſen Sie. . . . Er reichte ihr dabey zum Abſchiede die Hand. — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas froſtig; und damit, wie ein Blitz, zur Thüre hinaus und aus dem Hauſe.

Ueber alles von Henrietten Geſagte, hatte er während dem Anhören wenig bey ſich feſtſetzen können; er war lauter Verwirrung geweſen, lauter Verlegenheit; immer in Gedanken darüber, wie er ſich äuſſern ſollte, im Fall er ſich dazu gezwungen ſähe: daher ſein plötzliches Aufbrechen und ſeine Eile wegzukommen.

Vor dem Hauſe blieb er einige Augenblicke ſtehen.

. . . Ach! alle die Liebe in ſeinem Herzen! — Alle die Liebe die er genoſſen hatte — in grenzenlo-

ſem Vertrauen! — Der ſüße Friede! — So angefochten? . . . gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgeſetzt!“ . . .

Er lief ſchnell die Straße hinab; ſchneller die folgende, und weiter bis auf den Domplatz, — da ſäumte er, verweilte, ſtand im Freyen, und breitete ſich rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollte er haſchen — und den Raum der Himmel.

Er fühlte Erquickung. Gelaſſenheit und Ruhe gingen, wie Sternhelle, in ſeiner Seele auf. — Nun erſt hörte, vernahm er, was Henriette ihm geſagt hatte, wiederholte ſich ihren Vortrag, erwog ihn.

Die meiſte Zeit fühlte Woldemar lebhafter, was andre anging, als was ihn ſelbſt betraf; nichts war leichter, als ihn zu ſeinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Dieſe Gutherzigkeit verläugnete ſich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorſtellungen ſeiner Freundinn, da er ſie von neuem überdachte, wirkten auf ihn, machten Eindruck; er ſetzte ſich an ihre Stelle, und vertrat ſie mit ſolchem Eifer, daß ihre Sache bald anfing ein unverwerfliches An=

ſehen zu bekommen. Getroſt ging er nun nach Hauſe, wo ihn Allwina mit Schmerzen erwartete, weil er ſie wegen ſeines Befindens in Sorgen geſetzt hatte. Sie freute ſich, ihn ſo wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in liebevollem Geſchwätz mit ihr zu, ehe er ſich zur Ruhe begab, und hatte keine ſchlimme Nacht; nur dauerte es ein wenig, bis er einſchlafen konnte, und er war früh wieder munter. — In Anſehung Henriettens ſah er am Morgen nicht anders als den Abend zuvor. — Etwas weh mußte ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden, die es erduldet hatte; auch regte ſich noch dieſer und jener kleine Vorwurf wider Henriette, hauptſächlich wegen ihres Betragens am vorigen Tage, und der Art, wie ſie gegen ihn ſich erklärt hatte. Entſchuldigen — zur Noth — konnte er auch dieſes — nach dem Uebrigen; aber ein gewiſſer Unmuth blieb in ſeiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühſtück, ihn zu beſuchen. Er ſaß ſchon oben in ſeinem Cabinet. — Da hörte er ſie! Hörte — ſie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an ſein Vorzimmer, —

und die Thür öffnen, und hinein rauſchen, auf ſein Cabinet zu.

Es war an ſeinem Herzen, wie wenn ein Damm durchgeht. — Unverwandt blieb er vor ſeiner Arbeit ſitzen. — Henriette faßte mit ihrer linken Hand ſeine rechte Schulter, und ſenkte ſich hinüber vor ihn, und ſchaute ihm mit ſo freyer, froher Liebe ins Geſicht, daß er davon auſſer ſich geſetzt wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen geſchaffen hatte, that ſich weit vor ihm auf; kaum widerſtand er, ſie an ſich zu herzen, und eine Fluth von Thränen, die ihn drängte, über ſie hinſtrömen zu laſſen. Aber er hielt ſich; ermannte ſich zu heiterm Blick und Lächeln, und that einen Augenblick, als zweifelte er, ob er ſie umarmen dürfte. Indem hatte Henriette ihm ſchon die Wange gereicht. — Damit ſtand er auf, und fing an ſich freundſchaftlich mit ihr über verſchiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte, wie er immer mehr davon abwich, immer weiter ſich zurück zog; aber er konnte ſich nicht zwingen, anders zu ſeyn. Ihn deswegen anzugehen, trug Henriette Bedenken, zumal da er allen

Anlaß durch ein freyes ungezwungenes Weſen zu entfernen bemüht war.

Sie ſprachen eben vom Oberamtmanne, dem guten wunderlichen Onkel, daß er nichts von ſich hören ließe: als Allwina mit einem Briefe in der Hand herein gehüpft kam. Es war der erwartete, und ſein ganzer Inhalt erwünſcht. Nun wurde auf der Stelle ausgemacht, daß Allwina gleich übermorgen nach Fließen aufbrechen ſollte. Hierauf brachte Allwina hundert Gründe herbey, warum Henriette ihr heute und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite weichen dürfte. Henriette ſagte ihr noch hundert andere dazu, und wurde, halb erſtickt von Küſſen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar ging wieder an ſeine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und ſetzte ſie an, als ob ſein Geiſt in der beſten Bereitſchaft wäre, und ihn die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in ſeinem Kopf, und je mehr er ſich bemühte, ſeiner Zerſtreuung abzuhelfen, deſto ſchlimmer wurde es damit.

„Nun dann! — ſagte er, ungeduldig, zu ſich

ſelbſt, indem er die Arbeit wegſchob, und ſeinen Stuhl herum rückte, — Nun was iſt es? —

„. . . . Dieß — und jenes da — und wieder dieß . . . Was ſoll es? — Henriette iſt und bleibt bey dem Allen ein treffliches Geſchöpf; iſt und bleibt es, wenn ſie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger wider meinen Sinn gehandelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu ſetzen; nur zu bedenken, daß ſie ein Mädchen iſt; zu erwägen, was überdem unſer beyder Charaktere für Verſchiedenheiten mit ſich bringen: ſo kann ich ſie über alles rechtfertigen; ſo muß ich ſie durchaus entſchuldigen. — Wer gefehlt hat, bin ich; daß ich nicht früher dieß in Betrachtung zog, — ſo in den Tag hinein lebte, als ob . . .“

Hier ſtockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz, und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann ſich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! . . . Das war Täuſchung alſo, daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in

allem uns fühlten? Ich muß aus mir hinausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle verſetzen! Verſetzen? — Henriette iſt mir ein Anderer; Henriette iſt wider mich. Hin iſt unſre Einmüthigkeit, unſre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergeſſen, wie ganz ich ſie für meine Freundinn hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meynte, und darin ewigen Frieden mit den Menſchen.

Dem Aufkommen, dem Ergreifen und Bleiben dieſer Gedanken widerſtrebte Woldemar mit Gewalt. Alle die freyeren Bewegungen ſeiner Seele wirkten Henrietten zu Liebe; und dieſe ſollten die Oberhand behalten: ſo war ſein ernſtlicher Wille.

Seine Aufführung gegen Henriette wurde der vollkommenſte Abdruck dieſer Gemüthsſtimmung. Woldemar beſaß eine ſeltene Fertigkeit, die Bewegungen ſeines Herzens aufzuhalten, ſeinen Leidenſchaften den ſichtbaren Ausbruch zu verwehren, und ſie ſogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch auſſerordentlich zu ſchwächen. Es koſtete ihm gewöhnlich nachher auch wenig Mühe, ſeine Auf-

merkſamkeit, wenn er es für gut fand, ganz von den Gegenſtänden, die ihn erſchüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreiſe, übertrug ihrer Freundinn Woldemars Verpflegung und ihr ganzes Hausweſen.

In liebevollem Auffahren ergriff ſie mit dem einen Arm die Freundinn, mit dem andern den Mann, und herzte ſie gegen einander, und drückte ſie an ſich aus allen Kräften; und indem ſie nachließ, zerfloß in Engliſches Lächeln ihr Geſicht; und an ihm herab ſah man — wie wenn eine ſonnichte Wolke ſanft und ſchnell ſich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Mit bangem Herzen begab Henriette ſich am folgenden Morgen zu Woldemar. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem ſeinigen etwas gegen ſie arbeitete. Sie liebte ihn ſo ernſtlich und ſo ſchön, und wußte ſich keinen Rath. Denn womit hatte ſie ihn beleidigt? Wie hätte ſie anders handeln, anders ſich erklären können? — Eine abermalige Erklärung — worauf ſollte dieſe gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte ſo gewiß — O, er hatte ſo

offenbar Unrecht — daß man es nur ihm ſelbſt über-
laſſen mußte, die Augen aufzuthun.

Henriette weinte bitterlich, indem ſie dieſes über-
dachte. Seufzer auf Seufzer preßten ſich aus ihrer
Bruſt mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars
Freundſchaft wurde ihr das Leben zu Nichts. Und
dieſe Freundſchaft ſchwebte in Gefahr. Und ſie
mußte ſie der Gefahr überlaſſen. — „Lieber mag
der Himmel ſie mir rauben, ſagte ſie bey ſich ſelbſt,
als daß ich ſie verderbe!“

Woldemar hatte ſchon einige Stunden einſam,
in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht.
Sein holdes liebes Weib war früh, vor Anbruch des
Tages, von ihm geſchieden. Es war am Anfang
des März. Dieſe Trennung hatte ihn ſonderbar
gerührt. Um und um ſchlug ſein Herz von Liebe;
— um und um, gegen an die erſtarrende Mitte, wo
Mißmuth über allgemeinem Unglauben brütete und
der ſchrecklichſten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich geweſen; war zu ſehr
von den ſüßen Gefühlen erwiederter herzlicher Zunei-
gung und innigen Vertrauens durchdrungen worden,
als daß die entgegen geſetzten bittern Gefühle ſich ſo

bald ſeiner ganzen Seele hätten bemeiſtern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles wirkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinens Entfernung zuerſt begegnete, waren verſchiedene Sachen auf ſeinem Tiſche: Schlüſſel, Papiere, Bücher, die für Henriette da lagen. Dieß machte ihm die Vorſtellung auffallend, daß ſie, nach Verlauf von ein paar Stunden, bey ihm ſeyn, und gewiſſermaaßen ihre Wohnung hier aufſchlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an ſie von Allwina. Und dann ſollte er Ja! ihr dieß und das erzählen, was den Abend vorher, nachdem ſie ſchon weg geweſen, und den Morgen früh, zwiſchen ihnen war geredet worden, worunter manches Scherzhafte war, das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung ſtand.

Woldemar ſaß da, — unterdeſſen heiter der Tag heranlichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie ſehr er ſich jetzt auf Henriettens Ankunft freuen würde, wenn er freyes Muthes gegen ſie wäre.

Dieſe Vorſtellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fingen ſeine widerwärtigen Grillen an ihm ſo läſtig zu werden, er mußte ſo von ganzem Herzen ſie verwünſchen, daß er ſich entſchloß, im Fall der Noth ſie nur geradezu von ſich abzuwerfen.

Hiezu befand er ſich durchaus in der günſtigſten Stimmung. Noch war auf ſeiner Bruſt die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliches Herz an das ſeine gedrückt hatte. Es war ihm da ein Anſchauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue ſo wieder neu geworden, daß ſeine Seele davon wie beſeſſen blieb. Und auch ſein eigenes Herz hatte er wieder ſtärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte voll Entzücken, ihm zugeſchworen, daß auf Menſchen Verlaß ſey.

Und zu dieſen Menſchen ſollte Henriette nicht gehören? ſeine Henriette? die Freundinn ſeiner Allwina?

Unſinniger Verdacht! — Anſchwärzung! bloße Anſchwärzung! — Eigendünkel, Eigenſucht, Hochmuth, tyranniſches Weſen, verkehrter Sinn muß-

ten da im Spiel geweſen ſeyn; die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört!

Gefehlt — etwas gefehlt mochte ſie immer haben. — War er ſelbſt doch auch nicht ohne Schuld. Hiemit ſollte alles aufgehoben, alles vergeſſen ſeyn.

Um die Zeit, da er Henrietten erwartete, trat er ans Fenſter, damit er ſie von weitem kommen ſähe. Es dauerte nicht lange, da erblickte er ſie am Ende der Straße im Wenden um die Ecke. Henrietten, da ſie ihn wahrnahm, fing das Herz an ſtark zu pochen. Sie kam näher, ſah ſeine heitere Miene, ſein frohes Lächeln, und wußte nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollte. Als ſie nahe bey dem Hauſe war, grüßte er ſie mit vertraulichem Nicken, ſprang hinweg vom Fenſter, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundſchaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geſchwinde hinauf! ſagte er zu ihr, komm!“ griff ihr unter die Arme, und oben in einem Fluge!

Henriette, die ſich auf eine ganz andere Begegnung vorbereitet hatte, wurde beſtürzt, und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß ſein Unmuth die zwey vorhergehenden Tage hindurch von Henriette nicht hatte können unbemerkt bleiben: Aber dieſe Befremdung ſollte gleich darauf in Freude, und dieſe Freude in einen gewiſſen höheren Grad von Zärtlichkeit übergehen.

Natürlich genug waren dieſe Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hatte nie an Woldemar dergleichen plötzliche Abwechſelungen von Laune — ſie konnte nicht wohl es anders nennen — wahrgenommen. Gegen ſie beſonders hatte ſich nie ein Schatten davon gezeigt. Nun gab es der ſonderbaren Erſcheinungen ſo viele! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles ſo auſſerordentlich, ſo ſehr auſſerordentlich! — Wie das kommen — was in dem Manne vorgehen mochte?

Dieſe Gedanken, mit welchen ſich hundert andre verknüpften — Was ſie von Biderthal nicht hatte hören wollen; nicht ausdenken mochte — Biderthal, der ihr wie vor Augen ſtand — und Allwina abweſend — eben heute verreist.....

Des Hin= und Herſinnens war kein Ende; und ſie ſtand vor Woldemar ungefähr eben ſo, wie er vor zwey Tagen Ihr gegen über geſtanden hatte.

Woldemar wollte lange das nicht ſehen. Er mußte wohl endlich.

Aerger als alles war ihm eine gewiſſe Schüchternheit, etwas Argwöhniſches, das aus Henriettens zerſtreuter bedenklicher Miene hervorblickte. Es rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorſtellungen zurück, über die er die Verbannung ausgeſprochen hatte. Aber noch widerſetzte er ſich ihrer Aufnahme, und eilte, Henriette zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er ſie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechaniſchen Geſchäften zu, bloß in der Abſicht, ſich vom Nachdenken abzuhalten. Er hoffte auf günſtigere Eindrücke, und wollte wenigſtens den Verlauf des Tages in Gelaſſenheit abwarten.

Es traf ſich an dieſem Morgen, daß er wiederholt geſtört wurde, und ſo oft er jemand an ſeiner Thüre hörte, glaubte er, es wäre Henriette. Aber

ſie kam erſt kurz vor Tiſche zu ihm herauf, und mit Biderthal, welcher Freunde, zum Theil Ausländer — ſehr intereſſante Menſchen, zum Nachteſſen haben ſollte, und ſich Henriette und ſeinen Bruder dabey wünſchte.

Woldemar hatte keine Luſt; „er wäre heute früh auf geweſen" — und dergleichen.

Biderthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufſtände; und verſicherte, man ſähe ihm an, daß er Zerſtreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, ſagte Henriette, ich wenigſtens brauche Zerſtreuung. Ich weiß nicht, mir iſt der Kopf heute ſo ſchwer, ich mag mich nicht leiden; dieſe Einladung käme mir gerade recht, wenn Sie mit ſeyn wollten."

Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?

„Das wiſſen Sie nicht? erwiederte Henriette. Nichts! als daß ich dann kein Vergnügen fände, und das Mittel mir nicht helfen würde — Nun, ſchlagen Sie ein, lieber Woldemar! Erſparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine ſchale Laune die Ih-

rige mit verſtimmen ſehe. Sie kennen mich darin, daß mir nichts ſchlimmeres begegnen kann. — Und wie käme ich bey Allwina zurecht? — Nicht wahr, Lieber, wir gehen mit einander — Sie thuns?"

Ja, ja! ſagte Biderthal, und fiel ihm um den Hals; ich ſehe ſchon, er thuts.

Indem kam ein Bedienter, zu melden, daß aufgetragen ſey.

„Nein, er thut es nicht, rief Henriette; er thut es nicht, Biderthal, wenn Sie mir es abſchlagen uns dieſen Mittag Geſellſchaft zu leiſten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? Sie haben noch nicht feſt verſprochen?"

Recht, recht! ſagte Biderthal, thu es nicht, ich muß bleiben!

Die Mahlzeit lief ganz vergnügt ab. Biderthal zeigte ſich in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, und war ſehr unterhaltend. Woldemar ſtimmte mit ein, ſo gut er konnte. Die Fröhlichkeit und die vortreff-lichen Einfälle ſeines Bruders, und Henriettens zauberiſcher Witz, riſſen ihn hin; er fühlte wirkliches

Ergötzen. Aber des Stachels in ſeinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — ſachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen ſo ſcharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemal mitten im Lächeln, nicht einen lauten Seufzer auszuſtoßen.

Nach dem Eſſen ließ Henriette ſich von Biderthal nach Hauſe begleiten, weil ſie ihren Kopfputz noch beſorgen, und ſich ganz friſch ankleiden mußte. Abends um ſechs Uhr ſollte Woldemar mit dem Wagen kommen, ſie nebſt Dorenburg und Caroline abzuholen.

Auf dem Wege und zu Hauſe erzählte Henriette Biderthalen, daß ſie gleich am Abend deſſelben Tages, an dem er Morgens bey ihr geweſen wäre, mit Woldemar geſprochen, und ihr ganzes Herz vor ihm ausgeſchüttet hätte. Biderthal ſollte ſich nun beruhigen, ſich von nichts anfechten laſſen, und es ihr zutrauen, daß ſie der Sache einen guten Ausgang verſchaffen würde.

Woldemarn hatte, da Henriette mit Biderthal wegging, ein Schauer durchfahren. Er ſah von fern ein Heer Gedanken, das ihn nun überfallen,

ihm ſeine Einſamkeit zur Hölle machen würde. Wohin ſollte er fliehen? Er gebot ſich Stille, Gelaſſenheit, Ergebung.

Die gefürchteten Gedanken näherten ſich ihm; ſie kamen in dichten Haufen, aber nicht ſtürmiſch: langſamer nahten ſie ſich, und in einer gewiſſen Ordnung.

Sein Geiſt wurde gefaßter. Und ſein Herz — Das war von den heftigen tiefen Erſchütterungen, die es, Stoß auf Stoß erlitten hatte; beſonders von den plötzlichen Abwechſelungen des heutigen Tages, dergeſtalt auseinander, daß es kaum ſich mehr zu fühlen im Stande war.

Alſo geſtimmt und vorbereitet ſetzte Woldemar ſich hin, und ging die Aufführung ſeiner Freundinn durch: von dem heutigen Tage an zurück bis auf denjenigen, wo ſie in des alten Hornich feindſelige Hände ihm entſagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: daß er in ſeiner Meynung von Henriette geirrt hätte. Und . . .

Nein! — das Herz brach ihm nicht davon!

Er ſtand auf, ließ ſich ankleiden, und befahl um die geſetzte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Unterdeſſen ging er in ſeinem Zim-

mer auf und nieder. Ehe er ſich's verſah, hörte er den Wagen aus der Remiſe ſprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und ſtand gerade unter ſeinem Fenſter. Da fuhr's ihm durch alle Glieder.

„Hinfahren zu Henriette! Mit ihr — und Caroline und Dorenburg zu Biderthal? — Dort die glänzende Geſellſchaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräuſch; Spieltiſche; — ein Gaſtmal — Geſpräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!" — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine ſtarke Viertelſtunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm ſchwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entſchuldigen ſollte: „Er hätte Kopfſchmerzen bekommen, mit denen er ſich nicht getraute in Geſellſchaft zu gehen, und wäre willens ſich ganz früh nieder zu legen."

Hierauf eilte er, ſich die Kleidung vom Leibe zu ſchaffen, und ſich von Kopf bis zu Fuß in ſein Nachtzeug zu ſtecken, damit, wenn etwa noch ſollten Anſchläge anf ihn gemacht werden, er ihnen deſto zuverläſſiger entginge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten; wie ſehr man ſeine Unpäßlichkeit bedauere; wie mißvergnügt über ſeine Abſagung ſich beſonders Henriette bezeugt habe. Sie ließ ihn ausdrücklich wiſſen: daß ihr alle Freude auf dieſen Abend verdorben ſey.

„Alle ihre Freude auf dieſen Abend verdorben,“ — wiederholte Woldemar bey ſich ſelbſt; — das mag wahr ſeyn! — Und ſo ein Abend kann einem lang werden. — So Ein Abend. — — Aber mir? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — Tauſende! — Und die alle — ſo glücklich ſeyn ſollten! — — Die ſchönen reichen Blüthen alle . . . . O!

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder ſo ganz dahin“ — fragte er ſich. — „Erſt heute Morgen noch ſo voll Muth, ſo voll Glauben . . . ?“

Dieſe Betrachtung feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſann jenem Zuſtande nach; ſuchte die Vorſtellungen und Empfindungen, welche ihn zuwege gebracht hatten, in ſich zu erneuern, und verſenkte ſich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

Freylich! ſagte er — Das iſt und wird ſeyn: daß Henriette zu den beſten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, — auf ihre Freundſchaft (wie andre — auch vortreffliche Menſchen dieſe Worte nehmen) verlaſſen. — Nur iſt auch ſie nicht — was ich ſchon lange zu ſuchen aufgegeben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meinte: — nicht die Eine, die Meine.

Was feſt, was unwandelbar macht; jene Treue, die keine Tugend — die Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe allein des Sinnes iſt — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände!

Sie weiß nichts davon, daß ſie von mir abgewichen iſt — fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darin: Zweymal in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten zu ſeyn — doch ſich verflochten zu haben. — Konnte es wagen,

konnte es über ſich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Menſchen zu entgehen! — Konnte gegen Freundſchaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andere Dinge auf die Wage legen — ſo kalt!

Wie manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches ſie ärger ſchrecken — als dieſer liebe Tod! . . .

Es mag ſeyn, daß ſie dadurch, daß ſie tadelhaft vor mir erſcheint, vor allen andern Menſchen deſto untadelhafter da ſtehe — Es mag, oder nicht! Hier iſt davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht — Das hat die ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß ſie von mir abfiele, liegt am Tage. Wir haben wirklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Widerwillen, von Eckel errege. — Sie hat mir verhehlt; ſich gegen mich verſtellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte ſie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre ſie das Erſte unter allen menſchlichen Weſen: ſo könnte ich ſie — wohl eine

Heilige nennen — Freundinn aber nicht. — Wir wären nicht minder abgeriſſen von einander — ich deſto härter nur verſtockt allen Freuden, auf ewig!

Der Tumult in Woldemars Seele war offenbarer Aufruhr geworden; und fern daß er darauf gedacht hätte ihn zu ſtillen, hieß er den Eifer gut, der ſeine Glückſeligkeit zu Grunde richtete. Er brachte die ganze Nacht damit zu, alles in ſich umzukehren, ſo daß auch jede Ausſicht eines Wechſels vernichtet, und jede Hoffnung zur Thorheit wurde. Hierauf ſchien es ihm, er wäre ruhiger. Er lagerte ſich hin auf den Ruin, und ſchlief ein.

Henriette hatte in eben dieſer Nacht kein Auge geſchloſſen. Daß Woldemar ihr den leeren Wagen geſchickt, und eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt hatte, um allein zu Hauſe zu bleiben, war ihr hart aufgefallen; aber mit Gewalt unterdrückte ſie für den Augenblick das weitere Nachdenken darüber, um in der Geſellſchaft bey Biderthal nicht anders zu erſcheinen, als man ſie zu ſehen gewohnt war. Sie hielt ſich in dieſer Faſſung, nicht ohne große und oft erneuerte Anſtrengung. Ganz erſchöpft kam ſie nach Hauſe.

Der Gedanke an Woldemar — Wie er dieſen Abend zugebracht haben möchte? — überfiel ſie drohend und ſchreckend. Es war ein Gedanke ohne Ende. Wo lag der Weg zu ſeinem Anfange? — Henriettens ganze Einbildungskraft war aufgeregt, und nie vorher geſehene Verbindungen ſtellten ſich ihrem Geiſte plötzlich dar. Von dem geſtrigen Tage an zurück, lief ſie alle mit Woldemar in Abſicht ihrer vorgegangenen Veränderungen durch in einem Nu, und fand ihren Anfang ſchon in Pappelwieſen. Das zuſammen machte nur Eine Begebenheit, Eine Entwickelung aus. — Was begab, Was entwickelte ſich? — Biderthals ehmahlige Warnungen, ſeine Reden jüngſt am Morgen, kamen ihr ins Gedächtniß, floſſen in einander, erläuterten ſich, und verbreiteten über das Ganze ein wankendes fürchterliches Dämmerlicht. Ihre Verwirrung ſtieg aufs höchſte. Verzweiflung wollte ſie ergreifen; ſie ſank auf ihr Angeſicht, ſuchend wo und wie ſie vor ſich ſelbſt ſich verbergen könne.

Mitten in dieſer heftigen Erſchütterung ſtrahlte, wie ein Licht vom Himmel, der alte feſte Glaube an ihren Freund ihr in die Seele. Sie fühlte: ihre

Liebe zu ihm war keine Thorheit. Viel eher konnte alles andere nur bethörender Wahn, trügende vorübergehende Erſcheinung ſeyn.

Hieran: Am Gewiſſen, am zuverläſſig Wahren wollte ſie ſich halten; ſtandhaft ſeyn, und ihrem Freunde anhangen auf jede Gefahr.

Eine ſchöne Ruhe, die ſich keinem, der ſie nicht erfahren hat, beſchreiben läßt, kam über die Seele des Mädchens, und füllte ſie mit Huld und Stärke.

Morgens um neun Uhr ging Henriette zu Woldemar. Da man ihr ſagte, er wäre noch nicht aufgeſtanden, wurde ſie beſtürzt. Der Bediente mußte augenblicklich ins Schlafgemach; ſie ſelbſt folgte ſacht nach; und da Woldemar den Bedienten fragte: was er wolle? gab ſie die Antwort: — „Ich bin hier, lieber Woldemar! Wie es Ihnen geht? Sie haben mich zum Tod erſchreckt!“ — Und trat näher. Ihr Angeſicht flammte von Liebe. Sie wurde es inne, da die Flamme nicht zündete, und zurück ſchlug. Ihn gebrannt hatte ſie dennoch.

Woldemar antwortete dürr und freundlich: — „ihm ſey wieder beſſer, aber er brauche noch Schlaf; bis gegen ſechs Uhr habe er wach gelegen.“ —

Hierauf fragte Henriette, mit naſſem Auge: ob er nichts begehre? — „Nichts in der Welt," war die Antwort, „als Ruhe!"

Dieſe Antwort, obgleich Ton und Miene dabey nichts bedeuten wollten, ging Henrietten durch die Seele. — Sie wendete ſich langſam und ging. — — Als ſie leiſe die Thür ins Schloß gezogen hatte, blieb ſie, wie erſtarrt, die Schlinge in der Hand, mit geſenktem Haupt davor ſtehen. Endlich ließ ſie die Schlinge, und lehnte ſich ans Geſimſe. — Sie war voll Schwermuth, und wußte nicht wie; ſie konnte zu keinem Gedanken kommen.

Die ältere Tante unterbrach ſie in dieſer Träumerey, und führte ſie mit ſich hinunter. Aber da war für ſie kein Bleiben. Sie ging bald wieder hinauf, und warf ſich im Vorzimmer auf einen Seſſel, ihr Geſicht mit dem Arm verhüllend, voll unausſprechlicher Betrübniß.

Woldemar unterdeſſen prüfte nochmals ſein Inneres, und ſuchte ſich in ſeiner Faſſung unumſtößlich zu gründen.

Er fand immer eben wahr, daß er ein für allemal jene überſchwengliche Idee von Freundſchaft

zwiſchen ihm und Henriette aufgeben müſſe. Geſetzt auch, er hätte ſich weniger an ihr betrogen als die Erfahrung zeige: ſo ſey es an den Zufällen genug, wodurch er und ſie nun einmal wären aus einander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung, in dem Grade, unmöglich zu machen. — Alſo, weg damit! — — Und warum ſollte er ſichs nicht aus dem Sinne ſchlagen können? — Er hatte ja vor dieſem auch gelebt, und das Leben nicht unerträglich gefunden!

Ein Blick in jene Zeiten, die noch nicht ſo weit entfernt waren, und mit ſeinen gegenwärtigen, ſtürmiſchen, qualvollen Tagen auf eine Weiſe abſtachen, welche ihnen keinen geringen Reiz ertheilte, verſenkte ihn ganz in die Vorſtellung der Süßigkeiten, die mit Genügſamkeit und Ruhe verbunden ſind. — Der Gedanke wurde Empfindung, und die Empfindung Genuß. Dabey kamen ihm die Vorzüge ſeiner gegenwärtigen Lage vor Augen. Eine Allwina zum Weibe; Er, der Gatte dieſes Engels; bald Vater — von Kindern aus ihrem Schooße; — um ihn her die liebenswürdigſte Verwandtſchaft; — die

beſten Glücksumſtände — Wohlleben und Ehre — — Wo er hinſah, alle ſeine Wünſche übertroffen! .... Er mußte ſich ſeines Kleinmuths ſchämen! daß er ſich ſo ganz hatte hinreiſſen — unſinnig ſo lange umhertreiben — bis zur Verzweiflung ängſtigen laſſen. Er verglich es mit der Berauſchung eines Menſchen, der einen böſen Trunk hat, ſchalt ſich einen Thoren, einen Raſenden — bedrohte ſich mit Unglück und Schande.

Und Henriette — die Einzige, wurde verſtoßen! — Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an ſein Herz, — Ja, es ſchlug ihm freyer; — — Und die Andern alle, — — Sie waren ihm deſto lieber geworden. — Er hatte es gut genug auf der Welr.

Es ſchlug eilf Uhr, er ſtand auf.

Henriette in ſeinem Vorzimmer anzutreffen, war ihm unerwartet. Ihr ſchwermüthiger Anblick fiel ihm auf. — Dem armen Zerrütteten, immer mehr ſich ſelbſt und alles Verlierenden . . Wehe! es wurde von dieſem Anblick ihm noch leichter ums Herz!

Von ſeinem Befinden, kam die Rede auf den

geſtrigen Abend — und Henriette ließ ihrem Herzen freyen Lauf. Es war ſo voll wahrer warmer Zärtlichkeit, und ergoß ſo lieblich gegen ihn die ſchöne Fülle, daß er davon entweder in gleiche Rührung, oder — in die äußerſte Verſtockung gerathen mußte.

Das letzte geſchah. — Kaltes freundliches Lächeln war ſeine ganze Erwiederung, und er griff nach jeder Nebenſache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; beſonders wenn dem armen Mädchen Thränen hervor drangen, die ſie mit Noth wieder einſog und darüber die Sprache verlor; — dann kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz herbey. — Aber Henriette beſchirmte ihre Bruſt, daß alle dieſe Dolchſtöße nur daran her ſtreiften — viel Blut machten und wenig Wunde.

„Ich komme!" rief ſie plötzlich hell auf, als ob ihr jemand wiederholt gerufen hätte, und ſtürzte zur Thür hinaus.

Woldemar war erſchrocken. Er blieb noch einige Augenblicke ſtehen, und ging dann, etwas betroffen, in ſein Cabinet.

Er war ungeduldig, einen Verſuch mit Arbeiten zu machen. Sogleich wollte es nicht; aber nicht lange, da war er vollkommen geſammelt, und es gelang ihm nach Wunſch. Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tiſche, ließ ſich's wohl ſeyn, und war ſehr geſprächig.

Henriette wollte ihn bereden auszugehen — oder auszufahren. Er lehnte das ab, indem er große Sehnſucht äußerte, eine Arbeit, die er den Morgen angefangen, zu vollenden. Auch gab er ſich ungeſäumt wieder daran. Es ging ihm noch beſſer von Statten, als am Vormittage.

Henriette, die nicht Luſt hatte, einem Beſuch beyzuwohnen, der ſich bey der Tante einfand, brauchte ihr altes Recht, und ließ ſich in Woldemars Vorzimmer nieder. — Auch das konnte Woldemarn nicht ſtören. — Wenn er zuweilen, beym Durchgehen, an ihr vorbey kam, und ſie ihm zuwinkte; ſo antwortete er ganz geſchäftig, nur eben mit einem freundlichen Nicken, und verfolgte gedankenvoll ſeinen Weg.

Es freute ihn, ſeiner Aufmerkſamkeit dergeſtalt zu gebieten, ſeiner ſelbſt ſo mächtig zu ſeyn. Die

Luſt am Fortgange ſeiner Arbeit kam dazu; ſo daß etwas von wahrer Heiterkeit in ſeiner Seele dämmerte. — Gleich wollte ſein Herz wieder aufwallen zu Liebe, und ſeine errungene Faſſung zu Grunde gehen! — Sie ſaß da, mit der er jede Freude zu theilen gewohnt war! Ach! und jeden Schmerz! — — Er lief hinauf auf den Altan. — Ueber eine Weile folgte ihm Henriette. — Woldemar hatte ſich von neuem geſtillt. — — Die Sonne war untergegangen. Gegen über trat jetzt der volle Mond hervor. Damit kamen die vorigen Regungen wieder, und mächtiger. — Des fluchte Woldemar ſeiner Seele, und raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, um ſich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — „Daß ihm hinfort kein Geſtirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm ſeyn müſſe der Himmel — und um ihn, nur Finſterniß die Nacht.“ — — Gleichwohl hob er ſein Haupt in die Höhe, blickte rund umher — und ſein Geiſt ſchwang ſich empor. — — Sanft lenkten ſeine Augen ſich auf Henriette. — Er lächelte ihr zu — wie ein willig Sterbender dem Tode lä-

chelt, drückte ſie an ſeine Bruſt, und führte ſie mit ſich hinunter.

Dieſe Gemüthsſtimmung hielt an, ohne ſonderliche Abwechslung. Denſelben Abend ſchöpfte Henriette lauter gute Hoffnungen; denn ſie hatte lange nicht Woldemar ſo ungezwungen heiter, durchaus ſo natürlich gelaſſen, und gegen ſie ſo voll herzlicher offener Freundſchaft geſehen; ſie mußte fühlen, er war ihr gut, aufrichtig gut.

Eben das fing aber ſchon am folgenden Tage ſie zu drücken an; ſie war nicht ſeine Henriette wie vormals. Und wie ſie das jetzt ſo nackend, ſo ganz in ſeinem eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich.

Ihre Betrübniß wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage. Woldemar hatte Mitleiden mit ihr; mit ſich ſelbſt noch mehr: Hülfe, Rath, ſah er nirgend; und er wollte nicht jammern, wollte männlich ſein Schickſal tragen.

Einmal da Henriette, von innerlichem Weinen halb erſtickt, daſaß; ihr endlich ein Paar von den Thränen, die durchaus nicht los ſollten, über die Wangen ſchoſſen, und auf den Schooß ſtürzten;

ihr nun die Bruſt noch enger wurde, daß ſie länger ſich nicht halten konnte; ausrief ohne Laut, und hinſank mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angeſicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß .... Er ſtand vor ihr — und konnte nicht fragen: Henriette, was iſt dir? — konnte um kein Haar breit ſich ihr nähern ...

Das ergriff ihn mit Entſetzen — Wankend ſtand er da — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle ſeine Glieder, hin ans erſtarrende Herz.

Indem kam jemand die Treppe herauf.

Henriette nahm ſich zuſammen. Woldemar blieb wie er war.

Der die Thür öffnete, ins Zimmer trat? — Es war Biderthal.

Er fuhr zuſammen; faßte ſich — doch mußt' er die Frage vollenden, in der er ſtecken geblieben war: Was — Was fehlt dir, Woldemar? — „Wie? was mir fehlt? — ſehe ich übel aus?“ Er trat vor den Spiegel: ſchüttelte den Kopf, und lächelnd: „Man ſollte bange werden!“

Damit fing er an von andern Dingen zu reden, welches Biderthal gern geſchehen ließ, und ſo bald wie möglich ſich wieder entfernte.

Dießmal hatte Biderthal alle Faſſung verloren. Das Herz wollte ihm zerſpringen. Er lief nach Hauſe, von da zu Dorenburg, wohin er Luiſe gebracht hatte, ehe er zu ſeinem Bruder ging.

Vor Dorenburgs Hauſe ergriff ihn eine Furcht — er wollte wieder umkehren. Aber Caroline hatte ihn erblickt; Dorenburg ſprang ans Fenſter, und Biderthal mußte ſich entſchließen, ins Haus zu gehen. Auf die Frage: was ihm begegnet wäre, daß er ſo verſtört ausſähe? geſtand er gerade zu: Es beträfe Woldemar, und er wäre gekommen, um ihnen, was ihm ſchon lange unerträglich auf dem Herzen läge, einmal ganz zu offenbaren.

Hierauf erzählte er ſeine früheren Sorgen, ſeine ſpäteren Beobachtungen; was er mit Henriette geſprochen; wie dieſe gegen Woldemar ſich erklärt, und nun in was für einem Zuſtande er beyde vor einer Stunde angetroffen hätte.

Gegenſeitige Eröffnungen folgten dieſer Erzählung: von Beobachtungen, die jeder gemacht; von

Beſorgniſſen, die er geſchöpft und mit Gewalt in ſich unterdrückt hätte: aber keinem waren Gedanken, wie die, welche Biderthal quälten, eingekommen. Sie erſchöpften ſich in Muthmaßungen, und erreichten wenigſtens ſo viel, daß Biderthals Schwermuth beſänftigt, und ſein Gemüth etwas ruhiger wurde.

Dorenburg war der Meynung, und ſetzte ſie durch: daß ſie alle ſich ganz ſtille halten, und es Henrietten zutrauen müßten — wie es dieſe auch mit Recht von Biderthal ſchon gefodert hätte — daß ſie der Sache einen guten Ausgang verſchaffen würde. Sie wäre auf alle Fälle genug gewarnt, und bedürfte keinen Rath. Ihre Unruhe zu vergrößern, oder ſie auf irgend eine Art zu ſtören, würde gefährlich ſeyn.

So geſchah es, daß Henriette in ihrer feſten Erwartung, am folgenden Morgen einen Beſuch von Biderthal zu erhalten, betrogen wurde. Sie beſann ſich, ob ſie nicht bey ihm anſprechen ſollte; war aber bald für das Gegentheil entſchieden. Freywillig wollte ſie nichts, was ihren Freund anging, insgeheim thun oder reden. Und was hatte ſie Biderthalen auch zu ſagen?

Acht Tage gingen herum; noch eine Woche lief zu Ende; und Henriettens Seele fing an ſich zu empören.

Was nur ein menſchliches Herz überwältigen kann: alles war an Woldemar vergeblich geweſen. So tauſendmal gerührt, erſchüttert: immer ohne Frucht; immer doch, am Ende, unbeweglich! . . .

Warum wollte er ſie aus ſeinem Herzen verſtoßen? — Verſtoßen? — Stand dies in ſeiner Gewalt? Sie hatte ja nichts verbrochen, war ja Henriette wie immer. — O Gott! rief ſie aus: ich bin ja unſchuldig!

Der Stachel, der ihr im Herzen ſaß, und folterndes Pochen in alle ſeine Faſern brachte — es war, als wenn er bey dieſem Ausruf auf einmal ſich löste.

Unſchuldig! — Ueberall in ihr wars erklungen — Ewig ſeiner ganzen Freundſchaft werth! — Und kann, was unvergänglich iſt, vergehen? — Vergängliches mag vergehen; — — Harren will ich in Unſchuld. — Harren, und treulich bewahren alle die Liebe in meinem Herzen — und gen Himmel ſchauen!

Da Woldemar die ſtille Heiterkeit erblickte, den ſiegenden Muth, der über Henriette gekommen war, wandelte ihn etwas an, wie Schrecken.

Er ſträubte ſich, es dafür zu erkennen; wollte, daß es Freude wäre, und ſuchte es heimlich darin zu verkehren: Aber er fühlte bald, wie vergebens!

Da ergriff ihn ein zwiefaches Schrecken. Was noch von Hoffnung in ſeiner Seele verſteckt war, fuhr auf und verſchwand. Die entſetzlichſte aller Empfindungen: Verachtung deſſen, was überſchwenglich geliebt war, kam den geräumten Platz einzunehmen; — ſie hatte lange ſchon gedrängt. — Er wurde voll Eckel an dem Unbeſtimmten ſeiner Lage: lieber volle Verzweiflung, tauſendmal lieber! Und er fing an darnach zu ringen.

Aber er konnt' es nicht faſſen, konnt' es nicht glauben! . . .

Das gekoſtet zu haben, was eine ſolche Freundſchaft giebt; und es fahren zu laſſen, und es miſſen zu können, und Muth zu behalten zu leben — Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können dieß, und jenes geweſen zu ſeyn? Eben dieſelbe? Dieſe

Henriette? Dieſe, Dieſe, Dieſe?! . . . .
Er ſchwindelte in Wahnſinn dahin.

Noch mäßigte er ſich im Aeußerlichen; er zeigte nur Kälte: aber ſein Wille, dieſe Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage. Er wich allen Gelegenheiten aus, Dienſte von Henriette anzunehmen; war höchſt ſorgfältig, daß ſie in ſeinem Hauſe nicht die geringſte Bemühung hätte; äußerte in Abſicht ihrer tauſend Bedenklichkeiten; hatte beſtändig ihr etwas aus dem Wege zu räumen; ſo daß ihr der Aufenthalt neben ihm nicht anders als peinlich ſeyn konnte.

Aber ſie hielt Stand; und wenn die Kränkungen, die ſie von Woldemar erfuhr, auch wohl einmal ſie erbitterten, ſo erholte ſie doch bald ſich wieder, und bewies ſich nur deſto liebreicher gegen ihn.

Ein tieferer Gram erzeugte unterdeſſen ſich in ihrer Seele, eine Schwermuth, die in naher Verwandtſchaft mit dem Trübſinne ihres Freundes ſtand.

„Iſt die Würde des Menſchen — ſo hörte ſie in ihrem Innern flüſtern — iſt Stärke, Schönheit und Größe der Seele ſo zerbrechlich? Kann der Geiſt zufällig von Thorheit angeſteckt werden, wie der

Leib von Krankheit — und verderben, untergehen wie der Leib? . .

„Was iſt Freundſchaft, was iſt Liebe, wenn auch die reinſte, höchſte Liebe vergiftend — wenn ſie im Menſchen ein böſer Geiſt werden kann, der Vernunft und Tugend austreibt und ſich an die Stelle ſetzt?“

Fürchterlich wühlten dieſe Betrachtungen in Henriettens Gemüth. Aber der Grund ihrer Seele war rein: Es folgte Stille; es folgte Friede.

Nie vorher in ihrem Leben war ſie ſo ganz verlaſſen geweſen, daß ſie Hülfe allein bey ſich ſelbſt, Zuflucht nur in ihrem eignen Herzen hätte ſuchen müſſen. Hier fand ſie jetzt ein Zeugniß, welches über ihre Zweifel ſiegte; ein Licht, welches deſto heller leuchtete, je mehr ſich Finſterniſſe um ſie verſammelt hatten.

Woldemar blieb nicht ohne Ahndung des höheren Schwunges, welchen Henriettens Seele nahm; und die ſeinige ſank davon noch einmal tiefer, und immer tiefer. Die Verwirrung ſeines Gemüths wurde fürchterlich.

Täglich ſah er Henriette; und wo er ſie erblickte, war ſie umgeben von der glänzenden Schaar entzückender Erinnerungen. Dieſelbe Kraft, ihn glücklich zu machen, wohnte noch in ihr; ſie wußte noch jetzt ſo manchen Schimmer von Freude in ſeine finſtere Seele zu dämmern; brachte unaufhörlich Anwandlung von Glauben, von Vertrauen in ſein Herz — Von Vergebung! — Ach! die ſie aber nicht foderte, nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für ſeine tiefen Leiden — vielleicht insgeheim ſie verachtend — hoch erhaben über den Wahnſinnigen, verrückten Woldemar, und nur in ſchmählichem Mitleid ſich zu ihm herablaſſend — Die Edle! — Ha, Elende! Ferne, ferne du von dieſem Herzen, das du geſchändet — und das du verlaſſen haſt!

Alle ſeine Beſchäftigungen, außer denen welche ſein Amt ihm auferlegte, waren unterbrochen. Er, der ſeiner Stelle ſo gewachſen war, unterlag jetzt ihren Pflichten. Er fand, mit empfindlicher Demüthigung, ſich überall zerſtreut, ſtrengte ſich an, vergeblich; ſtärker, und immer vergeblicher; wurde müde, bis zum Erliegen; matt, bis zur Verzweiflung. Und da war niemand, dem er ſich entdecken,

der über ſeinen Gram mit ihm Eins werden, gemeine Sache mit ihm machen, ihn verbergen, ihn beſchirmen, ihm Zuflucht geben konnte. Er mußte ſich als einen Geächteten anſehen, dem die Flucht unmöglich gemacht war.

Am ärgſten folterte ihn der Gedanke an Allwina.

Daß er ſein Herz von Henriette abgeriſſen hätte: Es war unmöglich, daß ſie es begriffe, es ertrüge. . . „Arme unglückliche Allwina! — — Unſeliger Woldemar — Welch ein Fluch biſt du geworden!“

Ohne alle Vorbereitung durfte er das holde Weib nicht laſſen. Aber — Wie ſie vorbereitet werden müſſe? Darüber konnte er zu keinem Entſchluſſe kommen.

Ein Poſttag verſtrich nach dem andern. Er hatte hundert Entwürfe zu Briefen gemacht, aber bey der Abfertigung ergriff ihn jedesmal ein Schrekken, der ihn das Geſchriebene zurückhalten ließ. Mit Angſt und Eile wurde nun ein neuer Brief zu Stande gebracht; und die mancherley Gewalt, die er ſich dabey anthun mußte, die mancherley und

ſchwere Pein, die er dabey litt, richtete ſein Inneres vollends zu Grunde.

Endlich kam der Tag, an welchem zum letztenmale an Allwina geſchrieben werden konnte; ſie war im Begriff ihre Rückreiſe anzutreten.

Was alles in Woldemars Seele damals vorging, läßt ſich nicht beſchreiben. Sein Brief ſollte am Vorabend fertig ſeyn. Um Mitternacht war noch keine Zeile geſchrieben. Er wurde gewahr, daß ſeine Gedanken und Empfindungen ſich nur immer mehr verwirrten.

Voll Verzweiflung ſagte er endlich zu ſich ſelbſt: — Ich will ſchreiben — dürre hinſchreiben was iſt!

Schrieb — und floh, da er geſchrieben hatte, vor den Zügen ſeiner eigenen Hand.

Haſtig begrub er hierauf ſich in ſein Bette, wo erſt nach langem vergeblichen Sehnen ein betäubender ſchwerer Schlummer ihm die läſtige Beſinnung nahm.

Dieſe überfiel ihn, wie ein Todfeind, am Morgen. Er entſetzte ſich vor dem Daſeyn des Weſens, deſſen Gefühl ſein eigenes Gefühl war. Zweymal gelang es ihm, in die Betäubung, die ihn verlaſſen

hatte, wieder zurück zu ſinken. Zum drittenmal konnte er ſein Erwachen nicht überwältigen. Er hoffte, daß er auſſer dem Bette ſich müder, betäubter fühlen, eher wieder in Schlummer fallen würde, und ſtand auf.

Schon ſo nah dem Wahnſinn, daß er ſich ſelbſt nicht mehr ſuchte, war jetzt dieſer Unglückliche; ſo tief ſchon geſunken, daß er mit ſich ſelbſt nicht mehr haderte, ſondern ſich für edel hielt und gut, unterliegend allein ſeinem Schickſal, dem er nachgeben mußte, wo möglich, ohne Murren!

Mit andern Leiden war in Henriettens Seele unterdeſſen Heiterung gekommen, und Muth, und neue Kraft, und, mit noch mehr Ergebung, Hoffnung.

Sie hatte am vorigen Tage Woldemar früh verlaſſen, abgerufen durch eine dringeude Botſchaft von ihrer Schweſter Luiſe.

Henriette folgte ungern, denn der äuſſerſte Zeitpunkt, den ſie ſich geſetzt hatte, Woldemar zu einer vollſtändigen Erklärung mit Gewalt zu nöthigen, war gekommen: dieſen Abend ſollte der gefährliche, ihr ſo fürchterliche Verſuch unternommen werden.

Alle ihre Kräfte hatte ſie aufgeboten, in der Stille geſammelt, und die nöthige Faſſung errungen. Deswegen ſchrieb ſie Luiſen um Aufſchub, wenn es möglich wäre, bis zum andern Morgen in der Frühe.

Luiſe antwortete: Henriette müßte augenblicklich kommen; was ſie ihr zu ſagen hätte, litte keinen Verzug.

Es war die Beichte ihrer Unvorſichtigkeit, die ſie ablegen wollte: wie ſie ehmals, von Woldemar überraſcht, ihm das Geheimniß von Henriettens Angelobung an Hornichs Todtbette offenbart hatte.

Luiſe war erſt ſeit kurzem hierüber unruhig geworden; ſie hatte nie vorher daran gedacht, daß zwiſchen dieſer Begebenheit und dem, was jetzt mit Woldemar vorging, einiger Zuſammenhang ſeyn könnte. Die erſte Ahndung hievon durchbohrte ihr das Herz. Sie eilte zu Caroline, die ihr Troſt einſprach, aber zugleich ſie nachdrücklich ermahnte, Biderthalen die Sache nicht länger zu verheimlichen.

Luiſe wäre lieber in den Tod gegangen, aber ſie gehorchte.

Biderthals Beſtürzung war entſetzlich! Gleich einem Unglücklichen, der, aus einem tiefen Schlaf

erwachend, ſein Unglück nur geträumt zu haben wähnt; und es wahr findet — größer und ſchrecklicher, je mehr er zur Beſinnung kommt: ſo erſchien jetzt Biderthalen, was ihn bis dahin geängſtigt hatte, wie ein Spiel der Fantaſie, gegen die Gewißheit, die er nun zum erſtenmal empfand. Fürchterlich klar war ihm alles; er wußte keine Rettung. Nur ein Fünkchen Hoffnung — das ſchimmerte noch, glimmte: Er konnte endlich, wie er ſelbſt überzeugt war, auch Henriette überzeugen; durch ſie war vielleicht noch Hülfe möglich.

Er lief zu Dorenburg, der auch heftig erſchrak, und einſtimmig mit ſeinem Freunde dafür hielt: es müßte dieſe wichtige Nachricht Henrietten unverzüglich mitgetheilt werden.

Henriette kam.

Unten in Biderthals Hauſe wurde ihr geſagt, daß auch Dorenburg und Caroline oben wären. Dieß hemmte ihren Schritt.

Sie hatte genug gemerkt, daß Biderthal nicht länger ſeinen Gram vor Dorenburg und ihren Schweſtern hatte verbergen können, und war anfangs wegen der Folgen dieſer vertraulichen Mittheilung ängſt-

lich beſorgt geweſen. Da aber nichts erfolgte; alle ſich ruhig verhielten, und Biderthal ſeitdem gelaſſener ſchien: ſo genoß ſie die Erleichterung gern, welche Biderthal, nicht ſich allein, ſondern auch ihr verſchafft hatte.

Nun fürchtete ſie, man würde auf einmal deſto gewaltſamer in ſie dringen wollen. Bebend öffnete ſie die Thür. Sie wunderte ſich, beym Eintritt ins Zimmer, Luiſe nicht bey den übrigen zu finden, und wollte eben nach ihr fragen, als dieſe aus dem Nebenzimmer, weinend und ſchluchzend, auf ſie zuſtürzte, Verzeihung flehte, an ihrem Halſe ſich verbarg, und in der äuſſerſten Verwirrung ihr Bekenntniß ablegte.

Henriette wußte nicht wie ihr geſchah; alles zitterte an ihr, ſo daß ſie Mühe hatte ſich aufrecht zu halten. Von Luiſens Vortrag hatte ſie ſo viel als nichts verſtanden. Nach und nach erhielt ſie Erläuterung, und erkundigte ſich nun genau nach dem Zeitpunct der Begebenheit.

Nachdem Luiſe ihr dieſen bedeutet, ſie ſelbſt hierauf einige Augenblicke ſich beſonnen hatte, erheiterte ſich ihr Geſicht. Ihr wurde, auf eine andre Weiſe

als Biderthalen, nun auf einmal alles klar. Woldemar war beleidigt; ſie ſelbſt hatte gefehlt; es ließ ſich denken, wie er an ihr hatte irre werden können; mehr als denken, wie ſein Mißtrauen und ſeine Vorwürfe nachher mit jedem Tage hatten zunehmen, ſich vervielfältigen und häufen müſſen, bis der höchſte Grad des Unwillens da war, und Verzweiflung ihn ergriff. Dieß alles ſtellte in einem Augenblick ſich Henrietten dar, und ſie rief aus, einmal über das andre: Gottlob! Gottlob!

Dieß waren ſo viele Donnerſchläge in Biderthals Ohr. — Gottlob! rief ſie aus! Gottlob, bey einer Nachricht, welche ſie vernichten ſollte? — Lag ihr etwa nur daran, mit Woldemar ſich wieder zu verſöhnen? — War ihr Jubel dieſe Ausſicht? Kalt fuhr es ihm durch alle Glieder. Seine lange finſtre Schwermuth, ſein bitterer Gram, wurden in dieſem Augenblick erſtickende Verzweiflung. Leichenblaß ſaß er da mit ſtarrem Auge und gelähmter Zunge.

Plötzlich wurde Henriette ſeine Bläſſe gewahr. Sie ſprang auf, fiel ihm zu Füßen, rief: Bider=

thal, Sie irren! O, ruhig, Biderthal! Hören Sie mich! . . .

Es war ihre letzte Kraſt. Sie ſank nieder, wie todt.

Biderthalen ſchmolz das Herz; und während er mit den Uebrigen beſchäftigt war, Henriette wieder zu ſich zu bringen, träufelten dicke Thränen aus ſeinen Augen.

Da die Ohnmächtige anfing wieder Leben zu zeigen, führte Dorenburg ihn aus dem Zimmer. Sie aber hatte kaum die Augen aufgeſchlagen, als ſie unruhig ſich nach Biderthal umſah, und ihr Verlangen, daß er wieder kommen möchte, bezeigte. Da ihre Schweſtern zauderten, wollte ſie ſelbſt aufſtehen. — Ich bin ſchon wieder wohl, ſagte ſie; mir iſt nur angſt um Biderthal: laßt mich zu ihm. — Luiſe ging und holte die Männer.

Biderthal ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um den Aufruhr in ſeiner Seele zu mäßigen. Er trat zu Henriette, und ſie faßte ſeine beyden Hände in die ihrigen. „Nur noch einmal, liebſter Biderthal, ſagte ſie, nur dieſes eine Mal noch ſo viel Vertrauen, daß Sie mich geduldig anhören! Ich

ſchwöre Ihnen, Gott hilft uns, Gott will uns helfen; wir alle ſind bald wieder froh.

Bey dem Worte: Vertrauen, floſſen Thränen über Biderthals Wangen; bey den Worten: Gott hilft uns, erblaßte er. Er machte ſich los von Henriette, kehrte ſich um, und ging nun, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder.

Niemand vermochte ihm zuzureden. Einzelne Worte, die er mit dumpfer Stimme ausſprach, vermehrten die ſchauerliche Stille.

Dorenburg trat zu ſeinem Freunde, ging, ihn umfaſſend, mit ihm auf und nieder, ſuchte ihn zu tröſten, ihn aufzurichten.

. . . „O, wie habe ich nicht, ſagte Biderthal, wie habe ich in dieſen trüben Tagen mich nicht an allem ſchon verſucht — ohne Hülfe! — Alles, alles verſagte mir.

„Ich habe tief, tief, tief das Elend, das Nichts der Menſchheit empfunden.

„— Ich blickte gen Himmel — Beten? . . ? Wohin beten? Wohin?

„Vor wem ringt der Wurm ſich hier im Staube? Wäre Erhörung: ſie käme meiner Angſt zuvor

— der Menſch wäre anders als er iſt — wahrlich, er wäre anders! . .

„Was will der Gott mit dem Wurm im Staube, mit ſeiner unheilbaren Angſt? — Was will der Unbegreifliche ſo unbegreiflich? — Dieſe dicke ſchwere Finſterniß, und dieſes mannichfaltige, unendliche, gräßliche Unvermögen: Wozu?

„ . . . O, ich hätte geläſtert, wäre nicht der Gedanke mir zu Hülfe gekommen — Aus dem Innerſten der Seele ſtieg er auf! — Der Gedanke: Wie unſer Murren, das eine Vorſehung läugnen will, dennoch für ſie zeugt, indem es, ſie vermiſſend, ſie am heftigſten in Anſpruch nimmt."

Engel des Himmels umgeben dich! rief Henriette, indem ſie auf ihn zuflog, und ihn feſt in ihre Arme ſchlang.

„Lieber! ich habe gemurrt wie du; bin auch, wie du, der Läſterung nahe geweſen, und zeuge nun, mit dir, aus vollem Herzen für ein Weſen, das es beſſer mit mir meynen muß, als ich es mit mir ſelbſt zu meynen verſtehe. Das Geringere kann nicht das Höhere erzeugt haben; unſre ſehnſuchtsvollen Gedanken ſind Kinder eines edleren Vaters,

ſind Kinder der Macht und der Verheißung. Jene Vorſehung, die der arme Menſch, der hier nur auf der unterſten, der erſten Stufe der Beſinnung ſteht, in Anſpruch nehmen kann, muß Göttlich vorhanden ſeyn, außer ihm, über ihm, mit ihm! — Auch mit dir, frommer Biderthal; mit mir; mit uns allen!“

Ein lindernder Balſam floß mit dieſer Rede auf des guten edeln Mannes zerriſſenes blutendes Herz.

Rede weiter, ſagte er mit ſanfter liebender Stimme zu Henriette. Ich fühle, du haſt beſſere Kunde als ich; ich will dir glauben, mit dir hoffen — O, rede!

Verzeiht, ſagte Henriette! Euch alle habe ich erſchreckt mit meinem Ausruf, den ihr nicht verſtehen konntet. Das bedachte ich nicht. Da ich es bedachte, erſchrak ich mehr als ihr Alle.

O, Gott, Ihr Lieben, wo ſoll ich anfangen, euch von mir zu erzählen, zu bedeuten?

Biderthal hat euch ſeine gräßlichen Sorgen entdeckt; er wird euch auch geſagt haben, welch Entſetzen mich ergriff, da ich ſie zuerſt erfuhr. Ich war und blieb überzeugt, daß er irrte, ſich an Wolde-

mar betröge. Aber ich ſelbſt konnte dem Geheimniſſe nicht auf den Grund kommen. Ich ſah, ich erfuhr Dinge, die ich für unmöglich gehalten hätte. Es wurde ſehr finſter um mich! Und ich erlebte Stunden des Unmuths, worin das Unmöglichſte mir nicht mehr unmöglich ſchien. — Nur Stunden; nur Augenblicke vielleicht, die mir Stunden däuchten — Sie waren fürchterlich! . . .

Ihr Männer begreift die Qualen nicht, die ein gutgeſchaffenes weibliches Herz am unerträglichſten foltern.

Luiſe, ſage du es Biderthalen, wie dir ſeyn würde, wenn nur ein Schatten von Furcht dich anwandeln könnte — Entſetze dich nicht! — Ein Schatten der Furcht! es keime, zum Beyſpiel in Dorenburg, oder es entwickle ſich in ihm eine leidenſchaftliche Neigung zu dir . . .

Du erſchrickſt, und zürnſt, wirſt roth und bleich — zürne nicht und tadle mich nicht. Ich bedarf deines Zeugniſſes darüber, daß in einem ſolchen Falle das lebhafteſte Gefühl deines Unwillens ſich wider dich ſelbſt kehren würde; du würdeſt dich durch die Wirkung, die von dir ausgegangen wäre,

wie unſchuldig du auch daran geweſen, für verunreinigt halten, und die tiefſte Demüthigung empfinden.

Dieſe Art zu leiden iſt den Männern, die überall nur von ſich abzuwälzen ſuchen, fremd.

Ich wäre vergangen, wenn Biderthals ſchreckliche Sorge je meine eigene geworden wäre; wenn ich nicht in mir ſelbſt, bey jeder Anwandlung, über ſie geſiegt, und auf Woldemars ſchöne Seele immer von neuem geſchworen hätte. — Dennoch habe ich unſäglich gelitten . . .

Ich hatte mich auf heute gefaßt gemacht, Woldemar zu einer vollſtändigen Erklärung zu nöthigen, ihm mit Gewalt Licht über ſich ſelbſt zu verſchaffen. Die Ausführung wurde durch Luiſens wiederholte dringende Botſchaft verhindert — ſo glücklich! Denn wie leicht wird mir nun mein Geſchäft, da ich Verzeihung zu ſuchen, ein Bekenntniß abzulegen habe; da ich die größte Schuld auf mich ſelbſt legen darf. Dieß zuſammen ſchwebte mir vor in einem Nu, ergriff mich; ich mußte ausrufen, Gottlob! Gottlob! — O daß ihr ſchon mit mir ausrufen könntet! . . . Ihr werdet bald!

Allen klopfte das Herz, und ſelbſt Biberthal getraute ſich nicht, Henrietten zu widerſprechen. Aber er ſeufzte tief, und es war auf den Geſichtern der übrigen zu leſen, daß ſie mehr mit ihm, als mit Henriette fühlten.

Sie fuhr fort:

Unſere Anſichten ſind verſchieden; ſcheut euch nicht, mir zu widerſprechen, und mir alles, was ihr auf dem Herzen habt, rein heraus zu ſagen. Mein Gemüth iſt nun frey; ich werde ruhig anhören, ruhig auf alles antworten können. Nichts hält, nichts bindet mich mehr, daß ich euch nicht dürfte in meiner Seele leſen laſſen, wie ich ſelbſt darin leſe. Verſucht es; der Verſuch wird euch Muth machen; wir werden uns verſtehen und Eins werden.

Dorenburg erwiederte: Wir haben zuſammen Biberthalen ſo lange widerſprochen, und ſeine ärgſte Furcht ihm zu benehmen geſucht, ſie ihm wirklich auch zum Theil benommen, als Luiſe mit ihrer Beichte zurück hielt. Wir verſtummten, nachdem ſie geſprochen hatte. Die entgegengeſetzte Wirkung dieſer Entdeckung auf Sie, liebe Henriette, iſt begreif-

lich. — Wenn Sie nur nicht zu viel hoffen!

Was Sie eben von der Eigenſucht der Männer und der entgegengeſetzten Tugend gutgeſchaffener weiblicher Seelen ſagten, iſt eine überaus wahre Bemerkung. Euch iſt die Liebe des Sittlichen, Billigkeit, Verläugnung, Demuth, gewiſſermaßen natürlich; ſo wie uns die heftige Begierde, Stolz, Härte, Ungerechtigkeit. Dieß letztere bedenken Sie vielleicht in dieſem Augenblicke nicht genug, wiſſen es wohl auch noch nicht genug. Sie vertrauen der Energie des Sittlichen, nach der Empfindung davon in ihnen ſelbſt, und haben deswegen immer von neuem auf Woldemars ſchöne Seele geſchworen. Doch geſtanden Sie auch ſchon, daß Sie an ihm erfahren hätten, was Sie ohne dieſe Erfahrung für unmöglich halten würden. Könnte nicht auch dieſen Erfahrungen etwas zum Grunde liegen, was Sie nicht einmal zu ahnden im Stande ſind; vielleicht ein Gewebe von Gemüthsbewegungen, deſſen geheime tiefe Kunſt oder Zauberey über unſer aller Begriff iſt? Ich denke mir die Sa-

che minder einfach als Biderthal, und bin deswegen jetzt noch beſorgter, vielleicht, als er.

Ich kann Sie nicht widerlegen, antwortete Henriette, denn es iſt wahr, daß ich mich allein auf die Energie des Sittlichen bey Woldemar verlaſſe; und eben ſo wahr, daß er ſich in einem Zuſtande heftiger Leidenſchaft befindet, der gewiß ſein Inneres ſchon ſehr zerrüttet hat, und gefährlich genug ſeyn mag.

Aber ich verlaſſe mich auf jene Energie nicht bloß nach der Empfindung, die ich in mir ſelbſt von ihr habe, ſondern nach der Anſchauung, die mir in Woldemar von ihr geworden iſt. Ich glaube an des Mannes Tugend. Eine ſolche Zuverſicht läßt ſich eben ſo wenig darſtellen, als mittheilen — Ich muß ſie wenigſtens bekennen.

Sie peinigen mich, gute Henriette! rief Biderthal, mit bewegter Stimme. Sie zwingen mich wider Woldemar zu reden, zwingen mich zu ſagen, daß ich nicht an ſeine Tugend glaube.

Gut geſchaffen iſt Woldemar, wie kein anderer Mann, den ich kenne; aber nach Tugend hat

er vielleicht nicht einmal geſtrebt — Ich möchte ſagen, er glaube nicht einmal an eigentliche Tugend.

Erwägen Sie ſeine beſtändige Lehre: Gerecht, tugendhaft, edel, vortrefflich ſey, was der gerechte, tugendhafte, edle, vortreffliche Menſch, ſeinem Charakter gemäß, ausübe, verrichte und hervorbringe; einen andern Grund hätten dieſe Begriffe nicht; das edlere Gemüth erzeuge ſie aus ſich, und erkenne kein höheres Geſetz, als ſeinen beſſeren Trieb, ſeinen reineren und höheren Geſchmack; — Oder: Wie das Kunſtgenie, durch den Eindruck ſeiner Werke, der Kunſt Muſter und Geſetze gebe; ſo das ſittliche Genie, der Freyheit. Daher ſeine Verachtung der öffentlichen Meynung, ſein ſtummer Trotz — daher, ich muß es ausſprechen — ſein Hochmuth, der ihn zu Fall brachte.

Mit zurückgehaltenem Weinen, ſtrahlend zugleich von Würde, erwiederte Henriette: Ja er iſt gefallen; aber die Tugend an die er wahrlich glaubt, und die ihn nicht verlaſſen kann, wird ihn höher wieder aufrichten.

Biderthal! Sie fanden vor einiger Zeit ein Buch bey mir, und zeigten mir eine darin angeſtrichene

Stelle. Ich fand auch ein Buch bey Ihnen, und darin eine Stelle, die war nicht angeſtrichen: ſie drang in mein Innerſtes.

„Niemand," las ich, „Niemand kann beſtändig ſeyn, es gebe es ihm denn Gott."

Dieſes Zeugniß legt Petrarka in ſeinen Bekenntniſſen ab.

So hat Woldemar noch nicht bekannt, noch nicht gezeugt; noch verläßt er ſich auf ſein Herz, und iſt ein Thor. Er iſt, wie Biderthal richtig bemerkte, ſo glücklich geſchaffen, die Luſt am Guten und Schönen iſt in ihm ſo groß, ſo lebhaft, ſo überwiegend, daß er leicht verführt werden konnte, dieſe Luſt für Tugend, und ſich, durch dieſe Tugend, für ſtark genug zu halten.

Alle Menſchen pflegen minder oder mehr ſich an Empfindungen zu hängen, von denen ſie glauben, daß ſie in ihnen ſelbſt, oder in Andern, dauern werden; und finden ſich betrogen. Einige, die ſich klüger dünken, ſuchens im Verſtande, und meynen, mit Begriffen ließe das Lebendige ſich wohl einbalſamiren, und dieſe Mumien wären keine Leichen. Aber, ſo wenig ſich Gefühl in uns

oder Andern nach Gefallen anzünden, auslöſchen, mindern und mehren läßt; ſo wenig und noch viel weniger will es gelingen, des Gefühls mit Hülfe der Begriffe zu entrathen. — Wie entgehen wir alſo der Vergänglichkeit in unſerm Thun und Dichten? Wie retten wir unſer Selbſt; wie das Selbſt derer, mit denen wir Ein Herz, Eine Seele auszumachen ſtreben?

So hat Woldemar früh ſchon gefragt, früh ſich müde geſucht nach dem Wege zu jener Freyſtätte der Weisheit, wo der Menſch immer daſſelbe will und daſſelbe nicht will, immer nur Einerley ſuchet und meidet, und jedesmal halten kann, was er ſich ſelbſt und andern verſprach.

Keine Heerſtraße war dahin gebahnt; das erfuhr er bald: obgleich Millionen Stimmen das Gegentheil verſicherten. Doch waren Zugänge, das wußte er; auch hatte er, vornehmlich aus Fußtritten der Alten, eine Kunde von der Richtung. Verirren aber konnte er, und verirrte....

„Auf dem gefährlichſten aller Abwege!“ fiel mit Heftigkeit Biderthal ein, — „auf dem Abwege des

hartnäckigſten und gefliſſentlichſten Eigendünkels?

Wahrlich, fuhr Biberthal fort — jene Antwort des Delphiſchen Orakels auf die Frage: Wie man ſich den Göttern wohlgefällig machen könne? — jene vom Orakel mehrmals wiederholte, und von Sokrates und Mark Aurel geprieſene Antwort: Nach den Geſetzen deiner Stadt! — leidet, fodert eine weitere Anwendung, als nur auf Religionsgebräuche!

Was die allgemeine Stimme unſerer Mitbürger als gut und ſchön empfiehlt, und wovor ſie, als Böſem, warnt, das ſoll man, wenn nicht klare Geſetze der Sittlichkeit dawider ſind, dafür gelten laſſen; jenes ſuchen, dieſes fliehen.

Nichts iſt gefährlicher, als eigenes Gutfinden über die allgemeine Stimme zu erheben; nichts heilſamer, als Gehorſam und Unterwerfung. Viel beſſer, wir bequemen uns nach unſchuldigen, wenn auch thörichten Gebräuchen und Vorurtheilen, und glauben jedem andern Menſchen, als daß wir nur uns ſelbſt folgen, nur uns ſelbſt anhören und glauben.

Du vertrauest Woldemars ſchöner Seele. Gerade dem, was du ſo nennſt, mißtraue ich im höchſten Grade; es verführt ihn, ſchwächt ihn, treibt ihn herum auf einem gränzenloſen Meere, hat ihn zum Schwärmer — Ach! zu einem unſeligen, unheilbaren Fantaſten und Sophiſten gemacht.

Du wirſt heftig und übertreibſt, ſagte Dorenburg; übrigens bin ich ſehr deiner Meynung. Woldemar iſt ein geiſtiger Wollüſtling; und ob er gleich nur höheren Lüſten nachhängt, ſo ſind es doch Lüſte: und wer nur in Lüſten lebt, verdirbt.

Was ein Menſch von Natur Gutes, Vortreffliches, zumal Schönes an ſich haben kann, iſt Woldemarn in einem nicht gewöhnlichen Maaße zu Theil geworden, und er hat, wahrſcheinlich, von Jugend auf, wenig Anlaß gehabt, gegen ſeine Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Neigungen mißtrauiſch zu werden. Deswegen hat er nicht genug ſich ſelbſt kennen gelernt, hat die jedem Menſchen ſo nöthige ſtrenge Zucht entbehrt, und — verſchmäht ſie. — Gehorſam, wie du ſcharf und richtig bemerkteſt, eigentlicher Gehorſam iſt

nicht in ihm. Er hat ſeine ganze Kraft allein auf die Ausarbeitung ſeiner eigenthümlichen Sinnesart verwendet; und es bedurfte auch weiter nichts als einer ſolchen Ausarbeitung, damit der Trieb zum Guten und Schönen, als der herrſchende, in ihm hervorkäme; der Mann iſt wirklich ſchön und gut geworden.

Leider! iſt mit Schönheit der Reiz zur Eitelkeit verknüpft; und mit Freyheitsgenuß, Stolz; ja, was noch weniger ſeyn ſollte, Herrſchſucht. Jeder aber, der nur ſeinem Hange folgen darf, dünkt ſich frey, und edel vor ſeinen Brüdern, über die ein anderes Geſetz waltet, als der eigene Trieb ihnen gab.

Jetzt drückt und unterdrückt der gute Woldemar ſich ſelbſt; ſein eigener Wille verwirrt ihn, reibt ihn auf; ſein eigenes Recht bringt ihn um.

Ich finde nicht, ſagte Henriette, daß ihr Beyde mir ſonderlich widerſprochen habt — Laßt mich ausreden!

Woldemar empfindet lebhaft und tief, und jede Empfindung, die er freywillig in ſeine Seele

aufgenommen hat, ſcheint unauslöſchlich darin zu haften. Bis auf einen gewiſſen Grad kann jeder Menſch ſeine Empfindungen verſtärken, und ihnen einen Nachdruck geben, wodurch er ſie wie neu gebiert, ſie zu Geſchöpfen ſeines Willens macht, und dauerhafter mit ſeiner Perſon vereinigt. Dieſe gemeine Gabe erhielt in Woldemar eine nicht gemeine Anwendung. Die von Natur ſchon wohl angezogenen Saiten ſeiner Empfindung, gaben bey der zarteſten Berührung einen ſo hellen reinen Klang von ſich, und tönten ſo lange nach, daß er unwillkührlich zum Nachſinnen über eine noch reinere Stimmung erweckt und hingezogen werden mußte. Er ergründete dieſe Stimmung, lernte ihren Gebrauch, und wurde ſeines Herzens in einem auſſerordentlichen Grade mächtig.

Allmählig entwickelte ſich in ihm der Gedanke, der G l a u b e — wie nenne ichs am beſten? — es wären die menſchlichen Empfindungen, — Neigungen und Affecten, nicht durch ihre eigene Natur ſo unzuverläſſig und vergänglich, als ſie im gemeinen Leben uns erſcheinen; ſondern ſie würden es durch

unſere eigene Schuld, durch Nichtachtung und Leichtſinn.

Ihn täuſchte ſeine eigene wahrhaft ſchöne Kunſt: er betrog ſich an der Freythätigkeit, wodurch er ſie hervorgebracht hatte, und die er nun, durch eben dieſe Kunſt, hinwieder zu vermehren wußte. Er ſchloß aus einem minder Vergänglichen, minder Zufälligen in ihm, auf ein mögliches Unvergängliches, wahrhaft Ewiges, das der Menſch in ſeinem Gefühl erzeugen, und woran er, wie an einen Gott, in ſeinem Thun und Dichten, Leiden, Streben und Meiden, ſich halten könnte.

Recht hat ſich dieſe Idee erſt während ſeines Aufenthalts bey uns, durch neue Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuche in ihm entwickelt. Ihr wißt, welche Mißverſtändniſſe ſich bald ergaben, und wie euch Woldemar beſchuldigte, ihr übertriebet ſeine Maximen und ginget irre. Biderthal ſcheint dieß bey den Vorwürfen, die er Woldemarn eben machte, vergeſſen zu haben; wiewohl ſich auch zur Noth behaupten ließe, ſie träfen an der Seite, die Biderthal angriff, Woldemar ſo gut, als

dieſelben Vorwürfe euch an der damals von Woldemar angegriffenen Seite trafen.

Jene Irrungen waren unerheblich und bald geſchlichtet. Doch hatten ſie auf Woldemar ſo viel gewirkt, daß er ſeitdem mehr an ſich hielt, geheimer und noch mehr allein mit ſeiner Muſe lebte. Die Wahrheit ihrer Geſänge zu prüfen, war in ihm eine verborgene Sehnſucht, deren mannichfaltige Aeußerungen er ſelbſt noch nicht verſtand. Er bedurfte einer gleichgeſtimmten freundſchaftlichen Seele, um gewiß zu werden, ſeine Weisheit ſey kein Gedicht. Es gelang ihm, ſich wenigſtens mit einer Erſcheinung dieſer Art zu täuſchen; und nun hängte er ſich an dieſe Erſcheinung, wie an den Bürgen ſeiner Glückſeligkeit, ſeines Werths, ſeines eigentlichen Daſeyns.

Ich habe ehrlich mit ihm geſchwärmt, und muß es darum verzeihlich finden, daß er allmählig jede Zuverſicht, mehr aus der Freundinn Seele, als aus ſeiner eigenen ſchöpfte. Fürchterlich muß die erſte leiſeſte Anwandlung eines Zweifels an mir den Mann erſchüttert haben! Er empfing eine Wunde, die von ſelbſt nie wieder heilen konnte; ſie mußte

unter ſich freſſen, und in ein tödtliches Geſchwür ausarten.

Und Ihnen, fiel Dorenburg ein, iſt wegen dieſer tödtlichen Krankheit doch nicht bange?

Mir iſt nicht bange, erwiederte Henriette, weil ich von Woldemars Uebel mit ergriffen wurde, und nun gewiß bin, ihm auch meine Geneſung mitzutheilen. Die Verzweiflung, die ihn martert, wollte auch mich zu Grunde richten. Schon war aus meinem Herzen aller Glaube, alle Zuverſicht entflohn.

So fühlte ichs — aber ſo war es nicht.

Und was nun auch für Verſchiedenheiten, allgemeine und beſondre, zwiſchen Woldemar und mir ſtatt finden mögen; denkt ſie euch ſo groß und mannichfaltig als ihr wollt; laſſet, was euch nur beliebt, in ihm vorgegangen ſeyn: es ſoll alles gelten; auch das Aergſte — ſelbſt Biderthals gräßlicher Verdacht ſoll wahr und gegründet ſeyn: Ich behalte dennoch Muth!

Denn ich weiß, es iſt der Menſchheit eine Kraft verliehen, die, in einem Manne wie Woldemar, der ſelbſt ſchon ſo oft ſie in ſich aufgerufen hat, nur darf wieder aufgerufen werden, und er hat geſiegt.

Henriette! ſagte Biderthal, liebe, gute Henriette! — Du biſt ſehr hochfliegend! Gram und Betrübniß haben mich gebeugt; ich kann dir nicht nachfliegen. — O Demuth! Demuth!

Demüthig, antwortete Henriette, iſt jeder Aufrichtige. Nur der Heuchler kann lange ſtolz ſeyn; und gewiß iſt jeder Stolze auch ein Heuchler.

Aber die Aufrichtigkeit, womit Demuth verknüpft iſt, macht uns darum nicht feig. Sie erfodert vielmehr, und gebiert hinwieder den größten Muth. Von dieſem Muthe redete ich; und ich weiß, er iſt in euch Allen. . . .

Schweſtern! — ſie ergriff mit der einen Hand Caroline, mit der andern Luiſe —— Schweſtern! helft mir noch einmal wider dieſe verſtockten Männer zeugen! Sagt ihnen, daß Etwas im Menſchen iſt, was er nicht aufzuopfern vermag; — und noch Etwas, was ihm die Aufopferung verbietet, wenn er ſie auch beſchließen könnte. — Oft leiden wir unſäglich, und könnten von dieſem unſäglichen Leiden uns befreyen; aber eine wunderbare Kraft in uns widerſteht, läßt es uns nicht zu. — Wir fühlen, daß wir dieſem Weſen in uns mehr als uns

ſelbſt zugehören — und fühlen auch wieder, daß eben dieſes Weſen unſer eigenſtes, innerſtes Weſen iſt. — Treffen uns Vorwürfe aus und in dieſem Innerſten, ſo iſt es ein Schmerz, der an Empfindlichkeit jeden andern übertrifft — Nicht Schmerz, nicht Furcht — Was iſt es dieſes Unerträgliche, Wunderbare? . . .

Sie ſtockte. Luiſe ſenkte ſich herab an ihrer Seite, und Caroline rückte näher und ſchmiegte ſich dicht an ſie.

Henriette hub von neuem an: Und dieß zu erfahren in einem Weſen, das man über alles liebt; aus welchem man ſein beſtes Daſeyn — alles Daſeyn nimmt; ohne welches man nicht leben möchte — nicht leben könnte; deſſen Würde. . . .

Sie erblaßte, und himmliſch verklärte im Erblaſſen ſich ihr Angeſicht; helle Thränen rollten ihr über die Wangen; mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme fuhr ſie fort:

. . . Ich habe — ſeinen Tod wünſchen können! — Seinen Tod! . . .

Aber daß ich das konnte: davon iſt mir ein neuer Tag, eine neue hellere Ausſicht geworden.

Auch die Männer fühlten ſich erſchüttert. Dorenburg wendete ſich mit Blicken voll Rührung gegen Biderthal — reichte ihm die Hand. — Mit zärtlicher Heftigkeit ergriff ſie Biderthal. Beyde ſtanden auf, traten zu Henriette, umarmten ſie, weinten mit ihr.

Es war eine ſchöne Stille, welche aller Herzen in dieſem Augenblick vereinigte; alle mit demſelben Troſt, denſelben Hoffnungen erfüllte, ihren Geiſt aufrichtete, und mit einer neuen unausſprechlichen Zuverſicht erquickte.

Sie wünſchten nun insgeſammt, daß es heute noch zu einer Erklärung zwiſchen Woldemar und Henriette kommen möchte. Leider! war es dazu ſchon viel zu ſpät am Abend; man mußte bis morgen ſich gedulden. Auch fand Henriette nöthig, daß ſie zuvor ſich wieder ſammelte, ausruhte, und, zu dieſer ſchweren Unternehmung, von neuem ſich in die beſte Faſſung ſetzte. — „Vorerſt, ſagte ſie, muß ich mich hier auf der Stelle noch mehr erholen; wir müſſen beyſammen bleiben, und uns auf eine recht gute Nacht beſinnen, die wir beym Auseinandergehn

uns nicht bloß wünſchen, ſondern wirklich mitgeben.

„Aber wie fangen wir es an, daß wir dazu ſtille genug, und nicht zu ſtille werden? — Ich wüßte Etwas . . .

„Gewiß erinnert ihr euch noch eines merkwürdigen Geſprächs bey Woldemar, über menſchliche Ohnmacht und Größe. Man wollte unterſuchen: Was die Seele ſtark mache; was für ein Gegenſtand das ſey, den der Tugendhafte ſich vor Augen halte; überall ſich vor Augen halten könne, ſo, daß er damit alles überwinde und ausrichte; vordringend — eigentlich zu welchem, zu was für einem Ziele?

„Die Unterſuchung wurde durch eine Vorleſung unterbrochen, auf die wir eigentlich zu Woldemar geladen waren. Es war ſein Auszug der Geſchichte Agis und Kleomenes. — Wie uns allen wohl dabey wurde, und wir hernach nicht weiter grübeln mochten, habt ihr nicht vergeſſen. Mir däucht, es wäre ſchön, wenn wir das Andenken jener wohlthätigen Stunde heute mit einander feyerten. Biderthal hat eine Abſchrift dieſes Auszugs; er ſoll ſie ho-

len, und ich leſe vor. Auf dieſe Weiſe unterbrechen wir uns, ohne uns zu ſtören oder zu zerſtreuen; wir werden uns im Gegentheil dabey noch inniger zu einander verſammeln, neue Stärke und neue Fülle erhalten.“

Nicht gleich fand Henriettens Vorſchlag Beyfall. Am meiſten ſträubte ſich Biderthal: — „Er könnte unmöglich zuhören; unmöglich die geringſte Aufmerkſamkeit haben: der bloße Gedanke daran wäre ihm peinlich — Er begriffe Henrietten nicht...“

Ich begehre keine Aufmerkſamkeit von Ihnen, erwiederte dieſe; Sie brauchen nicht einmal zuzuhören; Sie ſollen nur daſitzen, als wenn Sie zuhörten — Ich ſagte, eine Stunde: es wird kaum eine Viertelſtunde dauern — So viel können Sie wohl mir zu Gefallen thun.

Biderthal holte die Handſchrift. Man ſetzte ſich um Henriette, und ſie hub mit leiſer Stimme an zu leſen:

„Ein großherziger Jüngling, Agis, König zu Sparta, ſah mit tiefem Schmerz das Verderbniß, worin ſeine Mitbürger gerathen waren, und wollte ihnen, durch Herſtellung der Lykurgiſchen Einrich-

tungen, Gleichheit, Freyheit und Tugend wiedergeben.

„Die unüberwindlichſten Hinderniſſe legte ihm ſein Mitkönig, Leonidas, in den Weg. Dieſer wurde verbannt, und Kleombrotus, des Leonidas Tochtermann, an ſeiner Stelle König.

„Dennoch konnte Agis nicht durchdringen. Leonidas kehrte zurück, am heftigſten wider ſeinen Tochtermann ergrimmt. Von ſeiner Wache umgeben drang er in den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus ſich geflüchtet hatte, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er, ſein Schwiegerſohn, ſich wider ihn empört, ihm die Krone geraubt, und aus ſeinem Vaterlande ihn verbannt hätte.

„Kleombrotus wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten; er ſaß beſchämt und ſchweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, Leonidas Tochter, hatte ſich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verfolgten Vaters geſchlagen, und von Kleombrotus, ſobald er den Thron beſtieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen ſuchte ſie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienſte und Fürbitten zu

erleichtern, und hing, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück ſich von dieſem wandte, nahm ſie auf einmal andre Geſinnungen an. Sie wich nicht mehr von Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem ſeinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beyden Kinder geſchlungen, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen ſaß.

„Alle Anweſende waren durch die treue Liebe dieſes tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen geſetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerſtreutes unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit dieſen Worten an: „Die „Zeichen der Trauer, o Vater, die du hier erblickſt, „rühren nicht von meinem jetzigen Mitleid mit Kleom„brotus her; es ſind Ueberbleibſel des Kummers, „womit dein Unglück und deine Flucht mich vertraut „gemacht haben. Soll ich nun in dieſem Zuſtande „der Trauer bleiben, da du als Sieger und König „wieder in Sparta biſt; oder mich mit einem koſt„baren königlichen Gewande ſchmücken, und in die-

„ſem Schmucke meinen Gemahl von dir ermorden „ſehen? — meinen Gemahl, den du ſelbſt mir in „meiner Jugend gabſt, und der, wenn er dich nicht „durch ſeiner Kinder Thränen und durch die meinigen „erweichen kann, ſein Vergehen härter, als du „wünſcheſt, büßen wird, weil er mich, ſeine Ge„liebteſte, alsdann vor ihm wird ſterben ſehen. „Denn wie könnte ich mich entſchließen, unter mei„nen Mitbürgerinnen zu leben, wenn ich, als Weib „und Tochter gleich unglücklich, meinen Vater und „meinen Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rüh„ren, ſie zum Mitleid gegen einander nicht bewegen „kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, der „meinem Gemahle übrig blieb, habe ich ihm benom„men, da ich auf deine Seite trat, und hiedurch „wider ſeine Thaten zeugte. Du aber rechtfertigeſt „durch dein eigenes Verfahren ſeine Ungerechtigkeit, „indem du zeigſt, die königliche Würde müſſe etwas „ſo großes und beſtrebenswürdiges ſeyn, daß man „um ihretwillen ſeine Schwiegerſöhne tödten und ſei„ner Kinder nicht mehr achten dürfe.“

„Während dieſer Klagen hielt Chelonis ihr Geſicht an das Haupt ihres Mannes gelehnt, und warf

einen niedergeſchlagenen, von Traurigkeit getrübten Blick auf die Umſtehenden. Leonidas, nachdem er mit ſeinen Freunden ſich berathſchlagt hatte, befahl dem Kleombrotus aufzuſtehen und Sparta zu räumen; ſeine Tochter aber bat er zu bleiben, und einen Vater, der ſie ſo zärtlich liebte, und ihr jetzt durch die Begnadigung ihres Gemahls einen neuen Beweis dieſer Liebe gäbe, nicht zu verlaſſen. Aber Chelonis war nicht zu bewegen. Sobald Kleombrotus aufſtand, überreichte ſie ihm eines ihrer Kinder, das andere faßte ſie ſelbſt bey der Hand, warf ſich vor dem Altare des Neptun nieder, und nach einem Gebet zu dieſem Gotte wanderte ſie aus mit ihrem Gemahl, welcher, wenn er nicht durch eitle Ehrſucht ſchon zu tief geſunken war, die Verbannung in der Geſellſchaft eines ſolchen Weibes für ein größeres Glück halten mußte, als den Beſitz des königlichen Throns.

„Agis unterlag den Nachſtellungen treuloſer Freunde, die Leonidas gewonnen hatte. Sie lockten ihn aus ſeiner Freyſtätte, dem Tempel der Minerva, übermannten ihn, und ſchleppten ihn ins Gefängniß. Leonidas eilte mit ſeinen Kriegsknech-

ten ſchnell herbey und umzingelte den Ort. Es tra=ten Richter auf, den Gefangenen zu verhören; ſie begehrten tückiſch, er ſollte ſich vor ihnen rechtferti=gen. Der junge König verlachte ihre Heucheley. Dieß brachte Amphares auf, einen jener treulo=ſen Freunde, die ihn verrathen hatten, und welcher als Ephor unter ſeinen Richtern war. Er drohte dem unglücklichen König, daß ſein Lachen ſich bald in Thränen verwandeln, und er die Folgen ſeiner Verwegenheit hart genug empfinden ſollte. Ein an=derer der Ephoren hingegen gab ſich den Schein, als ob er, von des Agis Schickſal gerührt, ihm den Weg zur Vertheidigung bahnen wollte, und that in dieſer Abſicht die Frage an ihn: ob er nicht von Lyſander und Ageſilaus *) zu ſeinem Unternehmen wäre ge=zwungen worden? Agis antwortete: er wäre von niemand gezwungen worden, ſondern bloße Vereh=rung für das Andenken des Lykurg, und die Begierde

*) Zwey vornehme Spartaner; der letzte des Agis Oheim. Beyde waren von dem jungen Könige zur Ausfüh=rung ſeines Vorhabens gebraucht worden, und an dem Miß=lingen deſſelben hatte Ageſilaus durch Einmiſchung eigen=nütziger und niedriger Abſichten die meiſte Schuld.

in die Fußſtapfen dieſes großen Mannes durch Wiederherſtellung ſeiner Geſetze zu treten, hätten ihn zu dieſem Unternehmen vermocht. Darauf fragte ihn derſelbe Ephor: ob er denn das Gethane nicht bereue? Der junge König antwortete: Ein ſo ſchönes Unternehmen würde er nicht bereuen, ſollte er auch den Tod vor Augen ſehen.

„Agis wurde nun zum Tode verdammt; und die Ephoren befahlen den Gerichtsdienern, ihn in die ſogenannte Dekas, den Ort im Gefängniſſe zu führen, wo die zum Tode Verurtheilten erdroſſelt zu werden pflegten. Als ſie dahin kamen, bemerkte Agis, daß einer von den Gerichtsdienern über ihn weinte und ſein Unglück bejammerte. Weine nicht, mein Freund, ſagte Agis zu ihm; ich, der ich wider Geſetze und Recht die Todesſtrafe leiden muß, bin weit beſſer daran, als meine Richter. Nach dieſen Worten bot er freywillig ſeinen Hals dem Stricke dar. Amphares war unterdeſſen vor die Thüre des Gefängniſſes gegangen, wo ſeine Bekannte und vormalige Freundinn, des Agis Mutter, Ageſiſtrata, ihm zu Füßen fiel, und für ihren Sohn um Gnade bat. Amphares hob ſie mit der Verſicherung auf,

daß Agis weder Gewalt noch Mißhandlung zu befürchten hätte; er ermunterte ſie ſogar, zu ihrem Sohne, wenn ſie Luſt hätte, in das Gefängniß zu gehen. Sie bat um die Erlaubniß, ihre Mutter mit hinein zu nehmen. Auch hierin, ſprach er, wird dir Amphares nicht zuwider ſeyn. Er führte darauf beyde in das Gefängniß, ſchloß die Thüre deſſelben hinter ſich zu, und übergab Archidamia, der Ageſiſtrata Mutter, eine ſehr bejahrte und von ihren Mitbürgern allgemein verehrte Frau, zuerſt den Gerichtsdienern. Sobald dieſe ums Leben gebracht war, befahl er auch der Ageſiſtrata, in das Innerſte des Gefängniſſes zu treten, wo ſie ihren Sohn und ihre Mutter hingerichtet, den erſten auf der Erde liegen, und die andre noch am Stricke hangen ſah. Sie ſelbſt nahm mit den Gerichtsdienern den Leichnam ihrer Mutter ab, und nachdem ſie ihn neben den Leichnam ihres Sohnes gelegt, ihn bedeckt und verhüllet hatte, warf ſie ſich über den Leichnam ihres Sohnes, küßte ihm das Antlitz, und rief aus: deine frommen und menſchenliebenden Geſinnungen, o mein Sohn, und deine allzu große Güte und Milde haben über dich und uns dieß Verderben gebracht!

„Amphares, der an der Thüre ſtand, und was vorging ſah und hörte, trat auf dieſe Worte der Ageſiſtrata herzu, und ſagte voll Erbitterung zu ihr: Wohlan, da du mit deinem Sohne gleiche Geſinnungen hegſt, ſo bereite dich auch, mit ihm gleiche Strafe zu leiden. — Ageſiſtrata ging von ſelbſt dem Strick entgegen: Möge nur mein Tod, ſprach ſie, meinem Vaterlande nützlich ſeyn!

„Nach der Hinrichtung des Agis hatte Leonidas zu lange gezögert, deſſelben Bruder Archidamus gefänglich einzuziehen; ein Umſtand, welchen dieſer benutzte, mit der Flucht ſich zu retten. Des Agis Gemahlinn aber, Agiatis, ließ er mit dem Kinde, das ſie kurz zuvor geboren hatte, aus ihrem Hauſe holen, und zwang ſie, ſeinen Sohn Kleomenes, obgleich er noch nicht mannbar war, zu heyrathen, damit ſie keinem andern zu Theil werden möchte. Denn ſie hatte von ihrem Vater Gylippus anſehnliche Reichthümer geerbt, war noch in der Blüthe ihrer Jugend, und übertraf an Schönheit der Geſtalt und an Adel der Sitten alle Griechinnen ihres Zeitalters. Sie hatte, um der neuen Vermählung zu entgehen, Bitten und

Flehen und alle andre Mittel, den Leonidas zu rühren, vergeblich angewandt. Daher haßte ſie ihn tief nach ihrer Verbindung mit dem Kleomenes; in ihrem Umgange hingegen mit ihrem jungen Gemahl zeigte ſie ſo viel Sanftmuth und gefällige Güte, daß dieſer ſie bald im höchſten Grade liebgewann, und ihr zärtliches Andenken an Agis ſogar, das ſie fortdauernd in der Seele trug, mit ihr zu theilen ſuchte. Er befragte ſie oft um die Geſchichte ihres vorigen Gemahls, und hörte ihr voll Aufmerkſamkeit zu, wenn ſie von ſeinen Abſichten und Entwürfen redete.

„Kleomenes war voll edler Ehrbegier und erhabener Geſinnungen; auch gab er an Einfalt der Sitten und an Mäßigkeit dem Agis nichts nach; doch fehlte ihm die ſanfte Güte und Schonung jenes Königs. Die Natur hatte in ſeine Gemüthsart eine Heftigkeit gemiſcht, die ihn zu allem, was die Geſtalt des Guten trug, mit Ungeſtüm immer fortriß. Er hielt es zwar für vorzüglich ſchön, über Willige zu herrſchen; aber auch für ſchön, gegen Nicht-Willige das Gute mit Gewalt durchzuſetzen. An dem damaligen Zuſtande von Sparta hatte er ein tiefes Mißfallen. Die Bürger waren in Unthä-

tigkeit und Wolluſt verſunken; der König überließ ſich dem Vergnügen, und brachte, wenn ihn niemand darin ſtörte, ſeine Tage in üppiger Ruhe und in Wohlleben zu. Für das gemeine Beſte war im Staat alle Theilnahme verſchwunden; jeder ging nur ſeinem eigenen Vortheil nach, und an die alte ſtrenge Erziehung der Jugend, an ihre Bildung zur Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Gleichheit, wagte niemand mehr, durch das unglückliche Beyſpiel des Agis abgeſchreckt, auch nur einmal zu denken.

„Leonidas ſtarb, und Kleomenes gelangte zur Regierung. Er ſah jetzt deutlicher das äuſſerſte Verderbniß des Staats, den Hang der Reichen zum Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Schätze, und ihre Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beſte; ſah den großen Haufen, durch Dürftigkeit niedergedrückt, ſeines alten kriegeriſchen Muthes, und des edlen Wetteifers, ſeine Kinder mit Sorgfalt zu erziehen, beraubt. Er ſelbſt war König bloß dem Namen nach; die ganze Herrſchaft befand ſich in den Händen der Ephoren. Dieſen Zuſtand der Dinge beſchloß Kleomenes durch eine gänzliche Staatsumänderung zu verbeſſern.

„Er hatte einen Freund, Namens Xenares, der zuvor ſein Geliebter geweſen war; eine Leidenſchaft der Jünglinge für einander, welche man in Sparta eine göttliche Begeiſterung nannte. Die Geſinnungen dieſes Xenares ſuchte Kleomenes zuerſt zu ergründen. Er legte ihm daher über die verunglückten Abſichten und Entwürfe des Agis häufig Fragen vor, und verlangte zu wiſſen, welcher Mittel und Gehülfen dieſer König zur Ausführung ſeines Unternehmens ſich bedient hätte. Xenares erinnerte ſich anfänglich dieſer Dinge nicht ungern, und ließ ſich in eine umſtändliche Erzählung der ganzen Geſchichte ein; ſobald er aber merkte, daß Kleomenes dadurch für die Neuerungen des Agis in Leidenſchaft und in Feuer geſetzt wurde, und auf dieſen Gegenſtand die Unterredung immer von neuem zu lenken ſuchte, ſo verwies er ihm zornig ſeine Unbeſonnenheit und ſchalt ihn einen Thoren. Sogar brach er zuletzt allen Umgang mit ihm ab; entdeckte aber keinem aus welchem Grunde, ſondern begnügte ſich den darnach Fragenden zu antworten: dem Könige ſelbſt wäre der Grund davon am beſten bekannt.

„Kleomenes ſchloß aus dieſem fehlgeſchlagenen Verſuche, daß es ihm mit den übrigen Spartanern nicht beſſer als mit Xenares gelingen würde, und nahm ſich vor, ſeine Anſchläge für ſich allein auszuführen. Da er glaubte, daß eine Staatsumänderung während eines Kriegs ſich weit eher, als im Frieden zu Stande bringen ließe, ſo ſuchte er, ſeine Vaterſtadt gegen die Achäer aufzuwiegeln, wozu gerade eine ſchickliche Veranlaſſung gegeben war.

„Auf dieſem Wege nun gelang es dem Kleomenes wirklich ſein Vorhaben auszuführen.

„Nach einigen ſiegreichen Feldzügen überfiel er plötzlich die Ephoren, räumte ſie aus dem Wege, und ſtellte in allen Theilen die alte Lacedämoniſche Zucht und Sitte wieder her. Dieſem glücklichen Unternehmen folgten neue glänzendere Siege und ein ſolcher Zuſtand der Macht und des Anſehens für Sparta, als es kaum in irgend einer früheren Periode genoſſen hatte. Mißtrauen, Furcht und Neid erwachten hierüber, vornehmlich bey dem Achäiſchen Aratus, der lieber Griechenland unterjocht, als den Kleomenes ſo groß ſehen wollte. Er verurſachte Zwiſte, nährte den Hader, und rief zuletzt

den Macedoniſchen Antigonus wider den Hera-kliden Kleomenes zu Hülfe. Dieſer mußte der überwiegenden Macht nachgeben. Während er ſich zurückzog, um Lakonien zu decken, erfuhr er den Tod ſeiner geliebten Agiatis. . . .

„Er hatte den Aegyptiſchen König Ptolemäus um Beyſtand angerufen, worauf dieſer von ihm verlangte, daß er ſeine Mutter und Kinder als Gei-ßeln ſchicken ſollte. Dem Kleomenes fehlte es lange Zeit an Muth, ſeiner Mutter dieſe Foderung zu offenbaren. Zwar lenkte er oft, wann er bey ihr war, die Unterredung darauf ein; doch wollte es nie mit ihm zum Vortrage ſeines Anliegens kom-men, ſo daß ihr ſeine Verlegenheit auffiel, und ſie den Grund davon durch ſeine Freunde zu erfahren ſuchte. Endlich wagte es Kleomenes, und eröff-nete ſich ihr. „Dieß iſt alſo, ſagte ſie lachend zu ihm, was du mir zuzumuthen ſo lange Bedenken trugſt? Schiffe uns nur geſchwinde ein, und ſende uns hin, wo du glaubſt, daß dieſer Körper Sparta noch nützlich ſeyn kann, ehe ihn Alter und Unthätig-keit auflöſen! Es wurden nun die nöthigen Anſtal-ten zu ihrer Abreiſe gemacht. Nachdem man damit

fertig war, begab ſie ſich zu Lande, unter der Begleitung des Spartaniſchen Heeres, nach dem Hafen zu Tänarus, wo ſie, vor ihrem Einſteigen in das Schiff, in einem Tempel des Neptun, von ihrem Sohne unter den zärtlichſten Umarmungen und Küſſen Abſchied nahm. Kleomenes war äuſſerſt gerührt und in Thränen. Sie warnte ihn, als ſie es bemerkte: Hüte dich, o König von Sparta, ſprach ſie, daß niemand, wenn wir aus dieſem Tempel kommen, unſere Thränen, noch irgend etwas anderes in unſerem Betragen ſehe, was unſeres Vaterlandes unwürdig iſt. Dieß allein ſteht in unſerer Macht; unſer Schickſal aber bey den Göttern! Nach dieſen Worten nahm ſie eine gefaßte Miene an, ſtieg mit ihren Enkeln zu Schiff, und befahl hierauf dem Steuermann, ohne Verzug abzufahren.

„Bey ihrer Ankunft in Aegypten hinterbrachte man ihr, daß Ptolemäus Geſandte des Antigonus mit Friedensvorſchlägen angenommen hätte; zugleich erfuhr ſie, dem Kleomenes wären ähnliche Vorſchläge von den Achäern geſchehen. Aus Furcht, ihr Sohn möchte ihrentwegen Bedenken tragen, ſich ohne Vorwiſſen des Ptolemäus mit dieſen

einzulaſſen, ſchrieb ſie unverzüglich dem Kleomenes: er möchte thun, was für Sparta gut und ſchicklich wäre, und auf den Ptolemäus, um einer bejahrten Frau und um eines Knaben willen, nicht ängſtlich Rückſicht nehmen. So groß und ſtandhaft betrug ſich Kataſiklea in ihrer mißlichen Lage.

„Kleomenes, nachdem er von neuem alle ſeine Kräfte aufgeboten und, mehr als je zuvor, Griechenland durch wiederholte große Thaten in Erſtaunen geſetzt hatte, mußte, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellaſia, ſich ſelbſt zur Flucht entſchließen. Er ſchiffte ſich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war ſchon nahe bey Cyrene, als einer ſeiner Begleiter, Therykion, ein Mann, der in ſeinen Thaten immer großen Muth gezeigt, in ſeinen Worten aber etwas hochfahrendes und ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm ſagte: „Den ſchönſten Tod, o König, haben wir „auf dem Schlachtfelde, wo er ſich uns anbot, ent„wiſchen laſſen, obgleich zuvor uns alle ſagen hörten, „daß dem Antigonus der Sieg nicht anders als mit „dem Tode des Königs von Sparta zu Theil wer„den ſollte. Jetzt bleibt ein andrer Tod uns übrig,

„der an Ruhm und Tapferkeit dem erſten wenig nach„giebt. Wohin ſchiffen wir ſo, ohne vernünftigen „Grund? Warum fliehen wir vor dem, was uns „nahe liegt, um es in weiter Ferne aufzuſuchen? „Denn wenn es Herakliden keine Schande bringt, „den Nachkömmlingen des Philipp und Alexander „ſich zu unterwerfen, ſo dürfen wir der Schifffahrt „nur entſagen, und uns dem Antigonus ergeben, „welcher eben ſo weit über dem Ptolemäus iſt, als „die Macedonier über den Aegyptern. Iſt es aber „unſer unwürdig, ſogar denen zu gehorchen, die „mit ihren Waffen uns beſiegt haben; warum machen „wir denn einen Mann zu unſerm Herrn, der dieſen „Vortheil nicht einmal über uns erhalten hat? Et„wa, damit wir uns ſtatt Eines Siegers zwey ge„ben; den Antigonus, vor dem wir fliehen; und „den Ptolemäus, deſſen Gunſt wir erſchmeicheln müſ„ſen? Oder gehen wir um der Königinn, deiner „Mutter willen, nach Aegypten? Wahrlich, dieſer „bereiteſt du ein ſchönes und erfreuliches Schauſpiel, „indem du ihr Gelegenheit verſchaffſt, den Weibern „des Ptolemäus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus „einem Könige ein Flüchtling und Gefangener gewor-

„den iſt. Laß uns vielmehr, da wir unſeres „Schwerdtes noch mächtig ſind, und Sparta noch „vor unſeren Augen liegt, dieſem unglücklichen Le„ben ein Ende machen, und uns dadurch bey denen „rechtfertigen, die bey Sellaſia für ihr Vaterland „geſtorben ſind! Oder dünket es dir rühmlicher, in „Aegypten die Nachricht abzuwarten, was für einen „Satrapen Antigonus über Sparta beſtellt hat?“

„Auf dieſe Vorſtellungen des Therykion antwortete Kleomenes: „Feigherziger! indem du zu „ſterben ſuchſt, welches unter allen menſchlichen Din„gen das leichteſte und immer in eines jeden Gewalt „iſt, willſt du dir den Schein der Tapferkeit geben, „und ergreifſt dadurch eine ſchändlichere Flucht, als „diejenige, die du rügeſt. Mehr als einmal haben, „durch das Glück oder durch die Menge beſiegt, „Männer, die weit beſſer waren als wir, vor ih„ren Feinden fliehen müſſen; wer aber vor Mühſe„ligkeiten und Beſchwerden flieht, oder von dem „Lob und Tadel andrer Menſchen ſich bemeiſtern „läßt, iſt ein Sklave ſeiner eigenen Schwäche. Der „ſelbſtgewählte Tod muß eine Handlung, nicht eine „Flucht vor Handlungen ſeyn, und es iſt nichts

„ſchändlicher, als für ſich allein zu leben oder zu „ſterben. Zu einer ſolchen Schande aber führet dein „Rath, unſern gegenwärtigen Uebeln durch einen „Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles noch „Nützliches ſtiftet. Mein Rath hingegen iſt, daß „wir beyde, ſowohl du als ich, die Hoffnung, un„ſerem Vaterlande nützlich zu ſeyn, noch nicht auf„geben. Verläßt uns dieſe Hoffnung ganz, ſo wird „es uns ein leichtes ſeyn, unſerem Leben, wenn wir „Luſt haben, ein Ende zu machen."

„Therykion erwiederte dem Kleomenes nichts auf dieſe Rede. Sobald er aber Gelegenheit fand, ſich von ihm zu entfernen, ſuchte er einen einſamen Ort am Ufer auf, wo er ſich entleibte.

„Kleomenes landete in Libyen, und kam, unter einer Königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. Bey ſeiner erſten Erſcheinung vor dem Ptolemäus, empfing ihn dieſer mit gemeiner Höflichkeit und ohne alle Auszeichnung; als aber Kleomenes in der Folge Beweiſe ſeiner großen Einſicht und ſeines männlichen Verſtandes gab, und in ſeinem täglichen Umgange mit dem Aegyptiſchen König, neben der den Spartanern eigenthümlichen Einfalt und

„Offenheit, eine edle Liebenswürdigkeit und Freyheit auf eine ſeiner Geburt anſtändige Weiſe, ungebeugt durch ſeine Lage, zeigte; ſo flößte er bald dem Ptolemäus mehr Zuneigung und Vertrauen ein, als alle ſeine Hofleute mit ihren ihm bloß zum Wohlgefallen erſonnenen Schmeicheleyen. Es ergriff jetzt dieſen König Schaam und Reue, daß er einen ſolchen Mann vernachläſſigt, und dadurch dem Antigonus zu einem Siege, der ſeinen Ruhm und ſeine Macht ſo ſehr vermehrte, Gelegenheit verſchafft hatte. Er begegnete dem Kleomenes mit der größten Achtung und Freundſchaft, und gab ihm die Verſicherung, daß er ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland zurückſchicken, und auf den Königlichen Thron wieder zu erheben ſuchen wollte. Zugleich wies er ihm eine jährliche Einnahme von zwanzig Talenten an, wovon Kleomenes einen ſparſamen Aufwand für ſich und ſeine Freunde machte; das übrige aber zur Unterſtützung derjenigen verwendete, welche ſich zu ihm aus Griechenland nach Aegypten geflüchtet hatten.

„Ptolemäus ſtarb, ehe er ſein Verſprechen hatte erfüllen können. Unter ſeinem elenden Nach-

folger kam es zuletzt dahin, daß Kleomenes mit ſeinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeſchloſſen wurde, und man ſie, als Gefangene, auf das ſtrengſte bewachte.

„Mit vieler Mühe und Liſt entkamen ſie an einem Tage. Sie hofften einen Aufruhr zu erregen, und ſich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anſchlag mißlang. Hierauf ermahnte Kleomenes ſeine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippotas, gebrechlich und äuſſerſt ermüdet, empfing, auf ſein Bitten, den Tod von einem der jüngſten der Geſellſchaft; alle die andern ſtarben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieſer Stadt zuerſt erſtiegen hatte; ein ſchöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichſten Eigenſchaften, wodurch in früheren Zeiten ſeine Landsleute ſich hervorthaten, gebildet, und aus dieſem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von dieſem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an ſich zu legen, bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt ſähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem je-

den der Entleibten die Unterſuchung vor, berührte ſie mit der Spitze ſeines Degens, und gab ſorgfältig Acht, ob ſich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Geſichtszügen des Kleomenes, als er dieſen in die Ferſe ſtach, noch eine Zuckung bemerkte, ſo küßte er ihn, ließ ſich neben ihn nieder, und wartete ſein völliges Hinſcheiden ab; darauf raubte er auch ſich das Leben, nachdem er den todten Leichnam des Königs noch einmal umarmt hatte.

„So ſtarb Kleomenes, ein großer und edler Mann, nach einem ſechszehnjährigen Beſitz der Königlichen Würde.

„Das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Stadt, und drang zu ſeiner Mutter Kataſiklea. Der Muth dieſer ſtandhaften Frau wurde dieſesmal von der Größe ihres Unglücks überwältigt; ſie ſchloß die Söhne des Kleomenes in ihre Arme, und fing laut über ſie zu weinen an. Der älteſte, nachdem er ſich aus ihren Armen losgeriſſen, und heimlich das Dach erſtiegen hatte, ſtürzte ſich von dort auf den Kopf herab. Doch ſtarb er, obgleich hart beſchädigt, nicht von

dieſem Falle: man hob ihn auf und trug ihn weg, ungeachtet ſeines Geſchreyes und der Aeuſſerungen ſeines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu friſten ſuchten.

„Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen ließ der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder deſſelben nebſt ſeiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war Pantheus Gemahlinn; eine Frau von der ſchönſten und edelſten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom erſten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schickſal ſie traf.

„Gleich Anfangs, da ihr Gemahl nach Aegypten reiſte, hatte ſie ihn dahin begleiten wollen; allein ihre Eltern verhinderten es, und ſchloſſen ſie ein, um ihren Vorſatz deſto ſicherer zu vereiteln. In der Folge gelang es ihr, ſich ein Pferd und etwas Geld zu verſchaffen; mit dieſen entfloh ſie bey Nacht, eilte nach Tänarus, und ſegelte von dort auf einem zur Abfahrt eben fertig liegenden Schiffe, nach Aegypten ab zu ihrem Gemahl, mit welchem ſie ruhig und zufrieden ſein Loos in einem fremden Lande theilte.

„Als Kataſiklea von den Soldaten zur Richtſtätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlinn des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und ſprach ihr Muth ein, obgleich Kataſiklea ſelbſt den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, daß man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet richtete man dieſe zuerſt und vor ihren Augen hin. Aber Kataſiklea blieb ſtandhaft bey dem ſchrecklichen Anblick, und unter ſo großen Leiden ließ ſie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo ſeyd ihr hingekommen?“

„Pantheus Gemahlinn, welche groß und ſtark war, ſchürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte ſie, ſo gut es nach den Umſtänden möglich war. Endlich bereitete ſie ſich ſelbſt zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeſchürztes Kleid herab, und erlaubte niemanden, ſie zu ſehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils beſtellten Henker. Sie ſtarb mit Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, ſo groß war ihre Sorgfalt geweſen, den

Anſtand der Seele und des Körpers, wodurch ſie in ihrem Leben ſich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

„Auf ſolche Weiſe zeigte Sparta, in einer Reihe von Trauerſcenen, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, daß die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann.“

Langſam legte Henriette nun die Handſchrift wieder zuſammen, und behielt ſie vor ſich auf dem Schooße in ihren Händen.

Auf alle hatte dieſe Vorleſung einen deſto tieferen Eindruck gemacht, da nicht allein das gegenwärtige Gefühl, ſondern auch, die Erinnerung des ehmals bey Woldemars Vorleſung Empfundenen, ſie bewegte.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte Henriette, indem ſie Biderthalen ſchärfer ins Auge faßte: — Ich beſinne mich . . . ob es nicht bey dieſer Vorleſung war, da wir zum erſten Mal von Woldemar hörten: Tugend wäre eine freye Kunſt; und wie das Kunſtgenie, durch That, der Kunſt Geſetze gäbe; ſo das ſittliche Genie, dem menſchlichen Verhalten: —

Gerecht, gut, edel, vortrefflich wäre, was der gerechte, gute, edle, vortreffliche Menſch, ſeinem Charakter gemäß ausübte, verrichtete, hervorbrächte; dieſer erfände gleichſam die Tugend; verſchaffte der Menſchenwürde ihren Ausdruck — gebäre ſie?

Nicht bey der Vorleſung, antwortete Biberthal, ſondern den Tag zuvor, da wir mit Sidney und andern Freunden bey Dorenburg zu Mittag ſpeiſeten. — Etwas erröthend ſetzte er hinzu: Sie wollen ohne Zweifel mich erinnern, daß ich meinem Bruder, der ſich ereifert, und unſern Vater im höchſten Grade wider ſich aufgebracht hatte, bey Dorenburg widerſprach; mich am folgenden Tage aber von ihm überholen ließ, und durch die Vorleſung, die wir eben wiederholt haben, hingeriſſen, zuletzt feuriger als er ſelbſt für ſeine Meynung ſprach?

Nie, erwiederte Henriette, ſah ich Sie in einer ſchöneren Begeiſterung! Mir däucht das bloße Andenken daran müßte Ihnen dieſe Begeiſterung wiedergeben, und ſie vollends aus der Betäubung ziehen, die ſie für Nüchternheit halten.

Nüchternheit, wovon? — Wahrlich, von dem reinſten Geiſte der Wahrheit; von dem Muthe der Freyheit und des Lebens!

Das iſt mir vorzüglich geblieben, wie Sie den hohen Sinn der Alten darin prieſen, daß bey ihnen Gutes und Schönes unzertrennlich, in Einem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft geweſen wäre. — Wir nennen, ſagten Sie, eine Seele ſchön und ſchöner, wenn ſie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt, überall Seele offenbar macht: — ſo empfangen wir von dem beſſeren Menſchen, ohne zu wiſſen wie, den Saamen ſeiner Aehnlichkeit; Er ſtrahlt uns ſein Bild ins Gemüth; und wir lernen froh — wie man ſich ſelbſt im Anſchauen eines Andern verliert — lernen Freundſchaft, Religion, Patriotismus — Jede Tugend; Alle Wahrheit."

Ja, liebe Henriette! ſagte Biderthal — Ja! — — Aber Tugenden des Menſchen: Was ſind ſie? Was ſind wir mit ihnen? Alle menſchliche Wahrheit: Was haben wir daran? Was haben wir damit an uns ſelbſt? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit — nach Einer, die

bey mir ſey und bey mir bleibe, wie mein Bewußtſeyn, wie der Trieb zum Leben.

Jene großen Menſchen, von denen Sie uns eben vorgeleſen haben: es erhebt die Seele, nur an ſie zu denken! — Doch ſagt von dem größten unter ihnen, von Kleomenes, derſelbe Plutarch an einem andern Ort: Man werfe ihm nicht ohne Grund vor, er ſey heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann geweſen.

Liebe Henriette! — Ach! Wir ſind ein erbärmliches Geſchlecht, und es war ein toller Raub — jener des Prometheus, der ſo peinlich von uns zurück gefodert — ſo bitter an uns geahndet wird.

Biderthal! — rief Dorenburg aus — Ich kann nicht länger mit dir ſeyn; ich ſchlage mich zu Henriette.

Was ſie eben von Woldemar wieder anführte, und vorhin ſo hart von dir war getadelt worden; eben dieſes — Erinnere dich! — lehrte ſchon vor zwey tauſend Jahren der nüchternſte, ſcharfſinnigſte, pünctlichſte und ſtrengſte unter allen Philoſophen, der ſyſtematiſche Ariſtoteles. Auf

ihn berief ſich auch damals Woldemar ausdrücklich, und lieh mir nachher die italiäniſche Ueberſetzung der Ethik, von Bernardo Segni, die ich mit Begierde las, hierauf mir ſelbſt anſchaffte, dann wieder las, ſtudierte, und einen ſolchen Geſchmack an dem Stagiriten fand, daß ich mich, ganz in der Stille, ſeitdem noch viel tiefer mit ihm eingelaſſen habe.

Alſo vor zwey tauſend Jahren lehrte ſchon Ariſtoteles: „Handlungen der Gerechtigkeit und Mäßig„keit wären diejenigen, die ſo beſchaffen wären, wie „der mäßige und gerechte Menſch ſie ausübte.“

„Alle Tugenden,“ lehrte er, „wären vor ihren Begriffen, Vorſchriften und Einſetzungen da; ſie erzeugten dieſe erſt. Von jenem bloß natürlichen unmittelbaren Daſeyn der Tugenden gienge die Sittenlehre aus, und würde ſonſt nicht verſtanden werden können, da das Princip aller Principien überall wäre: daß ein Ding ſey.

„Die einzige Richtſchnur des Wahren und Guten wäre demnach im Urtheile des gutgeſchaffenen Menſchen, wie denn überhaupt der Menſch an nichts anderem meſſen und prüfen könne, als am Menſchen.

„Und ſo ließe mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftſchlüſſe, über das Eigentliche der Tugenden und ihre Erſte Quelle ſich nichts ausmachen: ſie entſprängen, mit ihren Geſetzen, aus ſich ſelbſt, und bezögen ſich alle, abgeſondert oder vereinigt, auf einen dem Menſchen eigenthümlichen beſondern Sinn, und einen ihm eigenthümlichen beſondern, unmittelbaren Trieb.

„Was aus dieſem Triebe jenem Sinne gemäß verrichtet würde, wäre tugendhaft; alles andere nicht; es möchte beydes von auſſen ſcheinen wie es wollte.

„Nun würde zwar allen Menſchen mit jenem Sinn und Triebe eine gewiſſe Tugendfertigkeit angeboren; aber nicht in gleichem Maaße.

„Der Glückliche, welcher dieſe Gabe im höheren Maaß erhielte, wäre allein den Gipfel der Tugend zu erreichen fähig; er beſäße das ſchönſte, köſtlichſte, edelſte und größte, was einem Menſchen zu Theil werden, und durch Anweiſung und Lehre von Niemand weder empfangen noch gegeben werden könnte; was die Natur eigenmächtig und allein verliehe:

gleichſam ein ſchärferes Geiſtesauge, um das Anſtändige und wirklich Gute überall unterſcheidend wahrzunehmen, und den immer gleich regen Trieb, jedesmal das Beſte auch zu wollen, und mit ſtetem Eifer zu bewirken."

So viel von dem eigentlich Sittlichen in den ſittlichen Handlungen verſtand Ariſtoteles, und mehr nicht.

Dieſes zu Woldemars Rechtfertigung!

Eigentlicher habe ichs wegen der Vorwürfe mit dir zu thun, die du der menſchlichen Natur machſt, als ſey ihr alles Gute fremd und peinige ſie nur.

Lieber! der Menſch kann ſich ſo nicht wegwerfen, ohne zuvor die ganze Natur mit ihrem Urheber weggeworfen zu haben. Denn beyde, Gott und Natur, ſofern ſie etwas für den Menſchen ſind, müſſen ja im Menſchen — müſſen ſein eigener Begriff, ſeine eigene Empfindung ſeyn. Woher nimmſt du die Vorſtellungen von einer Wahrheit und Weisheit, einem Daſeyn und Vermögen, wogegen menſchliche Wahrheit und Weisheit, menſchliches Vermögen und Daſeyn, dir ſo verächtlich ſcheinen? Wo erblickſt du, wo haſt du, — Wo und Was ſind ihre Ge-

genſtände? Verachtung iſt doch nur aus Verglei-chung möglich! Alſo: Wogegen verachteſt du dich? — Gefühlter Unwerth ſetzt gefühlten Werth nothwendig voraus; und mir däucht, um ſich gering zu ſchätzen, müßte man an etwas Höheres ſchon rei-chen — Mehr als reichen! Man müßte es ſich an-gemeſſener, natürlicher, näher, eigen-thümlicher finden. — Dieß erwäge, lieber Bi-derthal. Erwäge es tief und tiefer, und du nimmſt zuverläßig deine böſen Verwünſchungen reue-voll zurück.

Henriette freute ſich über Dorenburgs Beytritt, und unterſtützte ihn, indem ſie Biderthal an den Gedanken erinnerte, der ihn bey dem Glauben an eine göttliche Vorſehung erhalten, und wovon er geſagt hatte: Er wäre ihm aus dem Innerſten ſeines Weſens empor geſtiegen. Dieſer Gedanke, meynte ſie, wäre im Grunde derſelbe, auf den auch Dorenburg ſich ſtützte. — „Gewiß! — ſetzte ſie hinzu, zeugen höhere Begriffe von hö-heren Weſen, und von unſerem Zuſammen-hange, unſerer Verwandtſchaft mit ih-nen. Dieß alles kann nicht blos Geſpenſt, Wahn,

Erdichtung; ich weiß nicht — Was? und Wovon? ſeyn.“

Noch ein Wort, ſagte Dorenburg, das ich vom Herzen haben muß! Es betrifft die von Biderthal wider Kleomenes angebrachten Beſchuldigungen: Er wäre heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann, von der ſittlichen Seite nichts weniger als bewundrungswürdig geweſen; auch dieſe Tugend, alſo, wäre nur wieder ein Gedicht.

Hierauf iſt meine Antwort, daß ſich eine Folge von heroiſchen Handlungen, ein Heldenleben, ohne alle Gewaltthätigkeit ſchwerlich denken laſſe, und ich frage: Ob darum dem Heroismus ſchlechterdings ſoll der Stab gebrochen werden *)?

Was würde aus der Menſchheit, wenn nicht von

---

*) Macchiavelli im IX. Abſchn. des I. Buchs ſeiner Discorsi ſagt von Kleomenes: „Bey dem Stolze der Menſchen hätte es dieſem großen Manne unmöglich geſchienen, vielen nützlich zu werden, ſo lange einige dawider wären“ (parendogli per l'ambitione degli huomini non potere far utile a molti, contra alla voglia di pochi.) — Dieſer ganze IX. Abſchnitt verdient nachgeleſen zu werden.

Zeit zu Zeit Heldengeiſter auftrâten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, ſie zu erfriſchen? Gerade durch dieſe Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neu geboren. „Das Hergebrachte — ſagt der Kirchenvater Tertullian — hat unſern Herrn ans Kreuz geſchlagen.“ — Menſchen, die ein inneres Freyheitsgefühl Göttlich über ihr Zeitalter erhebt, ſind das wahre eigentliche Salz der Erde; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich für wohl gethan, wenn auch Zeitgenoſſen und Nachwelt ſie Tyrannen, Schwärmer, Böſewichter ſchelten. Ohne ſie würde die Menſchheit ſtinkend. Selbſtbeſtimmung, Freyheit, iſt die Seele der Natur, und auch — die Erſte Quelle aller Geſetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

Hingegen hat, in dieſen äuſſerlichen Formen ſelbſt, die Vergänglichkeit ihr Weſen; man könnte ſie die Fürſtenthümer des Todes — eines verborgenen, in äuſſerliches Leben eingekleideten, Todes nennen. Denn ſie ſchränken das Le=

bendige ein, verzehren es, vertilgen es zuletzt, und gehen mit ihm unter.

Sollen wir ſie mehr als das Leben ehren, weil wir dieſes in ſeiner Reinheit nicht feſt halten, nur im Sacrament — in ſichtbarer Geſtalt genießen können?

Wo geräthſt du hin, mein Lieber? ſagte Biderthal. — Du vergißt, du verlierſt dich!

Meine Antwort übrigens auf alles das iſt ſchon gegeben. Ich ſagte es vorhin zu Henriette: — Ihr fliegt mir zu hoch! .... Ich traue dem Gefieder nicht, womit ihr euch der Sonne naht.

We leap at stars, and fasten in the mud!

Ich lobe mir den gleichen Boden, und, in Ermanglung eines Beſſeren, die Vox populi, und in ſeiner weiteſten Ausdehnung den vorhin angeführten Delphiſchen Orakelſpruch und alle Arten von Krücken und hölzernen Beinen — denn wir ſind ein hinkendes Geſchlecht. Eigendünkel iſt mir einmal über alles fürchterlich geworden; ſo fürchterlich und gräulich, daß ich lieber nach der Kette des unbedingteſten Gehorſams, als nach der Hirn-

verſengenden Krone der Selbſtregierung greifen mag.

So grämlich wie du ſprichſt, antwortete Dorenburg, kannſt du im Grunde des Herzens unmöglich ſeyn; und du würdeſt auch ſo nicht reden, wenn du nicht auf unſern Widerſpruch rechneteſt, den du gern hören magſt und nur recht in Feuer ſetzen willſt.

Du räthſt, der Sicherheit wegen, die Freyheit aufzugeben: Iſt das nur eine mögliche Sache?

So lange wir ſelbſt handeln, handeln wir nothwendig frey; und es iſt unmöglich die Selbſtregierung auszuſchlagen; unmöglich an die Stelle der Vernunft und des eigenen Gewiſſens ein andres Wahr- und Gutfinden zu ſetzen, deſſen Anſehen höher, deſſen Entſcheidung zuverläſſiger wäre.

Wie wollteſt du es anfangen, irgend einem Geſetz, irgend einer Autorität blinden Gehorſam — Knechtſchaft anzugeloben, ohne eine Wahl vorhergehen zu laſſen, ohne dich ſelbſt in und nach dir ſelbſt zu entſcheiden?

Und laß die Wahl geſchehen ſeyn: Wodurch vermagſt du bey ihr zu bleiben?

Treu und beſtändig zu ſeyn — was die Seele der Tugend iſt! — Sollte der Buchſtabe mehr und beſſere Kräfte dazu verleihen, als der Geiſt? Mir verſchwindet alle Idee von Sittlichkeit, wenn ich Geſetz, herrſchende Meinung, irgend eine Buchſtabenart, als etwas anſehen will, das über Vernunft und Gewiſſen herrſchen, folglich ſie aufheben, ſie zerſtören ſoll.

Sieh! Du willſt den Menſchen verwahren, daß er nicht von ſeiner Pflicht weiche — und nimmſt ihm alle Würde. Denn daß wir prüfen, wählen, beſchließen, und auf unſerm Entſchluß beharren können: darin allein beſteht die Würde des Menſchen; und allein um dieſe Würde iſt es dir am Ende doch zu thun!

Beſchließen, antwortete Biderthal; das Rechte beſchließen, und darauf beharren: das iſt allerdings die Sache!

Du haſt wohl geredet, Dorenburg; und ſieh, ich bin bereit dir zu geſtehen, daß — der Menſch ſich in einer wunderlichen Klemme befindet.

An der einen Seite: Vernunft und Freyheit, die er nicht aufgeben; an der andern: ihre Formen,

Aeuſſerlichkeiten, Beſtimmungen — der Sitz der Vergänglichkeit, wie Du ſagteſt — die er nicht entbehren kann, und deren Gebrauch Unterwürfigkeit, oft den unbedingteſten Gehorſam fordert.

Beharrlichkeit und unbedingter Gehorſam ſind unzertrennliche Gefährten; und wenn es keine Vorſchrift, und, zu der Vorſchrift, auch noch ein Vermögen des unbedingten Gehorſams giebt: ſo giebt es auch keine eigentliche, wahre Tugend.

Ich will euch ohne Dunkelheit und Uebertreibung ſagen, was ich meyne.

Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, iſt dem Menſchen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu ſeyn; iſt gegen die Natur des Menſchen: ohngefähr eben ſo, wie es dem Menſchen natürlich iſt, die Befriedigung ſeiner Begierden zu ſuchen; aber gegen ſeine Natur, der möglichen Befriedigung aller ſeiner Begierden, der Glückſeligkeit, durch Maaßhalten, Meiden und Leiden, nachzuſtreben.

Unter allen ſeinen Neigungen iſt keine, die, zur höchſten Gewalt erhoben, den tugendhaften Charak-

ter hervorbrächte. Dieß war Woldemars Irrthum, wie auch Henriette zugiebt; nämlich: daß wir unter unſern Neigungen Eine wählen, oder aus mehreren zuſammenſetzen könnten, die, in unſerem Gemüthe auf den Thron geſetzt, uns zu unveränderlich guten Menſchen, und auch zu den glücklichſten machte.

Giebt es aber keine ſolche Neigung, und läßt ſich keine ſolche Neigung bilden: woraus ſoll der tugendhafte Charakter entſpringen? Woher Weſen und Abſicht nehmen?

Daß wir gern Eins mit uns ſelbſt; zufrieden mit uns ſelbſt, das iſt — überhaupt zufrieden ſeyn, in einem behaglichen Zuſtande uns befinden mögen, begreift ſich leicht; aber dieſes Verlangen iſt kein urſprünglicher Trieb, und bloße leere Zufriedenheit und Selbſtzufriedenheit ein Unding.

Es bleibt die Frage: Womit zufrieden?

Die Vernunft verſtummt bey dieſer Frage; wie denn überall ihr Forſchen eitel iſt, wo der Sinn nicht weiter zu ergründen vermag. Da ſie keine Tugend-Kraft herbey zu denken fähig iſt, ſo iſt ſie

auch nicht fähig eine Tugend-Lehre, welche Stich hielte, zu erſchaffen. Die Kraft muß als Thatſache dargethan ſeyn, und ihr Gegenſtand vor Augen liegen, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich iſt. Die eigene Kraft der Vernunft vermag nur den Wunſch im Menſchen zu erregen, Eins mit ſich ſelbſt zu ſeyn, ohne weiteres; und dieſer Wunſch iſt ein ſchwacher Schild. Ich ſage mit Bedacht, ein Schild; denn auch dieſer Wunſch iſt ohne Nachdruck, weil er ohne Inhalt iſt, und im Grunde nur wegwünſcht, was das Leben unterbricht. Furcht iſt das Weſen dieſer Kraft; und wie kann Furcht Tugend gebären, wenn Tugend etwas an ſich ſelbſt iſt, wenn ſie iſt, was man von ihr rühmt: Aeuſſerung und Quelle des höchſten Daſeyns? Iſt ſie das, ſo muß ſie aus Liebe entſpringen; ſo muß ich ſie umfaſſen können, wie meinen Freund; ſie nicht laſſen können, wie meinen Freund; mehr in ihr als in mir ſelbſt leben und weben, empfinden und genießen, wie im Freunde. Wo iſt nun eine ſolche Liebe im Menſchen? und wo findet ſie ihren Gegenſtand?

Ich habe vorhin, erwiederte Dorenburg,

den Ariſtoteles wegen Woldemar zu Hülfe gerufen; er mag noch einmal erſcheinen — nicht wider dich, um mir zu helfen; ſondern damit er uns beyde zurecht weiſe, unſer Mittelsmann werde.

Auch dem Stagiriten war Tugend ohne Tugend-Liebe ein Unding.

Ja, es wußte Sokrates, es wußten Xenophon und Plato ſchon nicht beſſer, als daß Tugend in einer unüberwindlichen Luſt und Liebe zum Guten beſtände, und daß eine ſolche beſtändige Luſt und Liebe in uns erzeugt und zum Herrſchen gebracht würde, indem wir jene Fertigkeiten, die unter dem Namen der tugendhaften bekannt ſind, erwärben.

Anlagen müſſen da ſeyn, wenn Fertigkeiten entſtehen ſollen.

Und da findet nun Ariſtoteles die Anlage des Menſchen zu allen Tugenden in ſeiner Anlage zur Freundſchaft.

„Zugleich mit der Freundſchaft, ſagt er, erweitern ſich die Begriffe deſſen was Recht iſt, wie wenn es in derſelben (das, was Recht iſt, in der Freundſchaft) verwebt wäre, und auf Eins hin-

aus lieſe; ſie (das, was Recht iſt, und Freundſchaft) haben gleiche Beſchaffenheit und äuſſern ſich auf gleiche Art. Die Geſetzgeber ſind daher mehr um die Freundſchaft, als ſelbſt um die Erhaltung der Gerechtigkeit bemüht; denn Eintracht iſt etwas der Freundſchaft ähnliches, und auf dieſe arbeiten ſie am mehrſten hin, ſo wie ſie Aufruhr, da er Feindſchaft iſt, am mehrſten entfernen. Freunden darf die Gerechtigkeit nicht befohlen werden: aber Leute die gegen einander gerecht ſeyn ſollen, bedürfen der Freundſchaft."

Höre weiter!

„Die Tugenden," ſagt Ariſtoteles, „kommen uns weder allein durch die Natur, noch wider dieſelbe. Nicht allein durch die Natur, weil ſie erworbene Fertigkeiten ſind; nicht wider die Natur, weil kein Weſen annehmen kann, was wider ſeine Natur iſt. So wird ein Stein durch noch ſo oft wiederholtes in die Höhe werfen nie dahin gebracht werden, daß er von ſelbſt in die Höhe ſteige, ſondern er muß immer von neuem, wenn er in die Höhe ſteigen ſoll, dazu gezwungen werden: er er-

wirbt keine Fertigkeit, weil ihm die Anlage fehlt.

„Tugend alſo, die eigentliche, vorſetzliche Tugend, iſt eine ſelbſterworbene Fertigkeit durch innere Seelenthätigkeit aus eigener Kraft.

„Die Anlage, aus welcher die Fertigkeit hervorgeht und womit ſie ihren Anfang nimmt, iſt auch ſelbſt ſchon eine Fertigkeit; nur keine ſelbſterworbene; ſondern, eine angeborne. Ohne eine dem Menſchen von Natur beywohnende allgemeine Tugendfertigkeit, durch welche er das ſittlich-Schöne liebt, das Unſittliche verabſcheut, würde er ſo wenig beſtimmt werden können, freywillig ſich zur Tugend — der ſelbſterworbenen, eigentlichen Tugend — anzuſtrengen, als der Stein beſtimmt werden kann, aus eigener Bewegung in die Höhe zu ſteigen. Alle Ermahnungen dazu würden vergeblich an ihm ſeyn, da er nicht im Stande wäre irgend einen ſittlichen Unterricht nur zu verſtehen.

„Alſo, wie Augen und Ohren nicht vom Sehen und Hören, ſondern dieſes von jenem kommt; ſo die erworbene Fertigkeit und Tugend von der

angebornen. Jene empfängt von dieſer Eingebung und Antrieb. Sie, die angeborne Tugend, lehrt den Menſchen die Principien der ſittlichen Handlungen, wie ihn der geſunde Menſchenverſtand die erſten Denkgeſetze lehrt.

„Es hat uns nämlich die Natur ein unmittelbares Wiſſen und Gewiſſen eingepflanzt, nach welchem wir in unſerm Innerſten über Seyn und Nichtſeyn, über Thun und Laſſen, urſprünglich, unmittelbar und ſchlechterdings, mit Ja, und Nein, ohne anderen Beweis, entſcheiden. Und dieſe allerhöchſten Ausſprüche legt ſich die Vernunft zum Grunde, da ſie, für ſich allein, nicht finden kann, weder was Wahr noch was Gut iſt. Wiſſenſchaft und vorſetzliche Tugend bringt die Vernunft hervor; aber was urſprünglich wahr iſt, beſtimmt der Verſtand; was urſprünglich gut iſt, der Wille. Beyde, Verſtand und Wille, vereinigen ſich im Wahrheitsſinn, deſſen Ausſprüchen die Vernunft ſubordinirt iſt, wie Mittel dem Zweck. Alles was zwiſchen dem Erſten und Letzten, zwiſchen den Principien und dem Zweck der Zwecke liegt,

gehört zum Gebiete der Vernunft, deren eigenthümliches Vermögen und Geſchäft iſt, — Nach erhaltenem Maaße Maaß zu geben. — — Sinn, könnte man ſagen, iſt der Mann; Ueberlegung, Nachſinnen, das Weib; Weisheit ihre Frucht. Weisheit vereinigt Tugend und Erkenntniß, und durch ſie wird der Menſch mit dem, was beſſer als er ſelbſt iſt, mit dem Göttlichen bekannt. Sie bringt nicht — wie die Arzeneykunſt, Geſundheit — ſondern wie die Geſundheit, Kraft, Leben, Glückſeligkeit hervor."

Dorenburg hielt einen Augenblick inne.

Ich dachte mich kürzer zu faſſen, ſagte er. Der gewaltige Geiſt des Stagiriten hat mich hingeriſſen. — Folgt mir nur noch wenige Augenblicke.

Tiefer geſammelt hub er von neuem an:

„Alle lebendige Weſen ergötzen ſich an dem Gefühl des ihnen beywohnenden Guten, und dem Menſchen iſt das Daſeyn dadurch angenehm, daß er fühlt, was gut iſt: Wir ſind aber nur durch die Aeuſſerung unſerer Thätigkeit — durch Handeln und Bewußtſeyn.

Ein gemeinſchaftlicher Strebungspunkt der Kräfte

muß ſich in jedem Weſen finden, weil die verſchiedenen Kräfte ſonſt nicht Ein Leben, Ein Weſen ausmachen, zu Einem Leben und Weſen gehören würden. Dieſer gemeinſchaftliche Strebungspunkt beſtimmt die Natur des Weſens, und ihm ſelbſt ſeinen Zweck. Was zu ſeinem Zwecke dient, empfindet es als gut: den Zweck ſelbſt, als etwas an ſich wünſchenswürdiges, als ſein höchſtes Gut.

„Der Menſch iſt ſich ſeiner als eines unausgemachten, unvollkommenen, zweydeutigen Weſens bewußt, und ringt nach Einheit und Vollendung: Dieſes Ringen iſt ſein eigentlicher Trieb — der Menſchliche.

„Was vom Menſchen ſeinem eigenthümlichen Triebe gemäß verrichtet wird, heißt das Anſtändige, Ehrbare, Schickliche.

„Um des Anſtändigen, welches der Zweck der Tugend iſt; und — um des Angenehmen willen, thut der Menſch alles.

„Das gemeine Weſen ſeiner Triebe hat keine andere als dieſe beyden Gegenſtände, wegen der es ſich in Rotten theilt. Der Königliche Wille im Innern des Menſchen; das, was ihm ſeinen eigenthüm-

lichen Zweck vorhält, iſt wider dieſe Rotten; es verlangt Eintracht, und verheißt, mit dieſer Eintracht, Zufriedenheit, Glückſeligkeit.

„Dem Angenehmen nachzutrachten, und was ſchmerzhaft iſt, zu fliehen: dieſer Haß und jene Liebe, gehören zu den Grundeigenſchaften empfindender Weſen, und der Menſch hat ſie mit den Thieren gemein.

„Hingegen unterſcheiden das Gefühl und die Liebe des Ehrbaren, und der Haß ihres Gegentheils, des Unanſtändigen und Schändlichen, den Menſchen vom Thiere, und machen ſein eigenthümliches Daſeyn aus.

„Die angeborne Liebe des Anſtändigen, ihre Thätigkeit, iſt die natürliche Tugend des Menſchen, ſeine beſondre eigenthümliche Lebenskraft, durch welche der Menſch, als Menſch, iſt oder nicht iſt.

„Und dieſe natürliche wird zur eigentlichen Tugend, wenn die Liebe des Anſtändigen im Menſchen zur unumſchränkten Herrſchaft gelangt, und ſich als eine Fertigkeit beweist, das Angenehme

überall dem Anſtändigen freywillig nachzuſetzen.

„Es gehört alſo zur Natur des Menſchen, und iſt ſein eigentlicher Inſtinct: die gemeinen Triebe, einem ungemeinen höheren Triebe unterzuordnen; oft, was ſchmerzhaft iſt, zu wählen; freywillig dem Vergnügen zu entſagen; Begierden und Leidenſchaften zu unterdrücken; Freyheit und Leben aufzuopfern.

„Aber mit der Ausübung jeder Fertigkeit iſt auch Wohlgefühl nothwendig verknüpft. Denn ungehinderte Thätigkeit gewährt allemal Vergnügen; und wo eine Fertigkeit entſtanden iſt, da ſind die Hinderniſſe, die ſich dem freyen Spiel der Thätigkeit entgegenſetzten, weggeräumt. Die beſſere und höhere Thätigkeit muß folglich auch das beſſere und höhere Vergnügen gewähren. So lernt der Menſch durch Tugend eine eigene, höhere, unvergleichbare Wonne kennen, die ihm ſeine Verwandtſchaft mit der ſich ſelbſt hinlänglichen Gottheit ahnden, und ſeine Vollendung, daß er ſie erringen werde, mit Zuverſicht erwarten läßt.

„Die Liebe des Angenehmen erſcheint daher, wenn Tugendübung ſie gereinigt, und des Menſchen

Sinn und Herz veredelt hat, als der Trieb zum Guten ſelbſt; dergeſtalt, daß der Grad der Herrſchaft, welchen dieſer Trieb erreicht hat, an dem Wohlgefühl abgenommen wird, welches die tugendhaften Handlungen begleitet. Denn Niemand wird, z. B. den gerecht nennen, dem nicht Gerechtigkeit angenehm iſt. Daſſelbe gilt von den andern Tugenden. Wer ſich körperliche Wollüſte verſagt, und in dieſem Entſagen einen Genuß, ein Vergnügen findet, der iſt enthaltſam. Wer Gefahren beſteht, und dieß mit Vergnügen oder ohne Widerwillen thut, der iſt tapfer: wer es ungern thut, iſt feig. Denn das iſt der Gegenſtand und die Vollkommenheit der Tugend: daß ſie eine den natürlichen Neigungen ähnliche Fertigkeit zu Stande bringe.

„Summa: Wohlgefühl iſt Grundeigenſchaft der Seele; denn das Leben iſt ein Gut an ſich, und wir ſind und leben nur durch die Aeuſſerungen unſerer Thätigkeiten. Ohne Kraftäuſſerung findet kein Vergnügen ſtatt; jede Kraftäuſſerung aber hat eine gewiſſe eigenthümliche Wolluſt, welche die Thätigkeit ſelbſt allemal erhöht, vollkommener macht,

vollendet. Wer eine Sache mit Luſt thut, beurtheilt ſie auch feiner, und bearbeitet ſie ſorgfältiger. Das Vermehrende aber iſt mit dem Vermehrten verwandt; folglich iſt das Vergnügen einer guten Thätigkeit ſelbſt gut; das Vergnügen einer tadelhaften, ſelbſt tadelnswerth; und ſo unzertrennlich und unmittelbar mit einander verknüpft ſind Kraftäuſſerung und Wohlgefühl, daß man die Thätigkeit von ihrem Wohlgefühl nur zweifelhaft unterſcheiden, und, z. B., kaum beſtimmen kann: ob wir das Vergnügen des Lebens wegen, oder das Leben wegen des Vergnügens ſuchen.

„So könnte man von der Tugend ſagen, daß ſie die höchſte Wolluſt; von dieſer höchſten Wolluſt, daß ſie Tugend, Vollkommenheit — die Seligkeit der Götter ſey.“

Aber zu einer ſolchen Tugend und Vollkommenheit kann der Menſch ſich nicht erheben. Er erringt es nicht, daß ihm allein das Schickliche angenehm, das Unſchickliche allein und überall zuwider, die Erfüllung jeder Pflicht eine Luſt wäre. Er kann durch Beſtimmungen in ſeinem Innern die Natur der Dinge

nicht verändern, und bleibt ein bedürfnißvolles, einem Heere von äuſſerlichen Uebeln und der ſchmerzlichſten Zerſtörung preis gegebenes Weſen. Abhängig ſelbſt im Erwerbe, in der Anwendung und Erweiterung ſeiner Tugenden; von Vergänglichkeit umgeben und durchdrungen, ſieht er ſich von Selbſtgenugſamkeit ſo weit entfernt, daß er dieſe — aus und nach ſich ſelbſt — ſogar als etwas überhaupt unmögliches betrachten muß. Darum kann er ſich in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung — den lebendigen Tod eines ſolchen Daſeyns — auch nicht lieben; darum iſt es ihm Triumph und höchſtes Gut, mit ſeinen Ahndungen aus ſich heraus zu gehen, ſich empor zu ſchwingen — unbegreiflich! — mit überſchwenglicher Liebe, zu einem überſchwenglichen unanſchaubaren Gegenſtande, der ſich ihm allein durch die Wirkung dieſer Liebe darthut: einer Liebe, die den Menſchen fähig macht, zu hoffen und mit Zuverſicht zu glauben, was der ſinnlichen Vernunft allein unmöglich ſchien.

Und darum, Freunde! nennen wir auch jede Freundſchaft leer, gering und ſeicht, die nicht jener hohen Liebe ähnlich, die nicht von ihr ausge-

gangen iſt; jede mit vergänglichen gemeinen Dingen erzeugte, und darum ſchon todt geborne Freundſchaft, — die alle ihre Gründe weiß, ſich ganz durchſchaut, und das deutlichſte Bewußtſeyn hat, von ihrem eigenen Nichts.

Ich bin wohin ich ſtrebte! Da, wo ich behaupten kann: — Daß wer an Freundſchaft glaubt, nothwendig auch an Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menſchen glauben muß; und daß wer an ein ſolches Vermögen, oder an Tugend nicht glaubt, unmöglich an wahre eigentliche Freundſchaft glauben kann. Denn beyde gründen ſich auf Eine und Dieſelbe Anlage zu uneigennütziger, freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

Und dieſe Liebe muß allmächtig ſeyn im Menſchen! Nicht durch Uebergewicht, wie eine Begierde die andre überwindet, ſondern durch ihre beſondre Natur, die überirdiſch iſt.

Alſo, Bruder! gebe ich darin dir vollkommen recht, daß, von Neigungen gleicher Art, keine auf den Thron geſetzt, und dadurch ein tugendhafter Charakter hervorgebracht — gleichſam durch Anſchießen und Cryſtalliſirung gebildet werden könne.

Auch daß es keine Miſchung oder Ausarbeitung ſolcher Neigungen, Begierden und Leidenſchaften gebe, wodurch der Menſch eine ſichere Herrſchaft über ſich, ein unveränderliches Selbſt erhielte. Nicht einmal ein ſtandhaftes bloßes Wohlverhalten kann der ſich allein überlaſſene Menſch nach Vorſchriften dieſer Art zu Stande bringen. Seine Weisheit iſt ein Traum, und in demſelben Maaße, wie ſie von dem, was die allgemeine Stimme für weiſe, gut und löblich erklärt, ſich entfernt, die Eingebung eines böſen Geiſtes. Geſetze und Landesſitte, Angewöhnung und Vorurtheil, ſind die unentbehrlichen Stützen einer ſolchen allein auf gegenſeitige Einſchränkung der Begierden gegründeten Tugend. Auch enthält die öffentliche Moral in jedem Zuſtande der Geſellſchaft noch ſo viel Gutes und Wahres, und der Zuſammenhang ihrer lebendigen Vorſchriften iſt ſo tief gegründet, ſo weit umfaſſend, ihr innerſter Geiſt überall ſo richtig, daß ſie, wenigſtens als der Vorhof der Tugend, als der einzige Durchgang zu ihrem Allerheiligſten, und als die ſicherſte und ſtärkſte Bruſtwehr wider das Laſter, eine faſt ungemeſſene Ehrfurcht verdient.

Wer ſeinem perſönlichen Hange zu gefallen, aus Stolz, Grille, mit einem Worte eigenſüchtig von ihr ſich entfernt, ihr zuwider handelt, Aergerniſſe zu geben ſich nicht ſcheut, der iſt auf dem geradeſten Weg zur Untugend, zur Ehr= und Gewiſſenloſigkeit.

Alſo neige ich mich von ganzem Herzen mit dir vor der vox populi, als einem heiligen Echo, preiſe mit dir die Weisheit des Delphiſchen Orakelſpruchs, und will jede Krücke und jedes hölzerne Bein, an ſeiner Stelle, gleich einem beſeelten Gliede, in Ehren halten. Ich bleibe auch, was dieſen Punkt angeht, bey meinem vorhin geäuſſerten Tadel an unſerm Woldemar; aber nur in dem Maaße, wie ich ihn ausſprach, und mit billigem Vorbehalt. Ich warf dir Uebertreibung vor, und übertrieb doch auch an meiner Seite. Er iſt wohl lange nicht ſo ſündig, als wir beyde im Zorn des Schreckens vorgaben. Was er geſündigt hat, wird nun bald abgebüßt ſeyn. Gereinigt wird er da ſtehen, und, nach Henriettens Prophezeyung, der ich glaube, höher aufgerichtet, als er gefallen war. Erinnere dich jener Worte des ehrlichen Mon=

taigne: „Wie laſterhafte Seelen zuweilen durch ir„gend einen fremden Reiz gut zu handeln angetrie„ben werden; ſo hängt ſich manchmal auch an tu„gendhafte Seelen etwas Böſes.“ — Es wäre ſchrecklich, darum gegen alle Tugend mißtrauiſch zu werden, und ſich wider ihre eigenthümliche Kraft, die Freyheit der Seele, als wider einen böſen Geiſt verwahren zu wollen.

Henriette glühte vor Freude. Eine höhere Begeiſterung, die in allen ihren Zügen ſichtbar war, öffnete ihre Lippen und gab ihrer Rede einen ungewöhnlichen Strom; ihre Stimme tönte wie Geſang.

Das hat ein Gott, ſagte ſie, oder ein Engel Ihnen eingegeben, Dorenburg! daß Sie Freyheit der Seele die eigenthümliche Kraft der Tugend nannten.

Ja, Freyheit iſt der Tugend Wurzel; und Freyheit iſt der Tugend Frucht. Sie iſt die reine Liebe des Guten, und die Allmacht dieſer Liebe. Ein hohes Weſen! wie die Gottheit verborgen — und zudringlich, wie die Gottheit! Denn allein durch Freyheit fühlt ſich der Menſch als Menſch; durch ſie allein iſt Selbſtachtung und Zuverſicht,

Wort und Glaube, Friede, Freundſchaft, feſte Treue möglich, worauf unter Menſchen alles beruht. Wie man die Gottheit geläugnet hat; ſo läßt ſich auch an Freyheit und Tugend zweifeln: weil wir nicht ergründen und erklären können, wie ſie ſind, und wie ſie wirken; weil wir ſie nicht ſinnlich machen, ſie dem Sinnlichen nicht unterwerfen, dem Sinnlichen nicht dienſtbar machen — Freyheit und Tugend nicht in ihr Gegentheil verwandeln, in ihr Nichtſeyn auflöſen können.

Beſſer leuchten allerdings dem Erdenſohne Tyranney und Knechtſchaft ein. Der Luſt will er dienen, und er will ſich ſcheuen vor dem Schmerz. So geſinnt entſetzt er ſich vor dem Weſen der Freyheit, welches iſt zu herrſchen über Begierde und Abſcheu; zu verachten jede Luſt und jeden Schmerz, die ſie nicht ſelbſt erzeugte; alleinthätig zu erwecken, hervorzubringen, zu erſchaffen in des Menſchen Bruſt ſeinen Haß und ſeine Liebe, und aus ſeiner Seele alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich iſt.

Träume, Fantaſien, ein weſenloſes Hirngeſpinnſt wären Freyheit und Tugend — weil ſie nicht von

Erde, nicht allein aus Erde, aus reiner Erde — weil ſie mehr als Natur, weil ſie Göttlich ſind: anders und mächtiger erfreuen als Wolluſt, höher begeiſtern als Ehre, gewaltiger ſichern als Gold und Kronen — weil ſie die Welt überwinden? . . .

Zweymal hat Dorenburg, fuhr Henriette fort, den Ariſtoteles aufgerufen. Wir alle wußten von dem Manne aus Stagira, und hatten mancherley von ihm gehört. Unter dem oft und viel Gehörten hat ſich mir am tiefſten eingeprägt — was Dorenburg zurück behielt.

Indem zog ſie aus ihrer Brieftaſche ein von Woldemars Hand geſchriebenes Blatt hervor, und las:

„Alle Dinge haben in ihrer Natur etwas Göttliches! — Auch der in Unſittlichkeit „verſunkene Menſch behält noch etwas natürlich Gutes in ſich, das ihn fortdaurend antreibt, nach „dem ihm eigenthümlichen Guten hinzuſtreben. Vielleicht ſuchen wir alle, weder was wir wähnen, noch „was wir vorgeben; ſondern es ſuchen alle mit einander Eins und Ebendaſſelbe; denn, wie geſagt:

„alle Dinge haben in ihrer Natur et=
„was Göttliches.

„Was es nun auch ſey, das im Menſchen herrſcht
„und gebietet und die Begriffe von moraliſcher Schön=
„heit und göttlichen Dingen in ihm unterhält: ſey
„es ſelbſt etwas Göttliches, oder nur etwas dem
„Göttlichen gemäßes: alſo wenigſtens in ihm
„das Edelſte und Göttlichſte: ſo iſt die Anwendung
„und Entwickelung dieſer Thätigkeit der eigenthüm=
„liche Zweck ſeines Daſeyns, ſein höchſtes
„Gut; ſo iſt dieſe ungehinderte Kraftäuſ=
„ſerung ſelbſt, das an ſich Wünſchens=
„würdige für ihn: das, was wir Glückſeligkeit
„nennen.

„Denn Glückſeligkeit iſt nicht etwas, was dem
„Leben nur angehängt werden kann; ſie muß
„aus der Natur des Weſens das zu ihr gelangen
„ſoll, hervorgehen. Niemand wird von einem Thiere
„ſagen, daß es Glückſeligkeit erwerbe; noch von
„einem Kinde, daß es ſie genieße. Erwerb und
„Genuß der Glückſeligkeit iſt allein durch Tugend
„möglich; ihr Begriff iſt der Begriff der Voll=

„kommenheit des Menſchen: ſie iſt Vollen-
„dung.

„Da nun der Geiſt im Menſchen eigentlich allein
„den Menſchen ausmacht, und ſeine geiſtige Natur,
„in Vergleichung mit der körperlichen, etwas Gött-
„liches iſt; folglich auch das den geiſtigen Bedürf-
„niſſen gemäß eingerichtete Leben, in Vergleichung
„des gewöhnlichen Lebens, allein ein göttliches
„Leben genannt werden darf: ſo müſſen wir nicht,
„wie einige ſagen, als Menſchen, menſchlich; als
„Sterbliche, ſterblich denken: ſondern im Gegen-
„theil, ſo viel wir immer vermögen, gegen das
„Sterbliche ankämpfen, und alles thun, um dem,
„was das edelſte in uns iſt, gemäß zu leben. Denn
„wenn gleich dieſes edelſte unſerer Natur nur den
„kleinſten Theil derſelben auszumachen ſcheint, ſo
„übertrifft dieſer kleinere Theil doch die übrigen alle
„an Würde und an Kraft.“

Mit einem eigenen Nachdruck ſprach Henriette
noch einmal dieſe letzten Worte aus: An Würde
und an Kraft. Ihr zuverſichtlicher Blick bey die-
ſer Wiederholung machte alle weitere Auslegung
überflüſſig.“

Biderthal fühlte den ganzen Inhalt jener Worte und dieſes Blicks.

„Genug!“ ſagte er, „genug! Ich bin lange überwunden, und ſündigte, indem ich ſo hartnäckig wider deine ſchöne Zuverſicht mich auflehnte, und dem Glauben in meinem eigenen Herzen widerſprach. Der ganze Himmel iſt auf deiner Seite, und es wird wahr werden, was du verheißen haſt.“

Das Geſpräch erhielt nun eine neue Wendung. Luiſe und Caroline nahmen frohen Antheil daran; die alte Traulichkeit ſtellte ſich ganz wieder her, und jedem wurde durch eigene Empfindung und durch Theilnehmung ſo wohl, daß ſie nicht von einander ſcheiden konnten, und ſich gegenſeitig hielten bis tief in die Nacht. Henriette drang endlich darauf, daß man aufbrechen mußte. Da ſie nach Hauſe kam, warf ſie ſich mit ihren Kleidern auf ihr Ruhebette, wo der gehoffte Schlummer ſie auch bald umfing. Erquickt ſtand ſie früh am Morgen auf, kleidete ſich um, und ging zu Woldemar.

Wie dieſer den vorigen Abend und die Nacht zugebracht hatte, iſt vorhin erzählt worden.

Er war eben aus ſeinem Schlafzimmer getreten, da Henriette ankam. — Er ſah, daß ſie vor ſeinem Anblick ſich entſetzte!

In demſelben Augenblick lag ſie auch ſchon vor ihm auf den Knieen, hatte eine ſeiner Hände ergriffen, bebte, weinte, hatte keine Stimme.

Stehen Sie auf, ſagte der Starrſinnige; gleich wird mein Bedienter kommen.

Dieſe Worte gaben Henrietten eine neue andre Erſchütterung. — Sie ſtand auf.

So geben Sie nun Befehl, ſagte ſie, daß wir ungeſtört bleiben, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, und ich laſſe Sie nicht mehr, es komme Was und Wer da wolle — Wir müſſen an ein Ende, Woldemar! Heute, in dieſer Stunde!

Müſſen erſt? antwortete Woldemar. Er reichte ihr den Schlüſſel zu ſeinem Cabinette. — Gehen Sie an meinen Schreibtiſch und leſen Sie, ob wir erſt müſſen.

Henriette ging, und fand auf dem Schreibtiſche den Brief, den Woldemar in der Nacht an Allwina geſchrieben hatte. Nach Woldemars Rede konnte ſie nicht anders glauben, als, es wäre die-

ſes Schreiben an ſie ſelbſt gerichtet. Zitternd nahm ſie das Blatt in die Hand, und las mit zunehmender Verwirrung.

„Ich habe zwanzig Briefe an Dich geſchrieben, die Du alle nicht erhalten haſt; ſie ſind zerriſſen, verbrannt. — Aber was ſoll ich Dir es länger verhehlen, daß ich in die tiefſte, unheilbarſte Schwermuth gerathen bin? — Mir ſchaudert vor dem Gedanken, gute Seele, wie ich Dich erſchrecken, Dich betrüben werde! Aber ich muß, ich muß!

„Oder ſoll ich fort, auf und davon? — O, ich bin tauſendmal dazu verſucht geweſen! Aber Du ſollſt nicht elender werden, als das Schickſal Dich macht! Ihm Deinen Fluch, nicht mir!

„Warum hörteſt Du mich ehmals nicht! als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, ſo oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht ſo an mich hängen ſolltet! — Ihr lachtet! — Ha, nun iſt's an mir zu lachen!

„Ich bin nicht im Fieber, Allwina;" —

— Allwina? rief Henriette . . . Sie wankte, das Blatt fiel ihr aus der Hand. —

Gott! ſeufzte ſie troſtlos, Gott! — ſo verlaſſen mich dennoch meine Kräfte! —

Neuer Muth belebte ſie. Sie nahm das Blatt auf und las weiter.

„O, ich bin ſo wach, bin nur zu gut bey Verſtande! — Aber Dir zu entdecken, was ich habe — Es iſt unmöglich. Auch Henriette erfährt es nicht, mein Bruder nicht, Niemand ſoll es erfahren! Aber, ja, es iſt mir etwas begegnet — Etwas .... Ich habe entdeckt, daß alle Freundſchaft, alle Liebe nur Wahn iſt, Narrheit iſt — ausgenommen dem Narren ... Ich preiſe ſie wohl einmal wieder, ſo Gott will und ich lebe!

„Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen, um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu tröſten.— Ich bitte, ich beſchwöre Euch, thut es nicht! O, kein Mitleiden! keine Tröſtungen! Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme nicht ein Tropfen davon zu gut. — O, thut es nicht! Ich würde raſend werden über Euer Mitleiden, Euren Troſt, Euer Weinen —

„Daß in den Menſchen das gelegt werden mußte: jenes Sehnen, jene brennende Begierde nach —

Menſchen=Herz — die am Ende doch nur falſche Luſt, kranker Heißhunger iſt, der allein des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! — — Aber nein! Nicht falſche Luſt, nicht kranker Hunger; ſondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anſtrich war: darin das Elend!

„Woher die Sage unter die Leute gekommen ſeyn mag — das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundſchaft? — — Es iſt wie mit den Geſpenſtern, deren überall ſo viele geſehen worden ſind. Gerade ſo!

„Doch giebt es Beyſpiele von beſtändiger Ergebenheit, von alles überwiegender Treue — Ja! Nur daß man nie ſich frage: Wie geht es zu? Was bindet, was hält da, wo es ſo iſt?

„Ach, es iſt nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menſchen ſich an einander hängen; es iſt ſo an tauſend Enden zu faſſen und zu laſſen, von ſo zweydeutigem, betrüglichem, zufälligem, unweſentlichem Weſen, daß man nie weiß, Was man hat, oder: Ob man nur was hat. — Schrecklich! Schrecklich! Worauf der Menſch allein einen Werth legen kann, das iſt nicht! — =

„Biſt Du es, Du holde Du, woran ich dieſes ſchreibe? — Laß mich, o, laß mich, unglückliche Allwina! und Gott erbarme ſich Deiner!“

Schrecken und Unwillen erfüllten, zerriſſen Henriettens Seele. Todtenblaß, aber nicht mehr bebend, verließ ſie das Cabinet, und blieb vor Woldemar, der ſich auf ſein Canapee geſetzt hatte, in einiger Entfernung ſtehen.

Woldemar! ſagte ſie, ich ſehe kein Ende — und gehe — wie ich nie, wie ich am wenigſten heute von Ihnen zu gehen dachte. Ich kam voll Vertrauen und mit größerer Liebe zu Ihnen im Herzen, als jemals. Ich kam, um ein drückendes Bekenntniß abzulegen, um gewiſſe Verzeihung zu holen ——— Ich war ſo voll Hoffnung ———

Bey den Worten Bekenntniß, Verzeihung, Hoffnung verwandelte ſich Woldemars ganze Geſtalt, als hätten ſo viele Zauberſchläge ihn berührt. Henriette ſah und fühlte die mächtige Veränderung, die in ihm vorging; und auch ihre ganze Geſtalt wurde anders.

Hoffnung . . Verzeihung . . Bekenntniß — ſtammelte Woldemar — . . O, Henriette!

Mit dieſer Ausrufung ſprang er auf von ſeinem Sitz, ſank wieder zurück, verbarg in dem Einen Arm ſein Geſicht, ſtreckte den andern furchtſam aus gegen Henriette, und fing an zu weinen, daß er ſchluchzte.

Henriette ergriff mit Inbrunſt die ihr gebotene Hand.

Woldemar! rief ſie; ich habe dich wieder! — O, ſey wieder dein, wie du wieder mein biſt!

Lieber! Du haſt mir viel zu verzeihen; ich habe dich unausſprechlich elend gemacht; dich und mich. Aber was Ich litt, war nur Büßung. Ich hatte wider die Stimme meines Herzens gehandelt; hatte ein heiliges Gefühl in meinem Innern — jenes, wovon die Tugend lebt, wodurch ſie iſt — ſoll ich ſagen überwunden?

Ich ließ mich überreden zu thun, was ich verheimlichen mußte! — Nur dir verheimlichen, aber dir! — Es war am Sterbebette meines Vaters, und der Sterbende flehte. Ich kämpfte, Gott weiß mit welchem unſäglichen Schmerz — kämpfte bis zur Todesangſt.

Dieß entſchuldigt, aber es reiniget mich nicht: denn ich hörte noch immer die warnende Stimme in meinem Innern, und folgte dennoch einem andern Zuge — ſündigte! . . .

Sündigte? . . . (Thränen erſtickten auf einen Augenblick ihre Stimme) — Ich that — das war meine Sünde — ich that, was ich verheimlichen, was ich dir verbergen und verſchweigen mußte — dir wenigſtens verborgen und verſchwiegen habe . . . . Daher die ſchreckliche Verwirrung — ſie war mein Werk — in der du untergehen, verderben konnteſt — Du, und Allwina, und Biderthal, der Treue . . .

Woldemar ertrug es nicht länger. Er wendete ſich gegen Henriette, faltete ſeine Hände gegen ſie mit dem Ausdruck eines unausſprechlichen Flehens: daß ſie ſeiner ſchonen möchte! — Er konnte nicht reden.

Keine Feder beſchreibt, was in dieſem Augenblick in Woldemar vorging. Der Himmel war ihm aufgethan in Henriettens Seele; in ſeiner eigenen die Hölle. Er ſah nicht einen Schatten mehr von Schuld an ihr; alle Sünde nur in ſich; alle Sünde,

und lauter Verdammniß. — Sie ſtand nun ſo hoch über ihm, ſo hoch und herrlich; Sie, die er vor einer Stunde noch ſo tief unter ſich geachtet hatte!

So hoch und herrlich! — Dieß war himmliſche Wonne!

Er, der Verſtoßene! — Dieß war Höllenquaal!

Aber die Wonne überwog.

Henriettens ſanftes Zureden fand allmählig Eingang. Der arme Zerrüttete überließ ſich ihrer Huld; er hörte wieder, ſie durfte wieder reden.

Nun erzählte ſie ihm, wie ſie geſtern ſchon ihn mit Gewalt zu einer Erklärung hätte nöthigen wollen; wie ſie durch wiederholte dringende Botſchaften von Luiſe daran wäre verhindert worden; in welchem Schrecken ſie bey Biderthal Alle gefunden; den Contraſt ihrer Freude über Luiſens Bekenntniß; Biderthals Entſetzen; was ſich hierauf weiter zugetragen hätte; das Weſentliche der Unterredung; endlich, wie beruhigt und hoffnungsvoll ſie auseinander geſchieden wären.

Einige Male ſtockte Henriette in ihrer Erzählung, und wurde verlegen, weil ſie über Biderthals

angſtvollen Zuſtand nicht ganz deutlich werden mochte. Woldemar aber bat ſie wiederholt, ihm doch nichts zu verſchweigen, nichts zurück zu behalten, und verſprach ſo treuherzig, auch von ſeiner Seite nichts zu verſchweigen, nichts zurück zu behalten, daß Henriette ihre Scheu überwand, und nach und nach ihm alles entdeckte: Biderthals ganze Sorge; ſeine frühere Unterredung mit ihr; ihr eigenes Verhalten dabey; ihre geheimſten Empfindungen und Gedanken; was ſie geſtärkt, ihr immer wieder aufgeholfen, den Glauben an Woldemar nie in ihr habe untergehen laſſen.

Woldemar wurde im höchſten Grade gerührt; er vergaß ſich ſelbſt, und fühlte nur Henriettens Schönheit und Größe. Wie in dieſer Stunde hatte er noch nie in ſeinem Leben genoſſen.

„Liebe Henriette," ſagte er, „es iſt nicht auszuſprechen was ich fühle! Laut vor der ganzen Welt könnte — m ö c h t e ichs bekennen, daß ich der ſchuldigſte unter allen Menſchen bin; in meiner ganzen Verworfenheit möchte ich geſehen ſeyn, es offenbar machen, wie ich ohne alle Rechtfertigung bin vor dir, du reines himmliſches Weſen! — Säheſt du

mich, wie ich mich ſelbſt ſehe — du könnteſt mir nicht verzeihen — Aber du verzeihſt mir, und ich nehme deine Verzeihung an: du wirſt noch himmliſcher dadurch!

— — „Wie ihr alle mich noch ſo milde beururtheilt habt! — Ich war verderbter als ihr es glauben konntet — Tauſend Gräuel waren in meinem Herzen!“

Henriette erblaßte.

„Fürchte nicht, ſagte Woldemar; höre mich!

„Mein aufgebrachter Sinn konnte nie deine Unſchuld mir ganz aus den Augen rücken; noch weniger, meine gerechte Liebe gegen dich zerſtören. Das Gefühl deines Werths nahm vielmehr zu mit meinem Groll. Denn die Urſache meiner Erbitterung war nicht in Dir, ſie war allein in mir ſelbſt.

„Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht. Er kann ſich täuſchen; aber nur äuſſerlich, nur auf der Oberfläche ſeines Weſens; nicht in der Tiefe ſeines Herzens: da fühlt er ſeine Tücke.

„Dich wollte ich haſſen, und wurde mir ſelbſt feind.

„Auch das iſt wider die Natur, daß der Menſch

ſich ſelbſt feind ſey. — So entſtand in meinem Inwendigen die gräulichſte Verwirrung. Nichts war mehr von allem Geweſenen. Das allein blieb, daß ich nicht von dir laſſen konnte.

„Du wirſt meinen Zuſtand ahnden, wie verworren ich mich auch ausdrücke. Höre weiter!

„Ich konnte dich nicht laſſen, konnte dich nicht halten. Meine Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu: Was mich von mir ſelbſt ſchied, ſchied mich auch von dir: Da war keine Hülfe, kein Rath, keine Zuflucht! Das Vergangene erſchien mir wie ein Traum.

„Biderthal hatte mir einmal geſchrieben, da ich mich auf dem höchſten Gipfel des Glücks fühlte: Wenn dieß alles nur ein Traum wäre!

„Ich erinnerte mich dieſer Worte; erinnerte mich ſeiner verſchmähten früheren Warnungen. In den Finſterniſſen, die mich umgaben, ſtanden jene Warnungen vor mir, wie ein Geſpenſt —

. . . „Du ſchauderſt? — Mich ſchaudert auch! — — Fürchte nicht; Höre mich zu Ende!

„Ich konnte dich nicht halten, konnte dich nicht laſſen!

Dich nicht laſſen zu können: dieß Gefühl war über alle andre. Ich ergrimmte wider dieſes Gefühl — Wider mich ſelbſt! — Dann zerrann ich wieder in Wehmuth . . . Meine Seele verſchmachtete. — Ich kämpfte um nur immer mehr zu unterliegen.

„Liebe Henriette, es iſt unausſprechlich, was ich gelitten habe!

„Ich erzählte dir ehmals von meinem Vormunde, dem ehrwürdigen Terlub, der irre wurde: wie ich ihn einmal ein Licht vom Tiſche nehmen und damit ins Nebenzimmer gehen ſah, wo er lange herum ſuchte; und da ich ihm endlich nachging, und ihn fragte: was er ſuchte? mir mit einem tiefen Seufzer antwortete: ... „Ich weiß nicht“... Und fortſuchend mit verſtörter Miene, und tiefer ſeufzend . . „Ich ſuche mich ſelbſt.“

„Dieß war mein Zuſtand: Ich ſuchte mich ſelbſt; ſuchte mich, wo ich mich immer gefunden und wieder gefunden hatte: Bey Dir. Du warſt nicht mehr! Wo anders ſollte ich mich ſuchen? — Du würdeſt wiederkommen! hoffte ich. Hoffte, und ſuchte immer von neuem, immer vergeblich!

„Du haſt es genug wahrgenommen, wie ich mit meinen Blicken in deinen Augen wühlte, in allen deinen Zügen forſchte nach meiner Verlorenen . . .

„Ich erholte mich wohl auf kurze Zeit; und ſo ſüß war mir die Ruhe, die ich dann genoß, ſo erquickend, daß ich mich geheilt glaubte — wenigſtens geneſend.

„Käme nun Henriette, dachte ich, ſo ſähe ich mich einmal heiter; ich ſchaute ſie wieder an wie ehmals; ſie ſchaute mich ſo wieder an; ihre mir wiedergegebene Geſtalt behielt ich im Auge; ich wollte ſie feſt halten im Auge, im Innerſten des Auges, daß ſie mir nie mehr daraus verſchwände!

„Kamſt du dann, und ich hörte nur von weitem deinen Fußtritt, ſo war ſchon alles wieder anders. Ein Schauer überlief mich, mir klopfte das Herz; mein Auge, das nur hatte anſchauen wollen, wurde fehlos. Es konnte nur ſtrahlen, und erblindete wenn es nicht ſtrahlte. Verlegen, gedrückt, angſtvoll ſtandeſt du vor mir; ein fremdes Weſen — und dennoch Henriette!

„Dann wünſchte ich, du möchteſt nur wieder fern ſeyn. — Gingſt du, ſo wollte ich dich wieder

halten. — Du gingſt, und es rann mir kalt durch alle Glieder. — — Die Thüre ſchloß ſich; ich war wieder allein — Gott! In welchem Zuſtande? . . .

„Ach! die fürchterlichen Beklemmungen alle; wie ſie mich nicht getödtet haben? . . .

„Staunend habe ich hier oft vor deinem Bilde geſtanden, geſeſſen, und mich gefragt und es ergründen wollen: Woher die Gewalt über mich in dieſen Zügen, dieſer Bildung? — Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt; Was iſt das? — — Ein Leben auſſer mir drängt ſich in dieſer Geſtalt an die Stelle des eigenen Lebens in mir, und verzehrt es. — Ich kann mein Daſeyn nicht retten vor dieſem fremden Weſen; es überfüllt alle meine Sinne und zerſtört ſie — entwendet mir alle meine Sinne! Jenes Weſen regt mit jedem Nerv, mit jeder Muskel ſich fühlbarer in mir, als in ſich ſelbſt. Von ſeiner Nähe erbebe ich bis ins Schwarze vom Auge — Da fühle ichs! Da raubt es mir das Licht! — — Sah ich eine andre Geſtalt ehmals, da es nicht ſo war? Bin ich ſelbſt ein Andrer geworden? — Das Geweſene, was war es? Das Gegenwärtige, was iſt es?“

Hier unterbrach Henriette Woldemarn, indem ſie mit angſtvoller Geberde aufſtand, weinend ſich von ihm wendete, und ihm mit der Hand winkte, ihr nicht zu folgen.

„Henriette!“ rief mit milder Stimme Woldemar; „O, bleibe; komm zurück; sieh mir ins Auge: Deine Angſt wird verſchwinden!“

Der Ton ſeiner Stimme ergriff Henriette. Sie ſtand, ſie wendete ſich — erblickte auf Woldemars Angeſicht eine Heiterkeit, eine Zuverſicht und innere Ruhe, wie es der Klang ſeiner Stimme ihr verheißen hatte: So war ſein Auge, ſo war ſeine ganze Geberde.

Henriette faßte Muth. Sie drückte ihrem Freunde die Hand: — Ich will nicht mehr fürchten, ſagte ſie; rede frey, laß mich alles wiſſen.

Du ſollſt, du mußt alles wiſſen, antwortete Woldemar, damit du ganz und auf immer Friede habeſt. Den Schrecken, den du gefühlt haſt, durfte ich dir nicht erſparen. Höre nun auch was dich beruhigen wird.

„Wie ſehr es auch nach dem von mir Gebeichteten das Anſehen hat, daß meine Freundſchaft zu dir

in leidenſchaftliche Liebe ausgeartet, oder jene Freundſchaft ſelbſt von Anfang an nur eine verſteckte Liebe geweſen ſey; ſo kann ich dennoch dir betheuern: es war nicht ſo. Mein leidenſchaftlicher Zuſtand gründete ſich einzig auf den Zwiſt, in den ich insgeheim mit dir gerathen war.

„Ich ſagte vorhin: Biderthals verſchmähte Warnungen wären mir jetzt ſchrecklich wieder ins Gedächtniß gekommen.

„Das iſt wahr; und ich muß noch hinzuſetzen, daß ich es in Augenblicken ſchmerzlich bereute, ſo hartnäckig widerſtanden zu haben; ich wäre ſo dem tiefen Elende, worin ich mich befand, entgangen.

„Aber dieſer Wunſch war nur ein Wunſch der Verzweiflung, der ſchnell vorüberging, und die Wahrheit ſtehen ließ: Daß ich mich nicht über mich ſelbſt getäuſcht, Biderthalen nicht mit Unrecht widerſtanden hatte. Was war, wäre nicht geweſen, wenn ich ihm hätte glauben, ihm nachgeben können. Alſo hatte ich nichts zu bereuen.

„Nach allen Prüfungen, unter allen Anfechtungen, kam das Gefühl meiner reinen unſchuldigen Liebe zu dir immer glänzender wieder hervor. Ich

hatte ſelige Stunden, wo ich mich in dieſem Bewußtſeyn wie verklärt fühlte!

„Aber eine tiefe Unart war in meinem Herzen, und zerbrach es!

„Ihr ſaht dieſe Unart nicht, und kränktet mich an einer Seite, wo ich unſchuldig war. Dadurch gelang es mir, mich ſelbſt zu täuſchen.

„Dich! — jene Henriette! — in meinem Gewiſſen ſo beſchämt zu ſehen! Darauf bezog ich alle meine Leiden, und verbarg mir den großen Antheil, den häßlicher Stolz und wüſte Eigenliebe daran hatten.

„Doch erhob ſich die Stimme des Gewiſſens mehrmals wider den Heuchler ....

„Sieh — Da wurde der Heuchler tückiſch; erbitterte ſich; verſtockte ſich — wollte lieber mit der Gottheit und der Menſchheit brechen, als mit ſeinem Sataniſch gewordenen Selbſt —"

Nicht weiter, lieber Woldemar! rief Henriette, indem ſie ihrem Freunde um den Hals fiel; nicht weiter, lieber Woldemar! — „Höre, Lieber! Wir vergeſſen deinen Bruder, die edle treue Seele! Willſt

du ihm nicht eine Zeile ſchreiben, daß er komme.“ — Woldemar ſprang auf und ſchrieb:

„Die Himmliſche, die Reine hat geſiegt. Komm und ſieh!“;

Da Woldemar dem Bedienten dies Billet zum Wegtragen gereicht hatte, fing er unmittelbar an, mit Henriette von Allwina zu reden, und legte die pünctlichſte Rechenſchaft ab von dem, was in Abſicht ihrer in ſeinem Gemüthe dieſe Zeit über vorgegangen war.

Er verſicherte: Was ihn dem Wahnſinne ſo nahe gebracht hätte, wäre das immer ſteigende Gefühl des Contraſtes zwiſchen Allwinens reiner Seele und ſeinem verwüſteten Gemüth geweſen. Die Gegenwart dieſer reinen Seele aber hätte ihn nicht untergehen laſſen.

„Ich mußte,“ ſagte er, „entweder alles Gute haſſen lernen, oder mich ſelbſt bis zur Raſerey verwirren.

„Mit dir, mit euch allen konnte ich zürnen; konnte in der Bosheit meines Herzens Läſterungen wider euch erſinnen: Aber Allwina! — Wie

hätte ich mit Allwina zürnen — Gott! wie hätte ich ſie läſtern können? —

„Es iſt über allen Ausdruck, über alle fremde Ahndung, wie ihr Anblick, oder der Gedanke an ſie, auch in den wildeſten Momenten, mich ergriff, mich zurückbrachte! Durch kein anderes Weſen iſt je eine ſolche Empfindung von Ehrfurcht in mich gekommen; durch kein andres Weſen eine ſolche Empfindung von Liebe — die mir gegeben wurde ohne alles Verdienſt, und die ich eben ſo rein, unbegreiflich, wieder geben konnte. — Ich mußte anbeten; ich mußte aufſchauen zu Gott . . . Ich konnte, ſo lange noch ein Funken von Vernunft in mir blieb, neben Allwina nicht ganz verderben.“

Hingeriſſen von innigſtem Wonnegefühl, ſtürzte Henriette vor Woldemar ſich auf die Kniee, umfaßte ihn mit aufgehobenen Händen und aufgerichtetem Angeſicht:

Woldemar! ſagte ſie mit einem Tone, in dem ihre ganze Seele erklang — Woldemar! — Ich bin wieder ganz glücklich!

Sey glücklich, antwortete Woldemar, indem er Henriette aufrichtete, und ſie feſt in ſeine Arme ſchloß;

ſeyd Alle glücklich; aber ſtört meine Reue nicht; ſeyd billig.

Biderthal flog in dieſem Augenblick die Treppe herauf, war in der Thüre, und ſchnell wie der Blitz, auch ſchon in den Armen ſeines Bruders.

Verzeihung, Lieber! ſagte Biderthal — Verzeihung! — Henriette hat mir verziehen; Du wirſt mir auch verzeihen — Ja, du wirſt!

Woldemar fuhr, wie vor Schrecken, zuſammen bey dieſen Worten. Auffallend veränderte ſich ſeine Geberde.

Was widerfährt dir? fragte voll Verwirrung und betroffen Biderthal. — Haſt du mich nicht gefodert? — „Ich ſollte kommen und ſehen" — Wie finde ich dich? — O, Lieber, ſprich!

Mit gebrochener Stimme antwortete Woldemar: — Ich ſoll dir verzeihen! — Wie ein Donnerſchlag hat es mich getroffen, mich zerſchmettert, dieſes Wort. — Ich dir verzeihen! — — Ach, ich verdiente nicht unter euch zu leben . . . Ihr ſchätztet an mir, was nicht mein, was eine freye Gabe des Schickſals war. Mein Eigenes iſt böſe . . . Ich bin ein nichtswürdiger Menſch. Mir ſelbſt,

euch allen habe ich geheuchelt. Ich ſehe das nun ſo klar — Ich bin mir ein Abſcheu!

Er ſprang mit Heftigkeit auf. Seine Stimme hob ſich — „Es trifft mich,“ ſagte er, hin und her gehend — „es trifft mich, Schlag auf Schlag immer tiefer —— Ja, es war eine Lüge was ich Biderthalen ſchrieb: — Henriette hätte geſiegt. — Ich habe geſiegt; nicht Henriette. —— Sie ſprach von einem Bekenntniſſe das ſie ablegen, von Verzeihung, die ſie bey mir ſuchen wollte: Da frohlockte mein Hochmuth, legte ſich mein Wuth. Darum allein hatte ich ja gewüthet, daß meinem Eigenwillen, meiner Selbſtſucht dies Opfer gebracht würde . . .“

Angſtvoll blickte Biderthal auf Henriette — Sie bebte.

Schnell wendete ſich Woldemar gegen Biderthal — Bruder! ſagte er mit verſtörtem Geſicht —— Ich vergaß! Du mußt es auch leſen, was ich für Allwina in dieſer Nacht geſchrieben habe. — Der Brief liegt noch ungeſiegelt auf meinem Schreibtiſche. Ich begrüßte Henriette heute früh mit die-

ſer Mittheilung. — Du verdienſt gleichen Empfang! Geh in mein Cabinet!

Henriette widerſetzte ſich; aber Woldemar beſtand auf ſeinem Sinn.

Da Biderthal ging, ſprang auch Henriette auf, und warf ſich, mit abgewendetem Geſicht in einen Seſſel an der andern Seite des Zimmers. — Ach, es iſt wahr, ſagte ſie, mit erſtickter Stimme — Es iſt wahr! — Nein, ich habe nicht geſiegt!

Woldemar rief Biderthal zurück, und ging ihm entgegen an die Thüre des Cabinets.

Da ergriff ihn eine neue heftigere Beklemmung.

Er wankte, ſtützte ſich mit dem Kopf an den Thürpfoſten. — Biderthal umfaßte ihn, und brachte ihn auf das Canapee zurück, wo er ſich neben ihn, verſtummend, niederließ, und voll Rührung ſich an ihn ſchmiegte.

„Ich kann das nicht von euch wenden, ſagte Woldemar, daß ihr mich verachten müßt.

. . . „Hätte ich mich aufgerieben in meinem Wahnſinn, hätte ich den Untergang, um den ich buhlte, gefunden . . .

„Sieh! (er deutete auf ein bey dem noch unan-

gerührten Frühſtücke liegendes Meſſer) — Von ungefähr fühlte ich einmal in der brennenden Hand, daß der Stahl ſie kühlte. Es erquickte mich. Ich genoß die Kühlung, und erfriſchte, wechſelsweiſe, bald die eine, bald die andre Hand. Mein Auge wurde wacker. — — „Auf der entblößten Bruſt dieſe Labung!" — Ha, mir ſchauderte vor Luſt! — „Tiefer! Tiefer!" kam ein Sehnen. — Mein Herz entbrannte, loderte von verzehrendem Durſt, hob ſich anzuſaugen, in ſich zu ſchlürfen dieſe Kühlung. — — — Gott! Wie entkam ich!" — —

Woldemar ſtürzte ſich in des Bruders Arme —

„Ja, es verdiente zu bluten, ſagte er, dieß verächtliche Herz — das von jeher mich nur weich gemacht hat gegen mich ſelbſt, nachgiebig nur gegen mich ſelbſt — das mich alle Tugenden zu umgehen, meinen Eigendünkel über alles zu erheben lehrte — das um alle Vernunft, um allen Seelenadel mich bringen wollte, mich darum brachte!"

Henriette weinte laut. — Schluchzend, die Hände ringend, gen Himmel flehend wiederholte ſie: Allwina! — O, Allwina! Allwina!

Es ergriff Woldemar. Er blickte auf, todten=

blaß; blickte auf Henriette. — Sie ſtürzte nach ihm hin. —

Woldemar! ſtammelte ſie, mit durchdringender Wehmuth — O, ſieh mich an! . . . Du warſt ehmals ein ſo guter Mann! — ein ſo edler Mann! — Das warſt du . . .

Die Stimme verließ ſie.

Woldemar reichte Henrietten die Hand. Das Herz ſchmolz, zerrann ihm im Buſen.

. . . „Ich will Demuth lernen,“ ſagte er. — Du erinnerſt mich! — Was jetzt in mir ſo todt wider mich ſelbſt . . . Auch das iſt Stolz! Immer noch derſelbe harte, unbiegſame Stolz —

„Ich war nicht gut, Henriette! — Ich will es werden — ich will Demuth lernen; ich will Euer ſeyn . . . O, nehmt mich an!“

Wer ſchildert dieſen Augenblick — Biderthals, Woldemars, Henriettens Seele? — Wer öffnet die Himmel?

Die Fromme hatte wahrhaft geſiegt, und der Sieg blieb ihr.

Da Biderthal ſeinen Bruder beruhigt, heiter gelaſſen ſah, eilte er zu Luiſe, hierauf zu Doren=

burg, um ſeine Freude allen mitzutheilen. Er kam zurück zum Mittagseſſen mit Luiſe. Henriette hatte ſchon ausgemacht, daß auf den Abend auch Dorenburg und Caroline kommen ſollten.

Um die Zeit, wo man dieſe erwartete, ſagte Woldemar, daß er hingehen wollte, ſie abzuholen.

Seine unvermuthete Erſcheinung machte auf Mann und Weib einen gleich lebhaften, durchgreifenden Eindruck. Wie Sonnenaufgang ſtrahlte hinter ihren Augen innige helle Freude. Woldemar drückte beyde an ſein Herz, wurde von beyden umſchlungen, feſtgehalten: Keiner brauchte dem Andern zu ſagen, daß was er fühlte nicht auszuſprechen wäre.

Es war eine neue Rührung, da die Geſchwiſter, in Woldemars Hauſe nun alle verſammelt, ſich die Hände drückten, ſich umarmten. — Aber es fehlte Allwina!

Ach, Allwina! rief, ſehnſuchtsvoll, Henriette aus; und alle wiederholten den Ausruf: Ja, Allwina! Allwina!

Nur von ihr wurde geredet; abgebrochen, und wieder geredet — ſo lange der Abend dauerte.

.... Was? ſagte Woldemar... Wird ſchon aufgetragen? — ſah nach der Uhr und lauſchte.

Unmöglich! antwortete Henriette — — Aber ſie hörte das Geräuſch.

Alle hörten es! — fuhren auf innerlich — hielten ſich — ſchwiegen — —

Das Geräuſch wurde leiſer und kam näher.

Woldemar ſprang auf, öffnete die Thür — Allwina war in ſeinen Armen!

O, des Mannes und ſeiner Gefühle!

Alle erfuhren eine Erſchütterung; eine Wonne und Wehmuth; eine frohe und tiefe Andacht, wie noch nie in ihrem Leben.

Gott! ſagte Allwina, ſo bald ſie reden konnte — Ich finde dich geſund! Ihr alle ſeyd es! Seyd alle da! — Wohl und heiter! . . . Ach! mir iſt ſo bange geweſen! — Woldemars, noch mehr, Henriettens Briefe — ich weiß nicht, was darin mich ſo beklemmte, ſo unerträglich ängſtigte? Ich konnte nicht bleiben. Die gute Tante begriff nicht, was ich hatte. Endlich ſagte ichs; wir brachen auf; reiſten mit der ſchrecklichſten Eile — Und nun finde ich euch alle verſammelt, als hättet ihr gewußt von

meinem Kommen; und zu meinem Empfang ein Feſt angeſtellt! . . . O, Ihr guten köſtlichen Geſichter miteinander! — Du, und Henriette, und Alle — Alle, wie ich euch verließ!

Froher und glücklicher als da du uns verließeſt! ſagte Woldemar, indem er Allwina feſter an ſich herzte. Es ſtand eine finſtre Wolke über mir. Du erblickteſt vor Monaten den Nebel, aus dem ſie ſich zuſammen zog, und ich verhieß dir, der Nebel würde fallen. Nun iſt er gefallen . . . Morgen, du Gute, Liebe, Herrliche! Morgen erzähle ich dir alles.

Ungeduldig ſein Herz vor Allwina auszuſchütten, konnte Woldemar am andern Tage kaum es erwarten, daß ſie ruhig ſich zu ihm ſetzte, um ihn anzuhören.

Er fing bey der unglücklichen Entdeckung die Luiſe ihm gemacht hatte, an; erzählte, in welche heftige Gemüthsbewegung er dadurch gerathen war; wie ihm aber eine beſſere Beſinnung, nach wenigen Stunden, wieder aufgeholfen, er vor ſich ſelbſt ſich geſchämt, und nun auch bald alles Mißvergnügen über dieſe Sache ſo ganz in ſich zu unterdrücken gewußt hatte, daß ohne einen neuen Anlaß derſelben Art,

gewiß nie wieder etwas davon in ihm aufgekommen wäre.

Hierauf ſetzte er dieſen neuen Anlaß ins Licht, und entwickelte die ganze Geſchichte ſeines Herzens bis auf den geſtrigen Tag, mit einer Klarheit und mit einem Leben, daß Allwina durch und durch davon gerührt wurde, alles mit ihm fühlte, und ihm nur da nicht folgen konnte, wo er, voll Erbitterung, ſeine eigene Schuld recht böſe zu machen ſuchte. Er that ihr weh mit ſeinem Eifern wider ſich ſelbſt; ihre Liebe zu ihm empörte ſich dawider — ſchalt ihn, zürnte mit ihm.

Aber es hatte Woldemar ein neuer Schrecken, während er noch redete, ergriffen.

Er hatte nichts verheimlichen wollen; wußte nicht anders, als daß er ſein ganzes Inneres darlegte; und doch war einiges von dem, was in ihm vorgegangen war, und er geſtern Henrietten mit einem Feuer dargeſtellt hatte, daß ſie vor ihm zurück bebte, jetzt, vor ſeinem edeln Weibe, ausgeblieben — Nicht aus Ueberlegung! Nicht mit Vorbedacht! Es hatte ihn dieſe Zurückhaltung gleichſam überraſcht. Darum erſchrak er in ſeinem Innern; ent-

ſetzte ſich vor dem ſonderbaren Geheimniſſe, das in ihm waltete.

Er durchforſchte jede Falte ſeines Weſens, und entdeckte bald, mit zerknirſchender Beſchämung, daß er auch an der Stelle, wo er ſich ganz rein geachtet hatte, nicht mehr ſich rein achten durfte. Ihm ſchauderte vor dem Abgrunde — an dem er noch ſtand: vor den Tiefen ſeines Herzens!

In dieſer Angſt beſchloß er, was ihm bey Allwina begegnet war, und er hierauf in ſich noch entdeckt hatte, unverzüglich Henrietten zu offenbaren. Aber ſein guter Geiſt trat zu ihm, lehrte ihn anders; richtete ihn auf.

Nur Biderthalen vertraute er ſein Innerſtes ganz, und beyde wurden Ein Herz und Eine Seele, wie ſie es vorher nie geweſen waren.

Bey jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es ſtünde mit ſtrahlender Schrift, obgleich ihm nur ſichtbar, an allen ſeinen Wänden geſchrie-

ben: Wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor — Richtet nicht!

Henriette ſagte dagegen: ſie läſe auf ihren Wänden, auch mit Strahlen geſchrieben, jenen Spruch des Fenelon:

Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber ſie giebt alles.

Anhang.

I.

* Zu Seite 285.

Biderthal an Woldemar.

den 3ten September.

Es fehlte wenig, mein trauter Lieber, ſo hätteſt Du auf Deinen herrlichen, langen Brief keine Zeile Antwort bekommen. Es läßt ſich auf einen ſolchen Brief hier nicht antworten; nur ihn hier zu leſen iſt beynah Sünde. Gott bewahre Dich, daß Du je unter dieſe ſchalen, verzerrten, aufgeblaſenen, flitterköpfigen Menſchen gerätheſt! Ich habe mir manchmal vorgeſtellt, wie Dir ſeyn würde, wenn Du hier wäreſt, und mirs in Deinem Namen recht grimmig werden laſſen. Die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des hieſigen Adels iſt weltkundig. Da ich eine gewiſſe Reputation habe, und verſchiedene Fremde vom erſten Rang uns aufſuchten, ſo wollten die läppiſchen Geſichter wohl ein bischen freundlich mit uns thun; ſie holten uns an, und luden uns an ihre vornehme Tafel; aber ich habe

*) Woldemar 1779. S. 149 — 153.

*

ſie Dir heimgeſchickt, einmal über das andere! — Daß die Affenart ſich einbilden darf, einem rechtlichen Menſchen eine Ehre erzeigen zu können mit ihrer Compagnie! Sieh, das kann mich erſt grimmig auf ſie machen. Anders! — ich bin ja nicht vom Geſchlecht, und habe unter ihnen nichts zu ſuchen; möchten ſie alſo meinetwegen ruhig ſich begaffen und ihre Purzelbäume ſchlagen! Und ſie ſollten ſehen, es käme mir auf ein Paar Nüſſe für ſie nicht an, wenn ich gerade verſehen wäre.

Mit * und *** habe ich mich ſo gut als brouillirt, weil ſie nicht widerſtehen konnten, und ſich von den Fratzen ſchön thun ließen. Männer von verdientem Ruhm ſollten ſich ſo nicht wegwerfen, und von dergleichen Leuten eine Diſtinction annehmen; es ſieht ſonſt ſo aus, als hätt' es wirklich mit dieſen armen Tropfen etwas zu bedeuten, und ſie dürften wohl ſo gut ſeyn und ſich zu einem großen Mann herablaſſen — ihm gnädigſt einmal geſtatten, zu ſeyn, für die Zeit, wie hoch ihres Gleichen. Ich kanns nicht ausſtehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!

Unſere zwey diſtinguirte Herren ſchämen ſich jetzt vor uns, und ſchämen ſich vor einander, und wären ſo gern der Ehre wieder los; zumal da es allmälig bey tauſend Gelegenheiten an den Tag kommt, wie Ihro Gnaden es im Herzen mit ihnen meynen. Es ſieht ſcandalös aus, wie ſie nun da ſtehen, und umher ſchleichen, und, um ſich nicht gar zu proſtituiren, bon gré mal gré die inférieurs ſpielen müſſen; ſie ſinds dermalen auch in der That, und es geſchieht ihnen

recht. Darum laſſen wir ſie ſtecken, und laden ſie nie zu unſerer Geſellſchaft, die noch artig genug componirt iſt, wenigſtens aus den beſten Leuten, die hier ſind; wir haben einige ſehr vergnügte Parthieen zuſammen gemacht. — Aber gewiß komme ich nie wieder hieher. Sollte ich noch einmal den Brunnen trinken müſſen, ſo erneuere ich meine Bekanntſchaft mit Spa. — Da möcht' ich einmal von dem allerley vornehmen Volk (denn die Collection iſt hier ſehr vollſtändig!) — da möcht' ich einmal dieß oder das davon hinkommen ſehen. — Himmel! was ſie da für eine Figur machen würden! Denn eigentliche Welt, ächten guten Ton, Lebensart, auch das haben ſie Dir nicht einmal; ſie ſind ungeſchliffen, ungelenk, und im höchſten Grade fad und langweilig. — — Aber womit ich die Zeit verderbe? — Steht es denn nicht ſchon geſchrieben, daß die Erde hervorbringen mußte Vieh, Gewürm und Thier auf Erden, ein jegliches nach ſeiner Art; und daß Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach ſeiner Art, und das Vieh nach ſeiner Art, und allerley Gewürm auf Erden nach ſeiner Art — und daß Gott ſah, daß es gut war? — Haben wir alſo weiter nichts dagegen! hüten uns, und halten uns nur fein reinlich!

Am künftigen Montag geht es, dem Himmel ſey Dank, von hier weg. —

II.

* Zu Seite 135.

Zwey Reiſende, Graf R. und Graf G. waren an Dorenburg, Biderthal, und auch an Woldemar von beſter Hand empfohlen. Dieſe Grafen waren Leute von ausnehmenden Eigenſchaften. R. mochte an die funfzig Jahre alt ſeyn; G. etliche dreyßig. Sie beſaßen gründliche Kenntniſſe und hatten ſich auf mancherley Art in der Welt verſucht. An auserleſener Sitte, feinem Anſtande, und geſelliger Gewandheit konnte ſie niemand übertreffen.

Es fiel Biderthal anheim, ihnen die erſte Mahlzeit zu geben. Er verſchob es ein Paar Tage, bis von einer Spazierfahrt auf das Jagdhaus die Rede kam; da bot er ihnen an, vorab Mittag bey ihm zu halten. Er ſagte: „Ich bin nicht darauf eingerichtet, Feſte anzuſtellen; ich kann Ihnen nur auf gut bürgerlich aufwarten: wenn Ihnen das anſteht, ſo machen Sie mir Freude, und ich denke, wir wollen vergnügt zuſammen ſeyn." — Die Herren kamen. Das Eſſen beſtand aus einer ſehr mäßigen Anzahl von Schüſſeln, und es wurden ihrer nur wenige auf einmal aufgeſetzt. Man ließ alles gehen ſo gut es mochte, ohne die kleinſte Ungeduld oder die mindeſte Verlegenheit an ſich kommen zu laſſen. — Beym zweyten Auftrage war von Cyperwein die Rede. Der Bediente ſollte eine Flaſche holen und brachte zweymal eine unrechte. „Wollen Sie

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781 S. 32 — 41.

nicht hingehen, ſagte Biderthal zu Henrietten, und den Burſchen zu recht weiſen?" — Graf G., für welchen der Cyperwein eigentlich war, wollte aufſpringen und es durchaus nicht leiden; aber Henriette war ſchon vor der Thür. — Biderthal ſelbſt ſtand ein paarmal während der Mahlzeit auf, da gerade kein Bedienter in Bereitſchaft war, um vom Schenktiſch eine Flaſche Wein, Brodt, Löffel oder Meſſer zu langen. Woldemar, wie man ſich vorſtellen kann, war nicht minder bey der Hand. Alles ging leicht und ſchön von ſtatten; das Geſpräch, immer verſchlungener und lebhafter, lief ununterbrochen fort; über jedweden kam ſeine beſte Laune; und wie das zuſammenfloß — war's Entzücken. — — Zuletzt aber begab ſich ein kleiner Aufſtand. Es kam beym Nachtiſch eine eingemachte Ananas auf die Tafel, und war im Huy verzehrt. Graf R. ſchien ein großer Liebhaber von dieſem Eingemachten zu ſeyn. Er beſchuldigte ſeinen Reiſegefährten, er habe ſich das größte Stück ausgeſucht. Dieſer gab ihm die Beſchuldigung zurück, und ſie geriethen in einen ſcherzhaften Wortwechſel, wobey G. ſeinem Gegner vorwarf, er habe einſt zu Mayland die Hälfte einer eingemachten Ananas, ſo groß wie die Melone da, allein verzehrt... — „Du haſt ja noch?" ſagte Biderthal zu ſeiner Frau, „laß noch eine geben!" — O gerne, ſagte Luiſe; aber ich muß ſelber gehen! denn du weißt, die Haushälterinn . . Indem hatte ſie ihren Stuhl gerückt. R., welcher neben ihr ſaß, hielt ſie an, und flehte, ſie möchte bleiben. — Wenn Sie es als eine Unhöflichkeit anſehen wollen, ſagte Luiſe zu ihm, daß ich die Geſell-

ſchaft auf einen Augenblick verlaſſe, ſo will ich bleiben. Aber lieber befriedigte ich meinen Mann und mich ſelbſt. — Ich bitte, fiel Biderthal ein, laſſen Sie ſie gehen! Die Weiber dürfen bey uns nicht ſo vornehm und nicht ſo gezwungen ſeyn. Meine Herren, wenn Sie unter uns leben wollen, ſo müſſen Sie ſich zu unſeren Gebräuchen herablaſſen, wir gerathen ſonſt gegenſeitig in Verlegenheit und kommen nicht zuſammen über Weg. — „Geh, Luiſe, geh!“ — Sie verſchwand wie ein Blitz. Die Grafen ſchienen etwas verlegen. Woldemar wendete ſich zu ihnen: „damit Sie uns nicht für wunderlich halten,“ hub er an, „muß ich Ihnen erzählen, daß wir es ehmals verſucht haben, ohne Haushofmeiſter, Kellermeiſter, Tafeldecker und eine hinlängliche Anzahl von Bedienten, das Phänomen aller ihrer Wirkungen hervorzubringen, und dabey gar nicht ſo zu thun als ſey das etwas außerordentliches: aber ohngeachtet aller unſrer Mühe ſah man dennoch, daß wir außer unſerm Gleiſe waren; wir ſchwebten am Rande her voll Angſt oft eine ziemliche Strecke, und plumsten zuletzt auf einmal hinunter, wie ſehr auch war zugepeitſcht worden; hernach, wenn wir geſchwind von neuem überſetzen wollten, warfen wir nicht ſelten gar um und gaben ein ſehr lächerliches Schauſpiel. So haben wir denn beſchloſſen, hinfüro ſtandhaft in unſerm Gleiſe zu verbleiben, und nur überzuſetzen wo wir jemanden aus dem Wege zu fahren genöthiget ſind.“ — Indem kam die niedliche Luiſe, halb außer Athem, wieder herbey geflogen; in der einen Hand noch ihre Schüſſel und in der andern den Teller mit der Ananas, den

ſie vor den Grafen hinſetzte, und ſo lieblich lächelnd ausſah, daß alle hätten aufſpringen und ſich ihr zu Füſſen ſtürzen mögen. Es wurde auf einen Augenblick ganz ſtill. Alle — ich weiß nicht wie es kam — ſchienen von einer gewiſſen zärtlichen Bewegung ergriffen, als wollten ſie ſich einander die Hände drücken.

Die Fahrt nach dem Jagdhauſe gelang über alle Maaßen. Nach der Zurückkunft fragte Biberthal die Grafen, ob ſie zum Nachteſſen bleiben wollten? Luiſe fuhr ein wenig zurück; faßte ſich aber gleich wieder, und ſagte mit Lebhaftigkeit: „nehmen Sie ſich in Acht, meine Herren! Sie werden in April geſchickt.“ — Unſre Reiſende wollten durchaus nicht glauben, daß ſie dabey angeführt ſeyn könnten wenn ſie blieben. Sie erboten ſich, mit ein Paar friſchen Eyern, allenfalls mit Butter und Brodt vorlieb zu nehmen. Biberthal fragte: „wer aber die Schüſſeln zu ſich genommen hätte, die den Mittag unverſehrt wären abgetragen worden?“ — Gut, gut! rief Luiſe mit lachendem Munde: — aber ſo magſt du denn nur hingehen und die Gläſer ſpülen und den Tiſch zurecht machen, denn ich bin gewiß, daß nichts in Bereitſchaft iſt, und die Bedienten haben jetzo noch anderes zu thun. — Wir helfen! ſagte R. Alles, wenn wir nur nicht fort müſſen! — Recht ſo! rief Woldemar; ein Wort ein Mann! Kommen Sie! — Beyde liefen zum Saal hinaus; die ganze Geſellſchaft ihnen nach. Man ſchleppte den Tiſch ins Speiſezimmer, holte Gedecke, Meſſer und Gabeln, Teller, Gläſer, was man brauchte und nicht brauchte. — Die

Bedienten wollten ſich todt lachen, indem ſie mit den Herren und Damen durcheinander liefen, und alle Augenblicke eine Ungeſchicklichkeit gut zu machen hatten.

Da alles fertig war, gings mit fröhlichem Geräuſch wieder hinauf in den Saal. Und nun mußte Graf G. herhalten, weil er ſich bey der Expedition ſehr links bewieſen und manchmal ausgeſehen hatte, als wär' er bang etwas unanſtändiges zu thun. Woldemar konnte das nicht begreifen — von einem Kämmerer, der doch, meynte er, gegen viel andre Dinge abgehärtet ſeyn müßte. — Ja, fügte R. hinzu, und der zwey Jahre bey dem dicken Könige Auguſt von Sachſen Edelknabe geweſen iſt.

Es wurde heimlich Mitternacht, und ſie hätten es gern heimlich Morgen werden laſſen, ſo Jammer ſchien es ihnen miteinander, daß ſie ſchon ſich trennen müßten.

Dieſem Tage folgten ähnliche, und Woldemar hatte gewonnen Spiel. Es bedurfte weiter keiner Predigt; ſeine Freunde fühlten mit Herz, Sinnen und Verſtand den unendlichen Unterſchied zwiſchen eigenthümlichem Glanz und jenem fremden Schimmer, der mit jedem Augenblicke von einem weicht, dem man beſtändig nachlaufen muß, den jeder ins Mittel kommende Gegenſtand uns entzieht. Sie begriffen, daß wenn ſie nur in ihrem eigenen Hauſe zu Hauſe ſeyn, und Herrſchaft behaupten wollten wo ihnen Herrſchaft gebührte,

ſie alsdenn Anſehen und Ehre in vollem Maaße genießen würden. Nie wollten ſie wieder die Thorheit begehen, eigenen Grund und Boden auszupachten, um als Knechte darauf zu dienen; nie wieder ihre Glückſeligkeit und ihre Sitten verläugnen; nie mit all ihrem Golde — nur übergolden; — aus einem vollſtändigen Wamms einen armſeligen Rock, aus einem Rock einen Talar erkünſteln, ſondern das Wamms tragen oder verſchenken als Wamms, und den Rock als Rock. . . .

Die Grafen hatten ſich nur wenige Tage zu B. aufhalten wollen, und konnten nunmehr nach ſechs Wochen noch nicht aus der Stelle. Alles was ſie ehmals angezogen hatte, vermochte jetzo nicht den Reiz aufzulöſen, der ſie feſt hielt. Ihr Wohlgefallen an den Hornichs, ihre Hochachtung gegen ſie, war Bewunderung und Ehrfurcht geworden. Sie hatten eine neue Verſchiedenheit der Stände kennen gelernt, nach welcher ſie lange nicht vom erſten Rang waren. G. konnte ſich zuweilen des Lachens nicht enthalten, wenn ihm der goldne Stern auf der Bruſt ſeines Freundes in die Augen fiel, und zugleich deſſelben betroffene beynah demüthige Miene, die ihm noch kein König aufgedrückt hatte. Beyde verglichen was Könige beſitzen und zu geben haben, mit dem was derjenige genießt und mittheilen kann, der dem Glücke ſelbſt im Schooße ſitzt, der Günſtling der unerſchöpflichen Natur, der nächſte an ihrem Thron. — Ihren Abſtand davon erblickten ſie mit Beſchämung; — wie ſie die Gaben der Allgenugſamen erſt aus der dritten, vierten Hand empfin-

gen, ſo kümmerlich, und ſie ſelber kaum von Angeſicht kennten . . .

Nichts kann rührender ſeyn, als dieſe Männer, wie ſie alſo in dieſem Kreiſe ſtanden; als dieſer Kreis, wie er dieſe Männer alſo umſchloß. Von beyden Seiten gingen die wichtigſten Offenbarungen gegen einander aus, die lebendigſten Erkenntniſſe, die wärmſten Beherzigungen . . . Wer kann eine reiche Saat, Halm vor Halm beſchreiben, Korn vor Korn, — und wer möchte ſie nur ſo betrachten? — Ueberſchaue von der nächſten Höhe das Feld, und horche dem Liſpel der wallenden Aehren!

Trennung mußte endlich doch erfolgen; aber ſie fühlten ſich verbunden auf ewig, und ſchieden getroſt.

Dieß geſchah den letzten Herbſt vor Woldemars Verlobung. Mancherley Umſtände kamen damals zuſammen, die Geſchwiſter noch enger mit einander zu verbrüdern; ihrer gegenſeitigen Liebe — Freude und Wohlgefallen aneinander, einen ausnehmenden Grad der Höhe zu geben. Der größte Theil ihres weitern Umgangs wurde ihnen nun vollends ſchal, vieles in ihrer bisherigen Lebensart ganz und gar unerträglich; ſie fingen an über die Bedenklichkeiten zu ſpotten, welche ihre Befreyung aufgehalten hatten, und räumten ſie nach einander aus dem Wege.

III.

* Zu Seite 139.

Bey der Verwandlung die in dem Innern ſeiner Familie gegenwärtig vorging etwas ähnliches zu beſorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausſchweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung. — Vielleicht möchte Dorenburg nunmehr die Bedienung annehmen, die ihm mehrmals war angetragen worden; ſie war anſehnlich, und er konnte ſie, nach der Verfaſſung zu B—, neben ſeinem Gewerbe bekleiden; nur legte ſie mancherley Zwang auf, welcher mit ſeiner vorhergehenden Lebensart ſich nicht vertrug, bey der gegenwärtigen aber ſehr leidlich ſcheinen konnte: — Vielleicht würde Biderthal aus ſeinen Erfahrungen in der Chemie, aus ſeinen Beobachtungen in der Naturgeſchichte, aus ſeinen erworbenen Kunſtkenntniſſen, irgend ein Buch hervortreiben wollen; er hatte mehrmals die Luſt dazu geäußert: — Vielleicht ergäben ſich die Weiber ernſtlicher dem Leſen, wollten ihr bekanntes feines Urtheil mehr ſichern, ihre Kenntniſſe vervollkommnen, — den Thurm zu Babel vollenden. Gegen alles dieſes ſetzte er ſich demnach kräftig zur Wehr. Bey Dorenburg ſchien ihm die Gefahr am dringendſten, und die ärgſte zugleich. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, wenn er von dem Unglück zu reden kam, womit derſelbe bedroht ſey: — „Lieber!“ ſagte Woldemar zu ihm, „Du weißt

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781. S. 45 — 52.

nicht was das heißt, mit zwölf, funfzehn Menſchen einer ſchlechter als der andre, ein Ganzes auszumachen; mit ihnen zu rathſchlagen und zu handeln; in einem beſtändigen Wechſel von Unterricht, Oberhand und Unterwerfung zu ſtehen: man muß von Jugend auf dazu gewöhnt, dazu angelernt — oder mit einem ausnehmenden Pflegma begabt ſeyn, um es auszuhalten. Sich in der Abſicht dazu verſtehen, daß mehr Gutes geſchehe, oder weniger Böſes, iſt Thorheit; gerade das Gegentheil kommt dabey heraus. In einer Geſellſchaft von Dummköpfen und Schurken wird noch oft das Gute zugelaſſen, weil ihm nichts entgegen ſteht, manchmal ſogar gefördert, wenn es durch angemeſſene Mittel ſich annehmlich macht: aber nicht ſobald iſt ein rechtſchaffener geiſtvoller Mann in ihre Mitte getreten, als jeder Dummkopf ein zwiefacher Dummkopf, und jeder Schurke ein doppelter Schurke wird; alle nur Ein Herz und Eine Seele wider den Beſſern; alle mit einander vereiniget zu einem wahren vollkommenen Reich der Finſterniß und des Argen. Das Gute wird nun ohne Unterſchied verhindert, weil es der angefeindete Mann unabläſſig will, weil man es als ſeine eigene Sache anſieht; alle Rechtſchaffene werden verfolgt, weil ſie mit ihm entweder in wirklicher Verbindung ſtehen, oder — in möglicher, — weil man ſie als heimlich von ſeiner Parthey betrachtet; alle ſchlechte Leute beſchützt und hervorgezogen, weil ſie entweder ſchon deſſelben Feinde ſind, oder man ſie doch alle Tage dazu machen kann. — Allemal — wenn Gutes nur hinzugethan wird zu Böſem, und nicht in gehörigem

Maaße um das Böſe zu überwältigen, ſo kann es nichts als Uebel ärger machen. — — In deinem Fall, lieber Dorenburg, iſt noch etwas beſonders zu erwägen, das du vielleicht als nichtsbedeutend anſiehſt, und es wahrhaftig keinesweges iſt. — Lieber, du wirſt viel mit Rechtsgelehrten zu ſchaffen haben, und du biſt keiner. — Da ich zu der Innung gehöre, da meine wohl erworbene Meiſterſchaft von niemand beſtritten wird, ſo darf ich von der Sache reden. Sieh, ehrlicher Freund, es giebt nichts was dem Menſchen alles Menſchliche ſo auszieht; Gefühl und Verſtand ſo ganz in ihm ertödtet, — als die iſolierte Rechtswiſſenſchaft: und, ich ſchwöre dir, mehr als elende ſinnloſe juriſtiſche Schulfüchſerey iſt hier *) nicht in den Leuten; — ſie haben dir, Gott weiß! doch nicht die mindeſte Einſicht in Staatsverwaltung; nicht einen Funken wahre Philoſophie; nicht ein Schärflein ächten Witzes; — Kenntniß der Welt, der Geſchichte — Literatur? — kein Auge voll! — Nichts, nichts! — die bloße, platte, leere Juriſterey. — Und was ſich die Schöpſe von Pedanten darauf einbilden daß ſie keinen Menſchenverſtand mehr haben, das iſt entſetzlich! — Satzungen, und Formalitäten — da allein das, nicht geſunde Vernunft in foro zur Sache thut, ſo ſind Satzungen und Forma-

*) Einige haben dieſes offenbar Locale, Hypothetiſche, individuelle Urtheil, als gegen einen der ehrwürdigſten Stände der Geſellſchaft überhaupt gerichtet anſehen wollen. Ich weiß hierauf nichts anders zu ſagen, als daß ich nicht begreife, wie man das konnte.

litäten ihnen allein ehrwürdig, und ſie lernen geſunde Vernunft für nichts achten. Mit dem Weſentlich=Gerechten, mit dem Billigen, geht es ihnen eben ſo; ſie lachen darüber; lachen dich aus, daß du ſo albern und unwiſſend biſt, und meynſt damit wär' etwas gethan. — Kömmſt du ihnen mit höheren Grundſätzen, als: Wohlfahrt des Staats; Glückſeligkeit der Bürger; Intereſſe der Menſchheit: ſo würdigen ſie nicht dich anzuhören; das iſt ihnen Wiſchiwaſchi für müſſige Leute; armſelige Kinderey; es wird ihnen übel davon; ſie ſcharren und ziſchen . . . Kurz, ehrlicher Freund, lieber Bruder Dorenburg, du ertrügſt es nicht; gingeſt vor Aerger, Ekel und Abſcheu zu Grunde.

Seines Bruders Grille griff er, insbeſondre, nicht mit dieſer Heftigkeit an; aber bey jeder Gelegenheit ſuchte er den Satz ins Licht zu ſtellen: daß alle wahre Freude jedes Studiums dahin ſey, ſobald man Sinn darin bekomme, ſein Wiſſen auszukramen.

Gemeiniglich wendete er ſich dann an alle zugleich, Männer und Weiber, um ihnen Naivetät des Herzens überhaupt anzupreiſen. Sie ſollten prüfen was ihnen wohl thue, und, ſoviel möglich, es unmittelbar von der Natur nehmen; nicht bey Vorkäufern, nicht in Trödelbuden, ſondern neu, friſch und unverfälſcht. Der Mißbrauch den verſchiedne Leute von Dichtern und andern Künſtlern im Schönen machen, daß ſie von unmittelbarem Selbſtgenuß ſich entwöhnen, in der wirklichen Natur bloß ihren Schatten wieder ſuchen, bloß

ihre Schilderung betrachten, die große Welt — zerſtückt in einem Guckkaſten, und ſogar ihren unendlichen Urheber auch — dieſer Mißbrauch war ihm ein Gräuel. — Ein noch ärgerer Gräuel verſchiedene dieſer Schriftſteller ſelbſt, Dichter und Schöngeiſter, die Erd und Himmel nur als Materialien anſehen, Rahmen um ihr werthes Bildniß daraus zu ſchnitzeln; die nur herumgehen und ausſuchen in der Natur, was ſich davon zu Papier bringen läßt; anders nichts ihrer Mühe werth achten, und wär' es ſchön und herrlich über alles; denen vielleicht der rührendſte Auftritt in der Schöpfung verhaßt wurde, weil ein anderer ſie in deſſelben Darſtellung übertraf....

„Wie in Einen, ſo im Andern!“ ſagte Woldemar; „man ſoll werden laſſen die Dinge — aus ihren Urſachen, und in der Reihe wie ſie Gott aneinander gekettet hat. Wem in Umſtänden die es erheiſchen, ſein Muth Heldenthaten gebeut — der iſt zum höchſten Genuß der Menſchheit berufen — zu Heldenluſt und Heldenehre: wen aber, nur berauſcht von heroiſchen Dingen, aus bloßer Luſt ein Held zu ſeyn, nach — Heldenthaten lüſtet, — der iſt auf dem Wege, wahrſcheinlich — ein Narr — oder ein Ungeheuer zu werden. — — Jedes Beſtreben, eine Wirkung hervorzubringen wovon die Urſache nicht vorhanden, — iſt Abfall vom höchſten Weſen, Beſchwörung hölliſcher Mächte, eigentliche Zauberey. — Dann lernen wir, ohne Gefühl des Schönen, ohne Luſt daran, es begehren und verfolgen; — Genuß ſuchen und Genuß erhaſchen,

ohne Bedürfniß; — Lob erjagen, ohne Verdienſt; Ruhm, ohne Tugend; — lernen Menſchenliebe hegen, Gutes thun und an Gutem uns erfreuen, ohne Güte, ohne Rechtſchaffenheit; — zu vereinigen mit den niedrigſten Lüſten die edelſten Gefühle, — Wonne der Himmel mit Verbrechen und Selbſtverachtung, — innerliche Ruhe, Heiterkeit, Triumph, mit den tiefſten Schlangenſtichen des Gewiſſens, — — zu ſeyn hie und da das erhabenſte Weſen, — und das verworfenſte dennoch immer, — ein Teufel und ein Gott!

So wehte täglich aus Woldemars innerſten Gefühlen die Liebe Flammen hervor, die, was ſie ergriffen verzehrten, oder — wenigſtens anloderten und überbrannten.

IV.

* Zu Seite 215.

Henriette ſprang auf, faßte Woldemars Hand, drückte ſie an ihr Herz, und küßte ſie. Nach einem kurzen Stillſchweigen, brachte Dorenburg die Frage vor, die ihm und Biderthalen ſchon ſo lange auf der Zunge geſchwebt hatte: warum, wenn ein Pythagoras, ein Socrates, ein Zeno ſo viel gewirkt hätte, alle dieſe Philoſophen zuſammen mit ihren Schülern und Nachfolgern jetzt ſo wenig wirkten?

Sie wirken noch immer, ſagte Woldemar, aber freylich auf eine ziemlich unſichtbare Weiſe. Jene Alten ſelber hören und verſtehen wir nur wenig, und ihre Nachfolger in unſern Tagen ſind mehrentheils falſche Propheten, deren Weisheit je länger je mehr zu einem Handwerk, und zugleich zu einer brodtloſen Kunſt geworden, ohngefähr wie Seiltanzen und Luftſpringen, wo es den Schauſpielern hauptſächlich um den Einlaß, und hernach um das Geklatſche zu thun iſt. Daß wir faſt durchgängig nur deswegen etwas lernen, damit wir bey Gelegenheit zu zeigen im Stande ſind daß wir etwas wiſſen, dieſes ſieht man ſehr deutlich ſelbſt aus unſeren Methoden, die ganz darauf berechnet ſind. Studium iſt kahle Lernerey geworden, unſere Seele ein bloßer Paradeplatz oder eine feile Krambude. Allein,

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781. S. 134 — 142.

Urſache iſt dieß alles nicht ſowohl als Folge. Die eigentliche Urſache iſt, daß wir verſtockt, dumm und taub ſind; daß ſich Herz und Verſtand bey uns auf die entſetzlichſte Weiſe verfinſtert haben. Wie und welcher Geſtalt? habt ihr ſelbſt vorhin ſehr gut entwickelt, und indem ich von der Entſtehung des modernen Epikureismus ſprach, habe ich auch das meinige hinzuzufügen nicht unterlaſſen. Wiederholt euch das, aber erinnert euch zugleich, was ich von meiner Hoffnung hinzu fügte, daß neues Licht und neues Leben im Anbruche ſey. Dann erſt, aber dann auch gewiß, wird alles was zur Veredlung des Menſchen jemals gewirkt hat, wieder hervorkommen, ſich vereinigen, und in eine Form zuſammen fließen, die alle geweſene an Würde, Schönheit und Dauer — o, wie weit übertreffen wird!

Wie, um Gotteswillen, ſollte das zugehen? rief Biberthal aus; ſo ganz zuwider dem jetzigen Lauf der Dinge, da der Fortgang unſerer Verfeinerung . . .

Du verwechſelſt wieder, ſagte Woldemar. Verfeinerung unſerer Sinnlichkeit ſoll und wird es freylich nicht bewirken, ſondern Aufklärung des Verſtandes, allgemeine Erleuchtung. Von jener habe ich ja ſelbſt behauptet, daß ſie den Menſchen immer thieriſcher mache, ihn um ſeinen geſunden Verſtand, ſeine geſunden Gefühle, ſein geſundes Herz — um Gott und um Tugend bringe. Das Elend, die Verzweiflung die hierauf folge, hab ich geſagt, ſey ein Tod durch den wir

in ein neues Leben auferſtehen werden. Beſinnt euch, und laßt mich endigen.

Das hauptſächlichſte, ſo wir eingebüßt, ſind Empfindungen und Neigungen, die gewiß nicht ausbleiben, wenn nur ihre Gegenſtände wiederkommen. Hingegen haben wir gewonnen, wozu Jahrtauſende von Erfahrung und Uebung nöthig waren. Verdunkelte Wahrheiten, Erkenntniße, Grundſätze, werden um ſo heller wieder hervorgehen, da eine Menge von Irrthümern und Unglücksſchwangern Grillen, womit ſie ehedem vermiſchet waren, vertilgt ſind. Von den Tugenden läßt ſich das nehmliche behaupten. Verſchiedene Laſter ſind verſchwunden, vermuthlich auf immer, und es ſind edle, milde, billige, wohlthätige Geſinnungen gäng und gebe geworden, welche ehemals nicht im Schwange waren; wir ſind der Rechtſchaffenheit im Grunde näher. Auch unſre allgemeine Menſchenliebe, die man ſo lächerlich zu machen ſucht, iſt kein ganz leeres Ding. So wie Familien ſich in verwandte Haufen, verwandte Haufen in Dörfer, Dörfer in Städte, Städte in Völkerſchaften, Völkerſchaften in große Nationen, Nationen — in die ganze Welt ausgebreitet haben: ſo haben ſich auch die Gefühle, Neigungen und Ideen ausgebreitet, und unſer Intereſſe hat wirklich und wahrhaftig eine Richtung auf das Ganze bekommen. Ein Menſch iſt als Menſch dem andern jetzt unendlich mehr als er ihm ehemals war. — Wenn man den geringen Antrieb erwägt, den die Tugend in unſerm Jahr-

hundert hat, ſo muß man über die Anzahl würdiger Menſchen die noch angetroffen werden, und über die Menge von ſchönen und guten Handlungen die man erfährt, in der That erſtaunen. Ich kann einzelne Beyſpiele in dieſem Fall nicht leiden, aber an das Verhalten der Franzöſiſchen Parlamente vor einigen Jahren muß ich doch erinnern. Man vergleiche die Aufführung dieſer Geſellſchaften mit der Aufführung des Römiſchen Senats unter den Kaiſern. Kurz, ich bin meines Theils überzeugt, daß keine Tugend jemals auf der Welt geweſen iſt, die nicht noch hier und da, auch in unſern Tagen lebendig vorhanden wäre. Jedes ächte menſchliche Gefühl liegt dem Menſchen ſo nah, jeder guter Geiſt iſt ſo willig ſich eine Stätte in ihm zu bereiten, und ihm ein treuer Gaſt zu werden! Alſo noch einmal, meine Freunde, uns laßt getroſt ſeyn und voran wandeln. Ob ich lieber in Zeiten gelebt haben möchte, wo ich vielleicht — ein Abraham hätte ſeyn können, oder ein Herkules, oder ein Achilles, Cleomenes, Scipio, Herrmann, Götz oder Sickingen, davon iſt nicht die Frage; das will ich, und das kann ich nicht unterſuchen. Aber das weiß ich, daß ich allein auf dem Platz, wo ich mich befinde, meines Daſeyns in der That und in der Wahrheit froh werden kann, und daß ich kein Traumwandler ſeyn mag. Voran alſo! Wenn es ſchon hundertmal wahr iſt, daß phyſiſches Intereſſe die Seele unſers Jahrhunderts iſt, wir ſind dennoch auf gutem Wege. Aus dem wohlerkannten und wohlbeſorgten

phyſiſchen Intereſſe ergiebt ſich das moraliſche von ſelbſt; Erde ſcheint gen Himmel, wie Himmel auf Erde, beyde fließen in einander. Was die höchſte phyſiſche Wohlfahrt gebiert, läßt ſich unwiderleglich darthun, und ihre Grundſätze ſind wirklich zu einer Klarheit gediehen, die nicht lange ohne Folgen bleiben kann. Der Türgots werden mehr kommen und man wird ſie nicht alle ſtürzen....

Stimme der Wahrheit — nicht mehr einſam an den Enden der Erde nur; die am goldenen Throne wiederhallt, daß es hinab dröhnt zu ſeinen Füßen und die Stelle bebt — Du vermagſt auch die Herzen der Könige zu durchdringen!

Sie wird immer näher und gewaltiger kommen, und mit jenem nothwendigen Geſetze unwandelbarer Gerechtigkeit, welches alle willkührliche Geſetze aufhebt und vertilgt, allgemeinen freyen Gehorſam zu Wege bringen *).

So müße, was von Sparta geſagt worden iſt: das Laſter ſey daſelbſt unmöglich und die Tugend nothwendig geweſen, in einem höheren Sinne bey uns eintreffen.

*) Leute von richtigem Urtheil, ſagt ein berühmter Schriftſteller, laßen ſich am willigſten regieren; aber niemand haßt auch mehr als ſie Gewaltthätigkeit und Knechtſchaft. Schaffet aufgeklärte Völker dem Monarchen; laßet ewig Dumme dem Deſpoten.

Und davor brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir vor lauter Gerechtigkeit und Ordnung werden dumm, feig und ſeellos werden, vor lauter Glückſeligkeit unglücklich. Die Endlichkeit unſerer Natur, die Unvollkommenheiten der Welt, laſſen ſich nicht überwinden, ihre weſentlichen Mängel nicht erſetzen; wir werden immer genug zu wachen und zu wirken haben. Ueberhaupt muß man Gott hiefür ſorgen laſſen, und es iſt Raſerey für den Teufel ſorgen zu wollen.

Es will mir das Herz zerreißen, wenn ich Menſchen ſo unachtſam auf das Elend ſehe das ſie umgiebt, wenn ich ſie über Hunger, Blöße, Krankheit, Peſtilenz und Krieg wegräſonniren höre, als ob es Kleinigkeiten wären; Kleinigkeiten das, wovon dem gegenwärtigen Gefühl irgend einen geringen Theil nur eine Viertelſtunde lang zu ertragen, oft unmöglich ſcheint. — Laſſet das fern von uns ſeyn, meine Freunde! Den wirklichen Drangſalen unſerer Zeit, denen die jeder fühlt, die jeder von ſich abwerfen möchte, und die Millionen unſerer Mitbrüder ſo unerträglich ängſtigen, daß ſie ſich krümmen und verzweifeln — denen laßt uns entgegen arbeiten! Laßt uns denen Tugenden, die wir empfinden, die wir erfahren und kennen, die ſich heute, zu dieſer Stunde anwenden laſſen, aus allen Kräften nachjagen. — Gewiß und wahrhaftig, meine Freunde, was, ſo weit hergeholt, von Tugend und Glückſeligkeit geſchwärmt und erſonnen wird — es iſt ſchwankend, träumeriſch! Die Leute, weiß Gott! glauben ſich ſelber nicht, zweifeln und zagen wenigſtens alle Augenblicke;

fahren auf, und wiſſen nicht wo ſie ſind, bey jedem et=
was ſtarken Anſtoß. — — Aber Segen und Dank
dem Edeln, den dieſes nicht trifft, und der — (träf'
es ihn denn auch zum Theil) irgend ein ächtes, menſch=
liches Gefühl das ſchlummerte, wieder aufweckt, oder,
wills entſchlüpfen, zurück ruft; — Preis und Ehre der
ahndungsvollen Seele, welche des Sichtbaren vergeſſen
kann, um zu leben im Unſichtbaren; die ſich hingiebt
und wegwirft für diese Zeit, aus ſo hoher göttlicher
Liebe — Unſterblichkeit ihr zum Lohn und Palmen der
Ewigkeit!

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Vertraute Briefe
über
Bücher und Welt.
Von
Friedrich Köppen.

8. Leipzig bey Gerhard Fleiſcher 1820.

Preis 2 Thlr.

Der bekannte Verfaſſer hat in dieſen Briefen vielerley Gegenſtände berührt, welche unſerer Zeit nahe liegen, z. B. die chriſtliche und unchriſtliche Philoſophie, in Bezug auf die neuern theologiſchen und philoſophiſchen Parteyen, den Myſticismus, Pietismus, Separatismus, Spanien und ſeine Inquiſition, das Mittelalter, die Behandlung der Moralphiloſophie, Friedrich Heinrich Jacobi's Leben und Charakter, die Geſchichtſchreibung und deren Styl bei andern Völkern und bei den Deutſchen. Weil die Briefe urſprünglich an einen Freund gerichtet wurden, erklärt der Verf. dem Leſer in dem Vorbericht, ſey manches Einſeitige, aber auch Friſche darin geblieben, ſeyen Sachen und Menſchen mit Namen genannt, gehe Lob und Tadel gerade heraus, was er ſelber liebe, und das Publikum vielleicht mit ihm. Auch ſey überhaupt die Einſeitigkeit, Raſchheit, Offenheit vertrauter Mittheilung ſo ſchlimm nicht, und könne das eigene Urtheil des Leſers anfriſchen; was man aber liebe, ſolle man loben. Wir empfehlen daher dieſes Werk gebildeten und denkenden Leſern.

Pindarus Werke,

Urſchrift, Ueberſetzung in den pindariſchen Versmaßen und Erläuterungen

von

Friedrich Thierſch.

Zwei Theile. gr. 8.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher 1820.

Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung kündigt hiermit die Vollendung eines Werks an, in welchem der erhabenſte und ſchwierigſte lyriſche Dichter der Griechen zum erſtenmale vollſtändig, ſelbſt die Bruchſtücke nicht ausgenommen, in ſeinen urſprünglichen Versmaßen deutſch überſetzt worden iſt. Außer der Ueberſetzung ſelbſt, die bei der möglichſten Treue ſich beſtrebt, die Schranken des in der deutſchen Sprache Zuläſſigen nicht zu überſchreiten, übrigens aber das Urbild ſo unverfälſcht als möglich wieder zu geben, enthalten die beiden Bände, den griechiſchen Text, mit Benutzung der neueſten Bearbeitungen und nach des Verfaſſers eigenen Anſichten angeordnet, die vollſtändige Anzeige alles deſſen, was im Texte und von wem es geändert worden, erläuternde Anmerkungen zu der Ueberſetzung, eine ausführliche Einleitung über

griechiſche Muſik und Rythmik in Bezug auf Pindarus, über Beſtimmung und Veranlaſſung der pindariſchen Geſänge, ihre Darſtellung durch den Chor und die Einrichtung deſſelben, über ihre Stoffe und die Behandlung derſelben, endlich über ihr Verhältniß zur Tragödie, beſonders zu der lyriſchen der Dorer, wobei eine Unterſuchung über den Urſprung der dramatiſchen Poeſie in Attika und zu Sikyon und über die Verbindung beider Gattungen zur attiſchen Tragödie eingeſchaltet wird. Den Beſchluß macht die Beſtimmung der chronologiſchen Folge, in welcher die Gedichte des Pindarus nach einander entſtanden ſind. Die Verlagshandlung glaubt ihrerſeits nichts verſäumt zu haben, um einem Werke, deſſen Erſcheinung nicht nur dem Philologen und Alterthumsforſcher, ſondern auch jedem Freunde ächter und wahrer Poeſie angenehm ſeyn dürfte, den erwünſchten Eingang zu verſchaffen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00525 9919
Digitized by Google